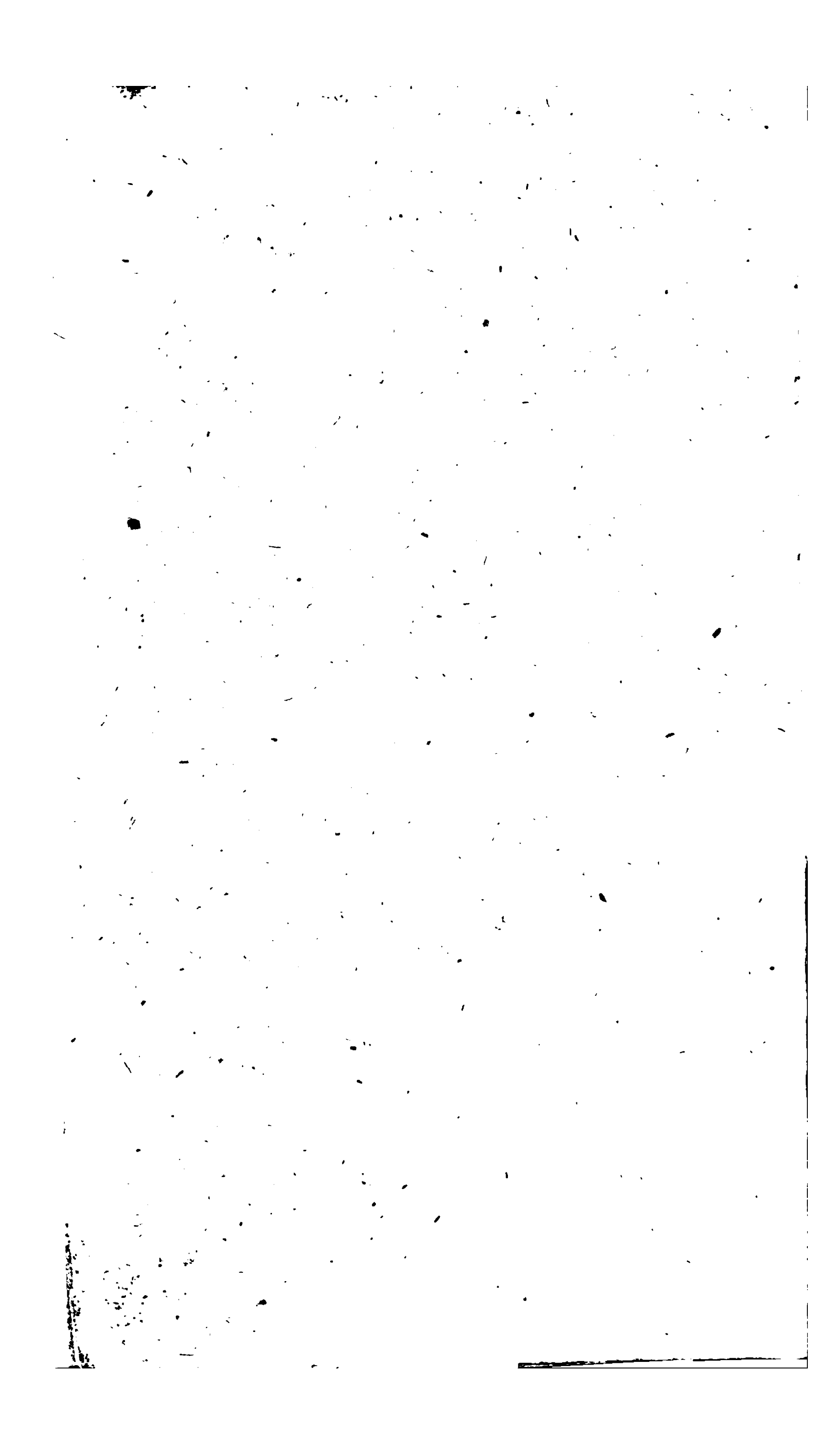

K. k. akad. Gymn., Wien.
44


STANFORD UN
SITY
LIBRARIES





Franz Edler von Zeiller.

Annalen

der

Literatur und Kunst

des

In- und Auslandes.

Jahrgang 1810.

Erster Band.

Januar, Februar, März.



Mit dem Bildnisse des Hofrathes v. Zeiller.

Wien, 1810.
Im Verlage bey Anton Doll.

Annalen der Literatur und Kunst.

Januar, 1810.

Inländische Literatur.

Erbauungsschriften.

Kurze Volkspredigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres (,) von Michael Kajetan Hermann, k. Schulendistrikts-Aufseher im kaadner Vikariate, bischöflichem Consistorialrathe und Pfarrer zu Dehlau. Erster Theil. Mit dem Portraite des Verfassers. S. 386. Zweyter Theil. S. 386. Prag, bey Caspar Widtmann. 1809. in gr. 8.

Recensent fand an diesen Predigten mehr, als blosse Uebereinstimmung mit der gefälligen Ansicht, die sich dem ersten Anschauen darbietet; sie übertraffen alle ohne Ausnahme weit seine Erwartung. Es ist hier alles in einer so wohlgefälligen Harmonie, daß Rec. davon angenehm betroffen,

sich in eine andere Region versetzt glaubte, wo man Moral und Religion, Philosophie und Aesthetik, Geschichte und Rhetorik, Pädagogik und Popularität, zu Einer Facultät zählt, deren Gradus der Herr Verfasser schon erlangt zu haben schien.

Originell sind die Predigten dieses Jahrganges; die Themate sind inhaltsvoll und stoffreich, die Eingänge sind kurz, aber deutlich und die Absicht des Redners anzeigend; und die Abhandlung selbst ist eine gelungene Rede, die vortrefflich ausführt, was das Exordium mit logischer Genauigkeit proponirt hat. Die Moral des Verfs. ist rein und lauter, und führt mit schwesterlicher Hand die Religion des Erlösers in das Herz des gläubigen Christen. Angenehm beschäftigt der biblische Vortrag des Verfs. den Verstand des Zuhörers, und die hier und da eingestreuten Erzählungen aus der Geschichte der Religion sowohl, als der profanen Begebenheiten, wirken auf Herz und Willen, und ziehen die Aufmerksamkeit erneuert bis zu dem Munde des Redners hin. (Auditores adhaeserunt ab ore Rhetoris.) Weislich und rednerisch-zierlich sind passende Stellen aus der Schrift zitirt, ohne durch Text- und Zahlnahmen den Periodenbau zu unterbrechen, oder den Zusammenhang der Vorstellungen zu trennen, den der ungeübte Zuhörer, durch heterogene Einschiebsel oder Zwischenstellen von seiner einfachen Gedankenreihe ab-

geführt, nicht mehr herzustellen vermag; wie dieß von manchem Prediger geschieht, der sein Auditorium und die Angemessenheit seines Vortrages zu demselben, aus Eifer für den Ruhm seines Rednertalents vergißt.

Der Dogmatik wies der Herr Verfasser ihren Platz im Gebiete der Moral an: darum haben ihre Lehren eine praktische Tendenz, sind für den Verstand klar und begreiflich, und werden durch ihn eine interessante Angelegenheit des menschlichen Herzens. Man fühlt sich hoch über die Gegenwart erhoben, wenn man die Töne des lieblichen Einklangs vernimmt, zu dem sich hier die Moral und Dogmatik einander verstehen. In diesem Hochgefühle scheint dem Recn. jener Mittelweg zu liegen, worauf man das Ende der Grenze erreicht, wo sich die Erkenntniß und die Verbindlichkeit einigen, und da den Nahmen erhalten, der Religion heißt. Es bleibt nebst allem neuen Gebilde der Philosophie des gelehrten Schelling dennoch wahr, was Geishüttner vortrug: die Religion, rein und in ihrer hohen Würde gedacht, stammt aus der Moral, und nicht umgekehrt. So hat auch Herr Hermann bey der Verfassung seiner Predigten gedacht; er unterordnete die Dogmatik der Moral, und läßt aus ihrem sittenreichen und gläubigen Gebiete die Religion hervorgehen, heiter und schön, wie der liebliche Morgen.

Wer diese Predigten im Vortrage des Vrfs. gehört hat, oder sie in dieser Auflage liest, und darnach handelt und thut, dessen Glaube, Religion und Moralität nähern sich der Urzeit des Christenthumes, wo der Aberglaube noch keine Proselyten gemacht, und die Andächteley noch nicht eigensinnig über die kirchliche Ordnung weggesehen, und die Scheinfrömmigkeit den Sitten noch keine Einbusse verursachet hat. Denn sie tragen den Stämpel des reinen praktischen Christenthumes; für den Glauben kommt aus ihnen Leben hervor; dem Reiche der Tugend erweitern sie seine Grenzen, und das Geboth der Nächstenliebe wird auf den Thron erhoben, von dessen Glanz die Finsterniß, und das in ihr Bewirkte verscheuet, und Licht und Wahrheit angezogen wird.

Der Hr. Verf. nennt sie Volkspredigten; und sie sind es im ganzen Sinne des Wortes. Vortrefflich durchmustert er die Angelegenheiten des menschlichen Lebens, stellt jede derselben zur Ansicht vor das Gewissen hin, und zeigt mit der Hand der Erfahrung auf das Thun und Lassen, welches man um seiner Angelegenheit willen gemeiniglich beabsichtet; dabey rügt er mit Anstand und Würde, was der Wahrheit zum Nachtheil, der Sittlichkeit zum Anstoß oder zum Falle, dem häuslichen und bürgerlichen Leben in der Folge zum Leidwesen und zum unverhütbaren Schaden gereichet. Häusliches und bürgerliches Glück, oder wenn dieß

Wort vielleicht wegen seines zufälligen Inhalts nicht passend scheint, häusliche Zufriedenheit und bürgerlicher Wohlstand, religiöse Aufklärung und daraus erfolgte Gewissensruhe, freundliche Tugend, wie sie Menschen üben können, Beruhigung bey unvermeidlichen Uebeln des physischen Lebens, und heitere Aussicht in eine bessere Zukunft, sind in diesen Predigten der herrschende Zweck, den der Verf. sich stets vor Augen hielt.

Die Vortrefflichkeit dieser schönen Arbeit des Verfs. nöthiget dem Recn. ein Geständniß ab, das der gelehrte Neid vielleicht wieder zum übertriebenen Lobe machen wird. „Einzelne Predigten hat Rec. wohl schon gelesen, die diesen ähnlich sind; aber einen ganzen Jahrgang, durchaus sich gleichbleibend an Güte und Schönheit, weiß er sich nicht zu erinnern jemahls gelesen zu haben. Nach des Rec. Ueberzeugung (salvo judicio aliorum) gebührt unter unsern kath. Predigern der erste Rang dem berühmten Waldhauser, (dessen Leichenrede über den sel. Bischof Gall Recensent nach Verdienst gewürdigt, und wobey er ein wahres Wort gesagt hat, das der Neid mit trüben Augen für Weihrauch ansah) und sogleich neben ihm der zweyte unserm Verfasser.

Rec. wünscht, daß diese Predigten, die nebst den erwähnten Vorzügen eine angemessene Kürze auszeichnet, statt der gewöhnlichen Sammlungen die Lectüre vieler Prediger würden, und daß nach diesen Mustern Form und Gehalt mit der Hand des Selbstdenkers entworfen, gezeichnet, und bis zum vollendeten Produkt einer liberalen geistlichen Beredsamkeit würden. Wer nach Mustern arbeitet, oder wohl gar ganz oder theilweise sich fremde Sachen erborgt, um das eigne Talent vor übler Nachrede wegen der Arbeitsscheu, oder (wie sündhaft!) wegen der Unfähigkeit, zu schützen: von dem glaubt man fordern zu dürfen, daß er sich Werke anschaffe, die ihren Meister loben. Man frage hierüber die Kritik, und traue nicht jedem Bücherkataloge, der gewöhnlich dort anpreiset und lobspricht, wo selbst die bescheidene Kritik die traurige Ursache findet, vor Unrecht und Nachtheil zu warnen. Die werthlosen Jahrgänge und Sammlungen von unberufenen Predigtenschreibern sind ohne Widerspruch Schuld daran, daß man auf dem Lande noch allenthalben so schlechte Predigten höret. Die Kritik kann nach des Recn. Dafürhalten bey dergleichen Erscheinungen nicht strenge genug seyn, um den zahllosen Afterproducten, einer im Solde des gewinnsüchtigen Buchhandels stehenden Vielschreiberey, den Weg bis zur Maculatur zu eröffnen, damit nach Verdiensten der Lohn erfolge, wie sichs gebührt.

Nach des Recn. Meinung wäre mit den vorliegenden Predigten für ein ganzes Decennium gesorgt, während desselben alle formulardürftigen Prediger sich daraus belehren, und zu Selbstconcipisten umschaffen könnten: bis dann wieder einer hervortritt, der mit dem Geiste der Zeit, und den Fortschritten der Wissenschaften vertraut ist, und Stärke, Vermögen und Kraft genug hat, aus der Moral und Religion neue Ansichten zu liefern. Zum Studium während der Zwischenzeit würde ich den Predigern die neuen Erscheinungen aus der Philosophie, Moral und Geschichte, die das gute Zeugniß einer gelehrten Zeitung haben müßten, anrathen; da Predigten lesen und abschreiben ohnehin kein Studium genannt werden kann; am wenigsten solche, die bisher die ärmliche Bibliothek der Landgeistlichen zieren. Geistliche sollen die Gelehrten des Landes seyn, und ihre Predigten sollen dem Volke zu jener Aufklärung verhelfen, die seine Sitten mildert, seinen Glauben erleuchtet, seine Religion verschönert, und sein Leben vervollkommnet. Dazu könnten nach des Recn. eigener Erfahrung die Professoren der Pastoral vieles beytragen, wenn sie ihre Schüler in eignen Ausarbeitungen fleissig übten, die theils Beschreibungen, Erzählungen, Anreden, theils religiöse Betrachtungen, moralische Abhandlungen und Belehrungen, theils kleine Reden und Bruchstücke u. dgl. seyn müßten; dieß alles mit stetem Hinblicke auf

die Regeln der Rhetorik, und auf die Gesetze der Logik und Aesthetik verfertigt. Eine solche wissenschaftliche Vorübung bringt das Gute hervor, daß sich die Geübten in der Folge bey ihrer Amtsführung selbst zu helfen wissen, und nicht mehr nöthig haben, ihr erstes schmales Wochenlohn für Bücher auszugeben, die im Käsgewölbe paradiren sollten! Dieß Geschäft fordert aber Männer, die mehr können, als bloß Vorlesungen halten. Der Lehrer muß selbst mehr als mittelmäßig concipiren können, muß selbst ein wohlgebildeter Prediger seyn.

Hr. Prof. Seibt zu Prag gab 1796 Vorübungen im deutschen Styl heraus, die er mit seinen Schülern anstellte, und der Erfolg lehrte, daß seine Anleitung hiezu Talente weckte, die den Wissenschaften in unserm Vaterlande mannigfaltigen Vorschub gaben.

Rec. nennt unter mehrern Schülern von Seibt nur den gelehrten Professor der Exegese, Hrn. Fischer zu Prag. (Vielleicht war selbst Hr. Hermann einer davon?) Hr. Seibt dictirte die Aufgabe; und ließ sie, ohne daß den öffentlichen Vorlesungen ein Abbruch geschah, von den bessern Schülern lösen. Die Ausarbeitungen wurden unter seinem Vorsitze im Kreise Aller gemustert, nach Regeln der Kunst gesichtet, die bessern gesammelt und der Presse übergeben: zum bescheidenen Lob ihrer Verfasser, und zum aufmunternden Beyspiele für junge Talente.

Auf gleiche Weise sollte man den jungen Clerus zum Predigtamte tauglich bilden. Was nützt die Eminenzclasse auch aus allen Fächern, wenn der ausgezeichnete Student, nach der Priesterweihe nicht einmahl eine Frühlehre ohne Noth- und Hülfsbüchlein zusammenbringen kann? Beweise davon sind die verschiedenen Auflagen, auch der schlechtesten Predigten, die von den Landgeistlichen alljährlich aufgekauft werden! Rec. hat im ersten Jahre seines Seelsorgeramtes in einer Abtey statt des Novizenmeisters, der nach weiland Presinger andächtig meditiren ließ, indem man, wie er weislich sagte, keine gelehrten, sondern nur fromme Priester brauche, den dortmahligen drey Novizen auf eine ähnliche Art in schriftlichen Ausarbeitungen Unterricht gegeben, (was sein gelehrter Hr. Abt nicht nur mit Beyfalle guthieß, sondern selbst dem hochw. Bischofe anzeigte; der als Freund der Wissenschaften Recn. zur Ausführung des angefangenen Werkes in den huldreichsten Ausdrücken aufmunterte;) der nun zur Folge hat, daß der Eine davon ein geschickter Professor, die andern zwey gelehrte Seelsorger sind. Nach der Aussage eines Theologen aus dem Linzer Seminar, die Rec. so eben gehört hat, läßt der Prof. der Pastoral, Hr. Leik seine Schüler, wie oben erwähnt, manches schriftlich ausarbeiten — was uns hoffen läßt, daß man einmahl vom Gedächtnißwerke scheiden, und dafür zu den übrigen Geistesfähigkeiten oder

Anlagen kommen wird, die Verstand und Vernunft und Urtheilskraft heissen. Wer zur Schulzeit des Recn. die nachgeschriebenen Dictata am richtigsten auswendig herplappern konnte, der war in den Augen des hochgelehrten Hrn. Professors der beste Student: est eminentissimus inter eminentes, sagte unser Professor N. und dieser eminentissimus schreibt noch immer Predigten aus, begeht Plagiate, und verwirklichet aus hochgelehrter Unbehülflichkeit Aesops Fabel von der Dohle. Doch genug von Nebenangelegenheiten der Gelehrsamkeit, deren zu erwähnen Hrn. Hermanns Predigten den Recn. veranlaßt haben.

Der oben nach Gebühr gethanenen Aussage von dem Werthe dieser Predigten seyen hier noch ein paar Stellen beygefügt, die Rec. zur gefälligen Ansicht aushebt. 1. Thl. S. 50: „f) Endlich noch diese Regel: Achtet fleissig auf die Natur, und lasset euch durch sie zum Guten ermuntern. Die Natur ist ein grosses Buch, in welchem wir sehr viel Gutes lernen können. Und dieses Buch ist besonders für euch, lieben Landleute, aufgeschlagen; weil ihr mehr als andere in der freyen Natur eure Arbeiten verrichtet, und lebet. Ihr könnet und sollet bey dem Anblicke derselben Antrieb zum Guten finden. — Sehet und höret ihr, wie am frühen Morgen die Lerche dem Schöpfer gleichsam ihr Danklied anstimmet, und wirbelnd gen Himmel schwebt: so sey euch das An-

trieb, auch euer Herz dankbar zum Schöpfer zu erheben, der euch ohne euer Verdienst den neuen Tag geschenket hat. Entdecket ihr jene allgemeine Thätigkeit in der Natur, die der Schöpfer seinen Geschöpfen zum Bedürfniß gemacht hat, z. B. an den Bienen und Ameisen: so laßt euch dadurch zur Arbeitsamkeit und zum Fleiß ermuntern. — Sehet ihr, wie die Sonne bey ihrem Untergange noch einmahl über den Horizont (Erdfläche) auf die Welt zurück lächelt, als ob sie sich darüber freute, ihr durch Licht und Wärme genutzt zu haben, (:) so erwecke dieser Anblick den Vorsatz in euch: auch ich will, so lange meine Lebenssonne scheint, der Welt nützlich seyn; damit ich einst am Abende meines Lebens von der Grenze der Ewigkeit noch einmahl mit frohem Bewußtseyn auf eine Welt zurückblicken kann, in der ich nicht umsonst gelebt habe. Bemerket ihr im Frühling, wie die Natur, die den Winter hindurch abgestorben war, wieder neues Leben erhielt, (:) so befestige diese Bemerkung den Glauben in euch, daß einst nach dem Schlummer im Grabe eure Leiber zu einem neuen Leben hervorgehen werden."

Am Feste der Reinigung Mariens, von den Klagen betagter Personen über böse Zeiten und verderbte Sitten, spricht der Verf. mit vieler Freymüthigkeit die lautere Wahrheit aus. S. 151: „Es gibt Alte, die von einem geistlichen Stolz beherrscht werden. So erfinderisch ihre Eigenliebe

ist; ihre Jugendsünden zu entschuldigen und zu beschönigen, so streng sind sie in der Beurtheilung ihrer jüngeren Zeitgenossen. Den Splitter in den Augen dieser halten sie für einen Balken, und den Balken, der schon seit ihren Jugendjahren in ihrem eigenen Auge steckt, sehen sie kaum für einen Splitter an. Da stehen sie nun mit stolzer Pharisäer-Miene, und sagen: „Ich danke dir, o Gott, daß ich in meiner Jugend nicht so, wie die jetzigen jungen Leute gewesen bin: ein Hurer, ein Ehebrecher, eine Modethörinn und Kokette (Buhldirne), oder wie diese oder jene meiner jüngeren Zeitgenossen sind." Da verdrehen sie die Augen und seufzen über die Fehltritte ihrer jüngeren Mitwanderer, als ob sie in ihrer Jugend Heilige dagegen gewesen wären — u. s. w.

Daß die Kritik unbestechlich nach Recht und Gerechtigkeit handle, dafür diese Bemerkung: Die Paraphras S. 263 über 1 Joh. 4, 20—21 ist aus Brentano. Die Ausdrücke: 1. Thl. S. 31 Die Deputirten, S. 38 Instinkt, S. 129 Diese Regel dictirt, S. 192 Leidensscene, S. 306 Interessante; 2. Thl. S. 21 Originale, sind dem Landvolke nicht deutlich genug, und das so oft vorkommende Pronomen selbe statt dieselben ist wider die reine Sprache. Druckfehler fand Rec. wenige.

Kurze Predigten zum Frühgottesdienste auf alle Sonntage des ganzen Jahres. Von Cajetan

Nusser, Kooperator in Windbach. Linz 1809. Mit Feichtinger'schen Schriften. Im Verlag bey Cajetan Haslinger. 196 S. in 8.

Ein Bändchen, welches viele unserer dickleibigen Bände von Predigten aufwiegt! Vorliegende Frühpredigten zeichnen sich durch edle, lichte Kürze, gemeinnützigen Inhalt, und populäre Darstellung sehr vortheilhaft aus. Man findet durchaus reine Moral, ohne alle überflüßige Dogmatik, durch Beyspiele angewandt auf das praktische Leben. Allenthalben wird auf thätiges Christenthum, auf echte Tugend, auf wahre Sinnesänderung und Besserung des Lebens gedrungen, die wahren Begriffe der Busse, Beicht u. s. w. beygebracht, und der Pharisäismus, das bloß äusserliche Bekenntniß des Christenthums verbannt, worin leider auf dem Lande noch bey den meisten ihr ganzes Wesen der Religion, ihre ganze Tugend besteht, und wodurch sie, ihrer Laster ungeachtet, den Himmel zu erhalten hoffen. Wer das Landvolk so kennt, wie es wirklich ist, wird eingestehen müssen, daß noch die krassesten Begriffe unter ihm herrschen, besonders von dem Bilderdienst und der Verehrung der Heiligen, von den religiösen Gebräuchen und kirchlichen Ceremonien, von der Beicht, von guten Werken, Wallfahrten u. s. w. Nur durch anhaltende gleichförmige Bemühung der Seelsorger kann diesem Uebel, woraus die größte Unsittlichkeit des Volkes ent-

steht, nach und nach abgeholfen werden. Wenn alle Landprediger, nicht nur Kapläne, sondern auch Pfarrer und Dechante, nach dem Beyspiele des Hrn. Russer ihren Gemeinden die reine Moral in Schulen und auf der Kanzel vortragen, dann können wir einen fröhlichern Blick in die Zukunft thun. Rec. bedauert, daß Hr. Russer nicht auch die Festtags = Evangelien auf diese Art bearbeitet hat, um so mehr, da Anfänger an diesen Tagen oft um die Wahl des Gegenstandes verlegen sind. Vollständig ausgearbeitete Sonn = und Festtags- oder sogenannte Spätpredigten von diesem Verfasser, der seiner Diöcese Ehre macht, würden, auch bey unserm Ueberflusse an Predigten, jedem gebildeten Seelsorger willkommen seyn.

Christliches Gesangbuch, zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienste der evangelischen Gemeinden in den k. k. deutschen und galizischen Erblanden. Mit Vorwissen der hochlöbl. k. k. vereinigten Hofstelle und mit k. k. Consistorial-Genehmigung. Wien, bey Karl Schaumburg und Comp. 1810. 589 S. gr. 8. (2fl. 45 kr.)

Ein großer Theil der evang. Gemeinden in den k. k. Erbländern bediente sich bisher bey dem öffentlichen Gottesdienste des bey Wucherer in Wien aufgelegten Schleswig = Hollsteinischen Gesangbuches, das bereits die besten bis dahin erschienenen geist-

geistlichen Gesänge aufgenommen hatte, und sich schon dadurch vor vielen andern Büchern dieser Art vortheilhaft auszeichnete. Nur war es von der einen Seite nicht vollständig genug, von der andern Seite aber durch seine Dicke etwas unbequem. Außerdem kam darin doch auch noch Manches vor, was theils den mehr geläuterten theologischen Begriffen, theils dem reineren Geschmacke nicht mehr recht zusagen wollte, und einer vorsichtig verbessernden Hand bedurfte. Als daher die durch Wucherer veranstaltete Auflage dieses Gesangbuches sich fast vergriffen hatte, ertheilte das k. k. Consistorium A. C. in Wien seinem geistlichen Rathe Hrn. Johann Wächter schon vor mehreren Jahren den Auftrag, gedachtes Liederbuch zu revidiren, in Hinsicht auf Wahl, Inhalt und Diction der darin enthaltenen Gesänge zu verbessern, und es so in einer vollkommnern Gestalt, neu aufgelegt, erscheinen zu machen. Wie er den Auftrag des Consistorii vollzogen, und nach welchen Grundsätzen er bey seiner Arbeit zu Werke gegangen sey, darüber legt Hr. Consistorialrath Wächter in der lesenswerthen Vorrede zu diesem Buche genügende Rechenschaft ab. Von den 646 Liedern, die dasselbe enthält, sind ungefähr 400 aus dem Schleswig-Hollsteinischen Gesangbuche, die übrigen theils aus den seither erschienenen neuern Liedersammlungen, theils aus älteren Gesangbüchern genommen. Vierzehn sind ganz neu hinzugekommen, und zum

zum Theil von dem Herausgeber, Schulz in Triest, und Glatz in Wien, gedichtet. Hr. Wächter versichert, sie insgesammt mit der größten Sorgfalt durchgesehen zu haben, und daß es nur wenige darunter geben dürfte, die nicht mehr oder weniger beträchtliche Verbesserungen, theils in Ansehung ihres ganzen Inhaltes, theils in Ansehung einzelner Ausdrücke erhalten hätten. Der Grundsatz, welcher Hrn. W. bey Veranstaltung der vorliegenden Sammlung leitete, war, nach seiner eignen Angabe S. IV, ein Gesangbuch zu liefern, das, bey einer nicht allzugroßen Liederanzahl, seinem Inhalte nach so reichhaltig, als möglich, und dabey für Christen von jedem Grade von Bildung hinlänglich brauchbar wäre. Er hat demnach aus mehr denn fünfzig der neuern und neuesten Gesangbücher nur diejenigen Gesänge ausgehoben, die ihm die besten und zweckmäßigsten zu seyn schienen, und sich dabey die Mühe nicht verdrießen lassen, eine Menge älterer Liedersammlungen durchzugehen, um durch die Aufnahme einiger älteren, von den neuesten Liedersammlern, seinem Gefühle nach mit Unrecht beseitigten Gesänge, auch dem Bedürfnisse derer zu Hülfe zu kommen, die, an dergleichen Gesänge gewöhnt, sie in dieser Sammlung ungerne vermißt haben würden. Bey dieser Gattung von Liedern erlaubte sich der Herausgeber mit Recht die wenigsten Abänderungen. Er glaubte, ihnen den Anstrich von Alterthümlichkeit, der sie so sehr

zu ihrem Vortheile auszeichnet, um so mehr lassen zu müssen, als er befürchten mußte, dem, zwar hier und da etwas veralteten, aber doch meist sehr kraftvollen Ausdrucke durch eine übel angebrachte Modernisirung zu schaden. Eben dieselbe Rücksicht glaubte er den meisten Liedern einiger neuern Liederdichter, nahmentlich Gellerts und Klopstocks, schuldig zu seyn. Er behielt bey denselben, ausgenommen bey solchen, die der Melodie wegen abgeändert werden mußten, fast überall die ursprünglichen Lesarten bey. Wir stimmen mit Hrn. Wächter in Ansehung dieser Grundsätze, nach denen er verfahren ist, und die wir mit seinen eignen Worten angegeben haben, vollkommen überein; und finden es außerdem lobenswerth, daß er bey jedem Liede den Nahmen seines Verfassers, wenn er ihn erforschen konnte, beygefügt hat. „Ich that dieß um so lieber, bemerkt er S. VII., da ich es für billig halte, daß die Nahmen der achtungswürdigen Männer, die sich um die Erbauung ihrer Mitchristen so bedeutende Verdienste erworben haben, so viel möglich der Vergessenheit entrissen werden.“ Das von dem Prediger Reche für die evangelischen Gemeinden im Großherzogthum Berg (Mülheim 1800) herausgegebene Gesangbuch hat Hrn. W. in mehreren Rücksichten, insbesondere in Ansehung des Plans, nach welchem die Gesänge geordnet sind, wie er selbst S. VI dankbar rühmt, treffliche Dienste geleistet.

Um den Raum zu schonen, können wir uns unmöglich darauf einlassen, den Inhalt dieses Liederbuches im Detail zu beurtheilen. Wir bemerken daher nur im Allgemeinen, daß die Wahl der Gesänge zweckmäßig und mit weiser Vorsicht getroffen, und dieses Buch treflich dazu geeignet ist, seinen Zweck, religiöse Erhebung des Geistes und Erbauung des Gemüthes, zu erreichen. Es zeichnet sich unter den Büchern seiner Art, die uns bekannt geworden sind, sehr zu seinem Vortheile aus, übertrifft alle, die in dem österreichischen Kaiserthume existiren und bey dem öffentlichen Gottesdienste gebraucht werden, und kann vorzüglich Stadtgemeinden bestens empfohlen werden. Den Inhalt desselben bezeichne etwas näher eine kurze Angabe der Haupt-Rubriken, unter welche die auf specielle Fälle passenden Lieder gebracht sind. Es sind deren folgende; I. Von Gott und seinen Vollkommenheiten (43 Gesänge.) II. Von der Schöpfung und Fürsehung (44 Gesänge). III. Von Jesu und seinen Wohlthaten (100 Gesänge). IV. Vom Menschen und seiner Bestimmung (51 Ges.). V. Vom sittlichen Zustande des Menschen (21 Ges.) VI. Allgemeine Forderungen des Christenthums (23 Ges.) VII. Aeußerungen des christlichen Verhaltens in Beziehung auf Gott, auf Jesum und auf die Religion überhaupt (64 Ges.) VIII. Aeußerungen des christlichen Verhaltens in Beziehung auf uns selbst (57 Ges.) IX. Aeußerungen des christ-

lichen Verhaltens in Beziehung auf unsre Nebenmenschen (81 Ges.) X. Von den Beförderungsmitteln der christlichen Frömmigkeit und Tugend (53 Ges.) XI. Von den Belohnungen der christlichen Frömmigkeit und Tugend (25 Ges.) XII. Lieder in Beziehung auf die verschiedenen Lebensalter, auf bestimmte Zeiten, Umstände und Verhältnisse (84 Gesänge).

Mit der Wahl der Lettern hat man Ursache zufrieden zu seyn. Sie halten das Mittel zwischen grober und feiner Schrift; etwas schwache Augen werden sie vielleicht grösser wünschen. Der Abdruck ist an nicht wenigen Stellen in dem Exemplare des Recensenten zu matt; überflüßig wäre es nicht gewesen, wenn die Drucker darauf eine sorgfältigere und gewissenhaftere Rücksicht genommen hätten. Kleinere Druckfehler haben sich hie und da auch eingeschlichen. So fehlt z. B. S. IV in der vorletzten Zeile von unten hinter „diejenigen" das Wort „Lieder" oder „Gesänge" und S. V Z. 5 von oben muß es Gesänge statt Gesängen heißen. Doch dieß sind Kleinigkeiten, über die man hinweg sehen kann. Im Ganzen ist der Druck correct.

Der Herausgeber dieses Gesangbuches hat demselben keine Gebethe beygefügt; aber S. VII bemerkt er, daß mit demselben zugleich eine Sammlung von Gebethen und Andachtsübungen, aus den neuesten und gangbarsten Erbauungsbüchern zu-

sammen getragen, mit ausgegeben, und auch einzeln verkauft werde. Dem Recn. ist sie jedoch noch nicht zu Gesichte gekommen. Wir beschliessen unsere Anzeige mit dem Wunsche des Herausgebers: „Möchte dieses Werk das Seinige zur Beförderung einer wahren Religiosität und Sittlichkeit, besonders bey denjenigen beytragen, für welche es zunächst bestimmt ist.“

Rechtsgelehrtheit.

Jährlicher Beytrag zur Gesetzkunde und Rechtswissenschaft in den österreichischen Erbstaaten. Von Franz Edlen von Zeiller, k. k. Hofrathe bey der obersten Justiz-Stelle, Mitgliede der Hof-Commissionen in Gesetz- und Studien-Sachen, Director des jurid. Stud. und Präses der jurid. Facultät an der Wiener-Universität. Vierter Band. Wien, aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerey. 1809. 256 S. in gr8., ohne Zueignung, Vorerinnerung und Inhaltsanzeige.

Wie den verdienstvollen Herrn Verfasser bisher seine wichtigen und mannigfaltigen ämtlichen Geschäfte von der schriftstellerischen Thätigkeit nicht abzogen, so konnte auch das verflossene schwere Kriegsjahr ihm weder die nöthige Geistesruhe, noch den Muth rauben, diesen vierten Band seines jähr-

lichen Beytrags für die vaterländische Gesetzkunde und Rechtswissenschaft zu liefern. Er enthält, außer dem gewöhnlichen Anhange, von dem Verfasser selbst: 1) Grundzüge einer Geschichte der österreichischen Gerichtsordnung; 2) eine Abhandlung über Vergleiche; 3) eine Probe eines Commentars über das (nächstens zu hoffende) österreichische bürgerliche Gesetzbuch; 4) einen Criminal-Fall mit Bemerkungen; endlich einen fremden Aufsatz (von Prof. Egger) über die Bestrafung der im Auslande begangenen Verbrechen, mit Rücksicht auf das österreichische Strafgesetzbuch.

In dem Aufsatze N. 1 ist das Interessanteste die Nachricht von dem eigentlichen Verfasser des Entwurfes zu der gegenwärtigen (von den minder Unterrichteten gewöhnlich von einem anderen achtungswürdigen Geschäftsmanne benannten,) Gerichtsordnung, dem Herrn Hofrathe von Froidevo, und von der bereits beendigten Bearbeitung der neuen Ausgabe derselben, so weit sie Streitsachen zum Gegenstande hat.

Die Abhandlung N. 2 gehört in das Fach der Gesetzgebungsklugheit, und bewähret neuerdings das vorzügliche Talent des Verfassers, auch bey Streitigkeiten der Gelehrten den Vergleichspunct leicht aufzufinden.

Der bey weitem wichtigste Theil dieses vierten Bandes ist ohne Zweifel der unter N. 3. Denn er erregt nicht nur die Hoffnung auf einen zweck-

mäßigen Commentar über das neue und bürgerliche Gesetzbuch Oesterreichs, sondern er stellet dieselbe sogar, zum Theile wenigstens, als bereits erfüllet dar, und zwar von einem Manne, welcher, nach vieljähriger wissenschaftlicher Cultur des natürlichen und positiven Rechtes, selbst das Referat des neuen Gesetz-Textes führte, und die Aeußerungen der übrigen Mitglieder der Gesetz-Commission vermittelst der vorhandenen Raths-Protocolle benützen kann. Nach der vorliegenden Probe zu urtheilen, befolgt der Verf. die Methode des vom sel. Hofr. von Keeß angefangenen Commentars über die Gerichtsordnung vom Jahre 1781, jedoch, wie es von einem wissenschaftlichen Manne zu erwarten ist, nicht als bloßer Nachahmer, sondern aus Gründen, und zugleich mit einer Verschiedenheit, von welchen beyden er im Eingange zu seiner Probe Rechenschaft gibt, und wovon letztere auch außerdem keinem Kenner entgehen würde. Offenbar ist überdieß die Bemühung des Verfs. auch bey dieser Arbeit, die neueren Ansichten im natürlichen (privaten und öffentlichen) Rechte durch diesen Commentar als Vehikel auch dahin zu verbreiten, wohin sie sonst nicht leicht durchzudringen pflegen. Die Brauchbarkeit des Buches wird noch durch die Rücksicht auf das römische Recht und auf die Gesetzbücher benachbarter Staaten sehr erhöhet werden. Bey dem sichtbaren Bestreben des Verfs., dieses umfassende Werk möglichst zu beschleunigen,

ist es zwar sehr begreiflich, warum er laut der Vorerinnerung mit diesem vierten Bande vor der Hand seine jährlichen Beyträge beschließe: wir wollen aber doch hoffen, daß er bey künftiger größerer Muße dieselben in der bisherigen oder auch in einer veränderten Gestalt wieder fortsetzen werde; weil es in der That zu bedauern wäre, wenn unser Staat für einen so wichtigen Gegenstand, wie die vaterländische, ohne Zweifel sich fortan verbessernde Gesetzgebung ist, nicht bald wieder eine eigene Zeitschrift bekäme, während bey unseren Nachbarn neben mancherley Commentaren über ihre Gesetzbücher, Journale theils schon bestehen, theils eben anfangen, welche sich auf denselben Gegenstand beziehen.

Der Criminal-Fall Nro. 5 war schon des Aufsehens wegen, welchen er erregte, und dann auch wegen des in demselben ergangenen oberstrichterlichen Spruches der Aufnahme und den angehängten trefflichen Bemerkungen des Verfs. vollkommen würdig.

Der eingerückte Aufsatz vom Professor Egger mahnte Rec. sehr an das, was man bouts rimés zu nennen pflegt. Denn er besteht im Grunde in dem Versuche, zwischen einer gegebenen Vorschrift eines positiven Gesetzbuches und gewissen angenommenen Grundsätzen des philosophischen Rechtes die Uebereinstimmung zu zeigen, und ist in dieser Rück-

sicht fleissig gearbeitet, und nicht unglücklich ausgefallen.

Ein guter Gedanke war es, in den Anhang dieses Bandes einen so vollständigen und genauen Auszug von Gönners Schrift über den Staatsdienst aufzunehmen, weil die rechtliche Theorie dieses Gegenstandes noch nirgends so befriedigend aufgestellet ist, als in diesem Buche, und daher auf dasselbe die Aufmerksamkeit eines jeden mit Nutzen gezogen wird, welcher künftighin auf die Gesetzgebung über den Staatsdienst wo immer Einfluß haben wird.

Die Zueignung dieses Bandes an Seine kaiserliche Hoheit, den Erzherzog Ludwig, als vorzüglichen Beförderer des merkwürdigen Grundgesetzes für die Croatischen, Slavonischen und Banatischen Grenz = Provinzen vom Jahre 1807, trägt zur gebührenden allgemeineren Publicität der großen Verdienste bey, welche sich dieser Prinz als General = Grenz = Director bisher erworben hat.

Leitfaden über das Oesterreichische Handlungs- und Wechselrecht. Von Ignaz Sonnleithner, der Rechte Doktor, Hof- und Gerichtsadvokaten, kaiserlich- öffentlich geschwornen Notar und Professor des Handlungs- und Wechselrechtes an der Wiener Universität. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Wien

1808, bey Andreas Gaßler. gr. 8. 253 S. und Vorrede.

Das Werk zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste dem Handlungs- die zweyte dem Wechselrechte gewidmet ist. Der Hr. Vrf. hat sich überall deutlich, bestimmt und kurz ausgedrückt. Uebrigens scheint dem Rec. des Hrn. Verfs. Absicht bey Herausgabe desselben gewesen zu seyn, dem Publikum eine Uebersicht, den Schulen ein gut gerathenes Vorlesebuch zu liefern. Nur Schade, daß häufige Druckfehler dieses Werklein so sehr entstellen.

Geschichte.

Weltgeschichte zur gründlichen Erkenntniß der Schicksale und Kräfte des Menschengeschlechtes. Von Julius Franz Schneller, Professor in Grätz. Zweyter Theil. Alterthum. Grätz, 1808 bey Franz Ferstl, Buchhändler. 502 S. gr. 8. nebst einem Kupfer, Cäsar vorstellend, von Blaschke.

Wenn Rec. bey der Anzeige des ersten Theils des Schnellerschen Werkes über verschiedene Puncte seine Mißbilligung äußern zu müssen glaubte, so macht es ihm ein desto größeres Vergnügen, diesen zweyten als ein von vielen Seiten treffliches

Werk empfehlen zu können. Die beständige Rücksicht auf die Quellen, von denen der Vrf. mehrere dem Texte in einer lesbaren Uebersetzung beygefügt und in der angehängten Aehrenlese aus dem Gebiethe der Geschichte des Alterthums von Seite 449 bis Ende im Originale hinzufetzt, unterscheidet das Werk von Compilationen, die freye unbestochene Ansicht des Vrfs. leuchtet überall hervor, ein wahrer welthistorischer Blick begleitet ihn, überall ist seine grosse Belesenheit sichtbar, lebhafte Gemählde drangen dem Rec. sehr oft ungetheilten Beyfall ab, und die Culturgeschichte insonderheit befriedigte seine Erwartung.

Beynahe tausend Jahre umfaßt der Zeitraum, welchen der Vrf. in der Geschichte des Alterthums durchläuft. Den Anfang macht der grosse Persische Staatenverein, das Ende der Zertrümmerung des Weströmischen Staates und die Völkerwanderung. Das Werk zerfällt in drey abgemessene, genau durchgeführte Abschnitte: die Weltgeschichte bis S. 238, die Staatengeschichte bis S. 330 und die Culturgeschichte bis S. 448. Es ist einleuchtend, daß in dem ersten Abschnitte die Universalhistorischen, in dem zweyten die Begebenheiten einzelner Völker und Staaten erzählt werden sollen, — eine in den Augen des Rec. nicht leichte Aufgabe, die aber der Hr. Vrf. einige wenige Wiederhohlungen ausgenommen, befriedigend gelöset hat.

Fünf Weltbegebenheiten leiten den Hrn. Vrf. in dem ersten Abschnitte: die Verbreitung des Persischen Despotismus, der griechische Genius, Roms Weltherrschaft, die Völkerwanderung der Germanen und das Christenthum. Die wohlthätigen Wirkungen des letztern beweiset der Verf. gleich anfangs aus einer schönen Stelle Gibbons S. 4—6, vergleiche S. 451—452.

Persiens Geschichte reicht mit Einschaltung des Griechischen Krieges von §. 2—6. Die Lebhaftigkeit der Erzählung wird durch Anführung von Stellen aus Classikern unterstützt, wie bey Cambyses aus Herodot und Seneca, bey Darius aus Justin und Strabo, bey Leonidas aus Diodor von Sicilien, bey Artaxerxes Langhand aus Ammian, bey Darius Ochus aus Xenophon, bey Artaxerxes dem Gedächtnißreichen aus eben demselben und Justin, bey Darius Codomann aus Curtius. Der Uebelstand der Einwebung eines fremden Textes in die Erzählung ist hiermit glücklich vermieden. Bey Justin wird eine Kritik beygefügt, um denkende Jünglinge früh an bedachtsames Urtheil bey dem Lesen der Alten zu gewöhnen. Auch auf die Parallelisirung mehrerer Schriftsteller deutet der Verf. hin S. 23. Die Stelle Seneca's, eines so viel späteren Schriftstellers, hätte dem ganzen unbeschadet um desto mehr wegbleiben können, da sie, nur in römischer Sprache, dasselbe wiederhohlt, was vorhin aus Herodot schon

angeführt war. Die Charakteristiken der Könige Persiens sind vortreflich, und sehr belehrend die eingestreuten Reflexionen des Verfs., z. B. S. 16. Unglück macht Menschen menschlicher, Wütheriche aber wüthender. Im Vortrage scheint Eichhorn das Vorbild des Verfs. Den edlen Bruderzwist des Xerxes und seines ältern Bruders hat Rec. ungern vermißt.

Auf die ruhmlos gefallenen Perser folgen die siegenden Griechen, Athen, Sparta, Theben und das Primat des schlauen Macedoniers §. 7 — 9. Wie anders sagt der Verf. S. 39 entwirft der Mensch, wie anders waltet das Schicksal. Persiens Macht soll Griechenland erdrücken, und wecket bloß die in ihm schlummernden Kräfte. Asiens zahllose Schaaren verbreiten in Europa Verwüstung, aber hinter ihren Tritten erblühen, belohnt mit Persischer Beute, die Künste nach den Mustern eines Phidias, Apelles und Xeuxis (Zeuxis). Die Ursachen des Peloponnesischen Krieges werden nach Diodor, und sein Erfolg nach Thucydides und Xenophon angegeben. Wohl schiebt Diodor die Schuld des unglücklichen Peloponnesischen Krieges auf den Staatsklugen Perikles, doch hat man Ursache, der Behauptung dieses späteren Schriftstellers nicht ganz zu trauen. Zur Charakteristik der Thebanischen Helden Epaminondas und Pelopidas sind Stellen aus Nepos und Plutarch angeführt. Die schnell emporblühende Macht Macedoniens

wird gut beschrieben. Viel Interesse erregt im 10. §. die Erzählung des von Alexander gegen Persien unternommenen Krieges. Eine Stelle Ammians enthält die Rede des Koinos um Alexandern am Hyphasis zur Rückkehr zu bewegen. Der Vrf. giebt dem Zöglinge des Aristoteles unter allen Eroberern den ersten Platz. Wäre nur der unternommene Krieg gerechter gewesen. Aber die Behauptung des Hrn. Vrfs. §. 11, daß der Tod Alexanders ein Unglück für die Menschheit gewesen sey, unterschreibt Rec., obgleich Alexander zuletzt Schwelger und Despot geworden war. Welch ein Schicksal traf seine hinterlassene Familie! Es wird nach Gast S. 77 erzählt. Vergleiche S. 474—475. Die Weltherrschenden Römer füllen die §§. 12—17. Die Nation erhob sich langsam durch eigene Kraft. Der männliche Charakter bildete sich unter den Königen. Er zeichnete sich im Innern der Stadt durch Subordination und Ordnung, in der äusseren Politik durch Mäßigung und Klugheit aus. Unter mancherley Leiden erstarkte nach Vertreibung der Könige der Geist des Republikanism. Bald fühlten die Plebejer, daß nur die Patricier durch die Revolution gewannen. Sie erhielten Tribunen, die bald aus den engen Grenzen der Volksvertheidigung traten. Immer stießen sie gegen die Vorrechte der Geburt an. In der Hitze des Streites mußten Gleichheitsideen entstehen. Bald hörte der Unterschied zwischen patri-

cischen und plebejischen Geschlechtern auf, bedeutend zu seyn. Aber nun begann der Unterschied zwischen armen und reichen Familien. Die Weltgeschichte sagt der Vrf. treffend S. 87, stellt uns in den zwey Römischen Faktionen ein Bild vieler folgenden Zeiten auf. Zwey Reden des Patriciers Claudius und des Plebeiers Canuleius nach Dionys von Halikarnaß und Livius geben ein anschauliches Bild des einreißenden verderblichen Faktionsgeistes.

Es folgen die punischen Kriege, bey deren Erzählung der Hr. Vrf. manche wichtige Reflexionen einwebt, wie S. 95, das Talent eines Politikers erscheint mehr in der Benutzung, als in der Abschliessung eines vortheilhaften Friedens S. 95. Ein herrschendes Volk, welches die erste Demüthigung erlitten, trägt ungern das ungewohnte Joch eines Siegers. S. 98 fast jede Nation hat ihre Siegesperiode, aber nicht jede weiß sie zu großen und daurenden Resultaten zu nützen. —

S. 103. Ganze Nationen werden, wie einzelne Menschen im Gange ihres Lebens, durch gemachte Erfahrungen, allmählich zum Mißtrauen und endlich zur Härte gestimmt. Eine Stelle aus Polybius S. 107—109 zeigt das allmähliche Emporwachsen des Riesenstaates, und verräth viele Grundideen einer allgemeinen pragmatischen Geschichte, eine andere aus Frensheims Supplementen zu Livius verbreitet sich über das Schicksal des

Man-

Mancinus, und leitet daraus den stolzen römischen Geist her.

Wieder vermischt der Hr. Vrf. die folgende Erzählung mit manchen durchdachten Reflexionen, wie S. 111. Eine Regierung welche bey ihren öffentlichen Verhandlungen das Beyspiel schreyender Ungerechtigkeiten und offenbare Verletzungen des Rechts gibt, darf von ihren Beamten in den administrativen Stellen nur geringe Gewissenhaftigkeit, und von ihren Bürgern keine strenge Redlichkeit in den Privatgeschäften erwarten. S. 114. Das Bestreben große Reformen mittelst des Volks auszuführen, verleitet und zwingt auch die rechtlichsten Männer, in Verfolgung ihrer Plane die Schranken der Mässigung und der Gesetze zu überschreiten. (Beyspiel der beyden Gracchen) S. 116. Das Sittenverderbniß äußert sich bey den untern Ständen dadurch, daß sie ihre Erhaltung nicht mehr auf Fleiß und Mühe, sondern auf Wucher und List gründen; es rächet sich an den obern Ständen durch eine gewisse Unruhe und Unzufriedenheit, welche das häusliche Glück unschmackhaft findet. — — —

S. 122. Selbstliebe ist die erste und letzte Triebfeder aller menschlichen Handlungen, in der Geschichte erscheint sie meistens als Selbstsucht (Marius und Sulla, Crassus und Pompejus) S. 125. Verderblicher als das Zusammenwirken und die Eintracht äußerer Feinde wird für einen

Staat oft der Gegenstreit und die Zwietracht sei-
ner eigenen Bürger. S. 121. Bürgerkriege sind
ähnlich einem angelegten Brande, der zu gleicher
Zeit an mehreren Orten emporschlägt. S. 133.
Die Menschen hängen wohl an schönen Erwartun-
gen der Zukunft, aber mehr noch bestimmt sie im
Handeln das Fürchten und Hoffen der Gegenwart.
Auf die Frage ob die Verwandlung der römischen
Demokratie in eine militärische Monarchie als ein
Glück oder Unglück zu betrachten sey, antwortet
der Vrf. mit den Worten des Livius und mit den
schönen Stellen von Rousseau und Eichhorn. Die
Stellen aus Sallust und Cicero über die Catilina-
rischen Unruhen und Cäsar über den Bürgerkrieg
sind für ein Werk von diesem Umfange doch zu
weitläuftig.

Kürzer muß Rec. bey der Regierung der rö-
mischen Cäsaren sich fassen. Auch hier finden sich
bedeutende Reflexionen, wie S. 156, 160, 175,
177, 179, 183 und literarische Notizen, wie
über Tacitus, Vellejus und Plinius, aus welchen
zugleich Stellen über die Begebenheiten ihrer Zei-
ten angeführt werden. Der See bey Nicomedia,
worüber ein Briefwechsel zwischen Trajan und Pli-
nius angeführt wird, ist für die Weltgeschichte ein
zu kleinlicher Gegenstand. Den Tod Domitians
erzählt umständlich Sveton.

Recht gut sind die folgenden Regierungen be-
schrieben. Die Legende des Eusebius aus Eutrop

über die Bekehrung Constantins wird überzeugend berichtigt. Auch das Urtheil über Julian ist gemäßigt und liberal, und wird durch eine Stelle aus Ammian belebt. Die Entwickelung der Ursachen, welche Roms Fall bewirkten, faßt der Vrf. S. 188 sehr gut zusammen, und geht nun im 18. §. auf die rohen Germanen über. Wahr ist es, daß Hermanns Schlacht die Römer hinderte, ihre Cultur nach Germanien zu verpflanzen, und die deutsche Sprache, so wie die rohen und armen Mundarten der alten Punier, Hispanier, Galern (Galen) und Britten durch den Reichthum und die Reinheit der ihrigen zu verdrängen. S. 194. Aber Hermanns Schlacht hinderte zugleich Deutschlands Unterjochung, und Deutschlands Selbstständigkeit mußte auch seine Sprache ihm erhalten. Die Conföderationen der Franken, der Alemannen, der Sachsen und der Gothen werden nun nebst ihren Kriegen mit den Römern entwickelt. Seite 197 — 200.

Dem wilden Toben der Germanischen und Sarmatischen Horden setzte die wohlthätige Revolution des Christianismus ein Gegengewicht §. 19. Voran geht das Urtheil des Apollonius in Wielands Agathodämon, dann werden die Schicksale Jesu und einige seiner wichtigsten Aussprüche angeführt. Die Geschichte Jesu sagt der Vrf. S. 211 zeigt treu die ganze Geschichte der Welt, in so fern nähmlich die Menschen in ihren Leidenschaften und

Schwächen zu allen Zeiten sich gleich sind. Einiges aus dem Leben der Apostel wird mit historischer Kritik angeführt. Auch die Rede Pauli an die Athenienser wird nicht übergangen. Aber wozu die Inhaltsangabe aller 21 Kapitel im Matthäus, und die so ausführlich erzählte Pfingstgeschichte S. 216—218? Besser sind die natürlichen Ursachen der schnellen wunderbaren Verbreitung der neuen Lehre angegeben S. 218—222. Auch die vierfache Behandlung des Christenthums, die metaphysische, die historische, die formelle und die doctrinelle S. 222—230 gefiel dem Rec. Wie prägnant ist die Bemerkung des Herrn Verf. über die historische Abhandlung des Christenthums. S. 224. Sie führte dahin, daß man jedes Wort der heiligen Schriften und jedes Factum der Traditionen auf die Wagschale legte, daß man alles neben einander stellte, hundertfältig auslegte, und tausendfältig commentirte. Dadurch entstand, daß man oft den Geist der Lehre über den Ausdruck derselben vergaß und vernachlässigte, daß die Gelehrten, in die bittersten Streitigkeiten geriethen, daß man unnöthig die Menschen in Zweifel stürzte, daß man Zweifel aufwarf, um sie zu lösen, und sie doch nicht lösen konnte, daß man endlich eine Summe von Schriften aufhäufte, welche mehr Verwirrungen als Aufklärungen, mehr Haß als Liebe, mehr Grübeleyen als Handlungen erzeugten. Aber gewagt ist die Behauptung von den dreyerley

Graden unter den Anhängern Jesu, welche schon zur Zeit Christi bestanden haben sollen, und von welchen die Bekehrten den Ersten, die Jünger den Zweyten, und die Apostel den Dritten ausmachten. Die Uebersetzung der Stellen aus den heiligen Schriften hat einen ganz eigenen, von der übrigen Schreibart des Hrn. Vrfs. sich unterscheidenden Styl. Da Rec. bey der fortlaufenden Erzählung der Geschichte in diesem ersten Abschnitte sich über den Mangel der Chronologie oft gewundert hatte, so fand er in dem §. 20 durch die beygefügten Tabellen für die Persische, die Griechische, die Römische, und die Germanische Geschichte, wie für die Geschichte des Christianismus, die aber nur 3 Jahrzahlen enthält, sich angenehm überrascht. Auch die Art der Reduction der angegebenen Zahlen auf die Jahre der Welt, und der Erbauung Roms, die der Vrf. S. 237 angibt, wird manchem Leser willkommen seyn. Die Ideenassociation des Hrn. Vrf. beschließt, wie bey dem ersten Theile und den folgenden Abschnitten, diese erste Abtheilung seines Werkes.

Die zweyte enthält die Staatengeschichte. Wie einzelne Scenen zum Ganzen eines Drama, sagt der Vrf. S. 239, so verhalten sich die Annalen der Völker zur Geschichte der Welt. Dem zu Folge muß der Weltgeschichtschreiber das Erscheinen und Verschwinden einiger Nationen, ihr Herrschen und Dienen insbesondere darstellen, um

die Ausbreitung und den Gang der Weltrevoluti-
onen vollständig zu zeigen. Da Rec. in dieser
Ansicht mit dem Verf. übereinstimmt, so darf er
bey diesem Abschnitte nicht lange verweilen, und
begnügt sich, die Länder, deren besondere Geschich-
te durchgeführt wird, hinzuzusetzen. Sie sind
nach geographischer Ordnung: Hispanien, Gallien,
Britannien, Germanien, Noricum, Rhätien,
Vindelicien, Italien, Sicilien, Sardinien, Cor-
sika, der Peloponnes, Hellas, Thracien, Mace-
donien, Illyricum, Pannonien, Dacien, das Eu-
ropäische und Asiatische Sarmatien und Scythien,
China und Indien, Parthien, Bactrien, Persien,
Armenien, die kleineren Reiche in Vorderasien,
Syrien, Palästina und die Staaten von Africa.
Ueberall sind die chronologischen Zeittafeln ange-
hängt. Bey der Geschichte Macedoniens hätte es
angemerkt werden können, daß sein letzter König
Perseus selbst an der Hinrichtung seines ältern Bru-
ders Schuld war. Hier und da findet man vor-
treffliche Bemerkungen des Hrn. Vrf. wie über die
Niederträchtigkeit der römischen Politik S. 255,
über das sinkende Haus der Seleuciden S. 303,
über die mißlungenen Plane weiser Fürsten durch
die Bosheit oder den bösen Willen ihrer Nachfol-
ger S. 313. Nur zwey dieser pragmatischen Bemer-
kungen erlaubt sich Rec. aus diesem Abschnitte aus-
zuzeichnen S. 305. Es gibt kleine Staaten, de-
ren Geschichte ein Compendium des Wissenswür-

digsten über einzelne Gegenstände ist, z. B. Syracus in Rücksicht der Regierungsformen, Phönicien in Rücksicht des Colonialsystems, Aegypten in Rücksicht der Religionsbegriffe, so wie das Jüdische Volk im kleinen alle Schicksale der größten Nationen erlitt, und bey seiner politischen Unwichtigkeit bedeutend auf die Cultur des Menschengeschlechts einwirkte, und S. 315. „Ein einziges böses Beyspiel wirkt oft in den Familien, wie eine Contagion in einer Gemeinde, wie der erste lasterhafte Schritt in der Geschichte der einzelnen Menschen. Aber die Geschichte von der Zerstörung des Serapeums S. 320 ist für eine Weltgeschichte doch zu individuel.

Rec. kommt zur Culturgeschichte des Alterthums, welcher er gleich in dem Anfange seiner Recension das gebührende Lob ertheilte. Die Gegenstände dieses Abschnittes sind: Gang der Cultur und ihrer Mittheilung überhaupt, weibliches Geschlecht, häusliches Leben und Erziehung, mechanische Beschäftigungen, schöne Künste und Wissenschaften, Religion, Philosophie, Gesetzgebung und Kriegswesen. Wie schön sagt der Vrf. gleich im Anfange dieses Abschnittes: Die Moral könnte auf die erhabenste, unserer Würde entsprechendste Art die Ruhe der Staatsgesellschaft und der Familien gründen; aber man findet sie zu selten unter den Großen und Kleinen, um ihr mit Sicherheit die öffentliche Ruhe anzuvertrauen. Das

positive Gesetz tritt ihr zur Seite. Um die Wirksamkeit dieses Gesetzes zu erleichtern, wirken in dem vervollkommneten Zustande der Gesellschaft zweyerley Kräfte zusammen, Religion und Geschmack.

Die Culturgeschichte selbst wird nach den fünf Hauptvölkern des Alterthums geschildert, den Persern, den Hellenen, den Römern, den Germanen und den Christen. Daß letztern in dieser Hinsicht eine besondere Rubrik gebühre, wird niemand in Zweifel ziehen. Artig ist die Zusammenstellung berühmter Frauen des Alterthums S. 345—357. Milder als gewöhnlich urtheilt der Hr. Verf. über die berüchtigte Xantippe und die noch mehr berüchtigte Julia. Auch ein paar heilige Frauen unter den Christen werden angeführt. Der Herr Verf. zeigt auch hier seine Unbefangenheit. Er sagt bey der Erzählung von der heiligen Sophonisbe Seite 357. So wie der Pöbel aus Bosheit böse Gerüchte vergrössert, so pflegt er auch aus Vielzüngigkeit das Gute zu übertreiben. Schwache Historiker gleichen dem Pöbel in jenen Vergrösserungen und diesen Uebertreibungen. Wie viel Lehrreiches sagt der Vrf. über das häusliche Leben, die Erziehung, die Sklaverey und den Luxus. S. 357—372. Die mechanischen und freyen Künste sind der Gegenstand des 42. und 43. §. Daß die Römer mittelbar Alexandriens Monopol des Welthandels bewirkten, ist eine feine Bemerkung Seite

575. Bey der Poesie der Römer hätte der zarte Tibull immer Erwähnung verdient S. 381. Der 44 §. behandelt die Geschichte „nach dem Vrf. die einfachste Wissenschaft, verständlich, jedem Alter belehrend über alles, was Menschen angeht," hierauf die Mathematik, die Naturlehre und die Arzneykunde; der 45. die Philosophie nach ihren verschiedenen Schulen, der 46. die Volksreligion der Medo-Perser, der Griechen, der Römer, der Germanen und Scandinavier. Da der Verfasser die Götter und Göttinnen Roms nennt (Seite 423), so hätte die uralte Vesta mit ihrem ewigen Feuer und den ihr heiligen Jungfrauen nicht unbemerkt gelassen werden sollen. In dem 47. §. wird die Gesetzgebung, Gesetzverwaltung und Gesetzvollstreckung behandelt, wobey von S. 429 — 486 ein brauchbares Verzeichniß der römischen Gesetze nach den Jahren von Roms Erbauung vorkommt. Die Lex Papia Poppaea wegen des Ehebruchs und des Coelibats findet Rec. nicht angegeben. Das Kriegswesen, die Ideenassociation und die Erklärung des schönen Titelkupfers beschliessen das Werk.

Ueber die angehängte Aehrenlese aus dem Gebiethe der Geschichte des Alterthums muß Rec. das Urtheil fällen, daß sie zwar für Jünglinge, welche die in dem Texte angeführten Stellen mit dem Originale vergleichen wollen, brauchbar seyn mag; aber von den meisten Lesern wohl überschla-

gen werden dürfte, und ohne Noth das Werk um einige Bogen vertheuert. Nirgend aber findet man zur Erleichterung der Lectüre ein Register angehängt. Der Abdruck ist übrigens, wie in dem ganzen Werke, ziemlich correct.

Physik.

Lichtenberg über Naturlehre, Statik, Mechanik, Hydrostatik und die neue Chemie, nach seinen Vorlesungen herausgegeben. Mit Kupfertafeln.

Auch unter diesem Titel:

Erinnerungen aus Lichtenbergs Vorlesungen über Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre. Von Gottlieb Gamauf, Prediger in Oedenburg. Erstes Bändchen. Wien und Triest, bey Geistinger. 1808. 564 S. in 8.

Wenn ein Buch den Nahmen Lichtenberg an seiner Stirne führt: so ist man gewohnt sich von der Lectüre desselben recht viel Angenehmes und Belehrendes zu versprechen. Rec. gesteht mit Vergnügen, daß auch gegenwärtiges in dieser Hinsicht keineswegs täusche. — Was enthält es denn aber eigentlich? Was kann der Leser darin zu finden hoffen? Etwan alles, was Lichtenberg über Naturlehre, Statik, Mechanik, Hydrostatik und neuere Chemie in seinen Vorlesungen gesagt hat?

Dieß sollte man dem ersten Titel gemäß erwarten. Allein man würde sich irren. Statik, Mechanik und Hydrostatik ist hier zwar größtentheils sehr vollständig vorgetragen: allein von der neuern Chemie kömmt nicht viel mehr vor als eine Classification der vorzüglichsten nicht organischen Substanzen, nebst einigen hinzugefügten Bemerkungen; und von der Naturkunde (man mag nun dieses Wort in was immer für einem beliebigen Sinne nehmen) fehlen ja mehrere der hauptsächlichsten Theile, wie auch schon aus der zweyten Ueberschrift erhellet, weil sonst kein zweyter Band nothwendig wäre. — Ueberhaupt scheint der Herausgeber des vor uns liegenden Buches das Wort Naturlehre in jedem der beyden Titel in einer andern Bedeutung zu nehmen. Im ersten Titel nähmlich unterscheidet er offenbar streng zwischen Naturlehre, Statik, Mechanik, Hydrostatik, Chemie und stellt sie nebeneinander: im zweyten aber, in welchem nur die Naturlehre genannt wird, scheinen die andern oben angeführten Doctrinen bloß als Theile derselben angenommen zu werden. — Da wir nun den ersten Titel nicht billigen können; so wollen wir uns an den zweyten richtigeren halten, und fragen: was hat man sich denn unter diesen Erinnerungen zu denken? Sind es etwa bloß abgerissene Erinnerungen? Nein, denn manche Partien des Buches sind beynahe erschöpfend. Sind es vollständige Vorlesun-

gen? Auch nicht; denn manches wird nur berührt, worüber Lichtenberg sehr wahrscheinlich beträchtlich mehr gesagt haben wird; manchmahl wird auch der Faden unterbrochen, und sogar mehrere §§. werden übergangen, die dann in Erxlebens Anfangsgründen müssen nachgelesen werden. — Ob übrigens dieses Werkchen an Lichtenbergs Vorlesungen selbst stark oder schwach erinnere? Darauf könnte nur ein gewesener Zuhörer Lichtenbergs antworten. Rec., der Lichtenbergen nie persönlich gekannt hat, kann darüber nicht entscheiden. So viel ist aber gewiß, daß es Stellen gibt, die an die Vorstellungsarten, Wendungen rc., welche man aus andern Schriften dieses vortrefflichen Mannes kennt, angenehm erinnern; und Rec. danket dem Herrn Herausgeber für das ihm an mancher solchen Stelle gewordene Vergnügen. Hätte es doch Hrn. G. beliebt, ehe er das Werkchen der Presse übergab, dasselbe nochmahls mit kritischen Augen zu durchgehen! Auf diese Art hätten manche Nachlässigkeiten und Dunkelheiten, welche das Werk verunzieren, unterbleiben, ja manche ganz unrichtigen Sätze (auch daran fehlt es nicht) verbessert werden können. Der Herr Herausgeber hätte sich diese Mühe aus Liebe zu seinem gewesenen Lehrer, ja aus Liebe zu sich selbst nicht sollen verdrießen lassen. Denn auf wessen Rechnung kommen nun jene Mängel? Kann es Herrn G. wohl befremden, wenn der Leser sie gerade ihm zur Last legt? Für Lich-

tenberg ist nun einmahl ein günstiges Vorurtheil, und zwar keineswegs ein ungegründetes. Daß sich zwar in dergleichen bey Vorlesungen nachgeschriebenen Hefte mancherley Unrichtigkeiten leicht einschleichen können, weiß jedermann; daß sie aber stehen bleiben sollten, wird niemand behaupten. Und um so mehr könnten die gerügten Mängel dem Herrn Herausgeber zur Last gelegt werden, weil wirklich das Werk nicht die Gestalt nach geschriebenen Vorlesungen hat, sondern vielmehr die Gestalt einer Bearbeitung von dergleichen Dictaten. Denn sehr oft spricht Herr G. von Lichtenbergen in der dritten Person, und so scheinen der Autor und der Herausgeber oft in einander zu schmelzen; etwas, was dem Rec. nicht eben ganz gefallen wollte, indem er gewünscht hätte, sich immer deutlich bewußt zu seyn, wer jedesmahl der Sprechende sey. — Herr G. mag es Rec. zu Gute halten, daß er unverhohlen rügt, was er anders sehen möchte. Er rügt es eben darum, weil er wünschte, daß ein Buch, welches ihn einerseits nicht wenig für sich eingenommen hat, so rein als möglich von allem gegründeten Vorwurfe wäre; weil er wünschte, daß Herr G. bey der Herausgabe des zweyten Bandes auf diese gewiß gut gemeinten Erinnerungen einige Rücksicht nehmen möchte. Rec. gestehet dabey, daß das Werkchen bey allen diesen Mängeln immer ein sehr interessantes Buch ist. Und wäre es dieses nicht: so hätte Rec. es gewiß nicht

der Mühe werth geachtet so viel darüber zu sagen. — Um nun dem Leser den Inhalt des Buches vor Augen zu legen, auch einige unserer Behauptungen zu bestätigen, geben wir hier eine kurze Uebersicht des ganzen ersten Bandes. Er zerfällt in sechs Abschnitte folgenden Inhaltes:

I. Abschnitt. Einleitung in die Naturlehre. Hier werden die Vorbegriffe auseinander gesetzt. Manche gute Erörterungen enthält dieser Abschnitt, auch manches mit Laune dargestellt, z. E. das, was über die Erklärungssucht gesagt wird. Der Definition der Physik wäre aber zu wünschen, daß sie diese Wissenschaft genauer begränzte, und daß der Grund, warum dieses oder jenes als in das Gebieth der Physik nicht gehörend angegeben wird, in der Sache selbst läge, und nicht etwa bloß in dem Umstande, daß sonst die Wissenschaft für einen Cursus zu weitläuftig würde, oder in irgend einem andern ausserwesentlichen.

II. Abschnitt. Allgemeine Untersuchungen über die Körper überhaupt. Hier werden die sogenannten allgemeinen Eigenschaften und die Aggregationsformen der Körper behandelt. — S. 41 heißt es: „Die Ausdehnung ist allen Körpern eigen, so wenig es auch bey einigen zu seyn scheint.“ — Wie dieß jemanden scheinen könne, (mag nun auch von den kleinsten Körperchen die Rede seyn) begreift Rec. nicht. —

Bey Gelegenheit der Theilbarkeit werden unter andern interessanten Exempeln des Kleinen auch die Branderschen Linien, deren eine $\frac{1}{100}$ von einer franz. Linie beträgt, dann Ramsdens Theilungen des menschlichen Haares angeführt. — Unter die schiefen, wenigstens unrichtig ausgedrückten Gedanken gehört auch der S. 67 vorkommende: „Alles, was wir empfinden, ist unsere Sinnlichkeit. Wir sehen die Sonne, aber es ist weiter nichts als das Räsonnement über das Bild auf unserer Retina." Ueber das Bild? sind wir uns denn des Bildes bewußt? Den Eindruck empfinden wir wohl, allein das Bild keineswegs, wie jedermann weiß. — Sonderbar ist es auch, daß auf der S. 65 die Atomisten als nothwendige Läugner der Theilbarkeit ins Unendliche angeführt werden, und S. 68 gesagt wird: „Die Behauptung der unendlichen Theilbarkeit ist auch andern Lehren sehr günstig, z. B. der Le Sageschen Theorie von der Schwere der Körper." — Oder ist Le Sage's System nicht atomistisch? — — Ueber die Cohäsion und bey Gelegenheit derselben wird viel Interessantes gesagt. — In der Lehre von der Elasticität kommen angenehme Notizen über das Federharz (Caoutchouc) vor, dann mancherley über verschiedene Anwendungen der Elasticität als bewegende Kraft.

III. Abschnitt. Ueber die Bewegung. Gut abgehandelt. — Hin und wieder hübsche Beyspiele zur Erläuterung gewählt. — S. 135 hat

sich eine Unrichtigkeit eingeschlichen. Es wird hier von zwey Winkeln, x und y, gesprochen, die in der hierher gehörigen Zeichnung nicht angedeutet sind. — S. 136 heißt es: Nichts ist vermögend den von A nach B (Fig. 6) getriebenen Körper der Parallele CD zu nähern oder von ihr zu entfernen." Nichts ist das vermögend? wie so? er wird ja durch die in der Richtung AC wirkende Kraft jener Parallele CD wirklich genähert. Im Puncte D berührt er sie sogar. Eben so offenbar falsch ist der zweyte und dritte Satz; und das also im vierten Satze ist demnach schwer zu begreifen. Recn. scheint es beynahe unmöglich, daß Lichtenberg den Beweis für das Parallelogramm der Kräfte so vorgetragen haben sollte.

IV. Abschnitt. Statik und Mechanik. Ein reichhaltiger Abschnitt! S. 167 heißt es: „Schwere der Körper besteht in einem Bestreben sich senkrecht gegen den Mittelpunct der Erde zu bewegen." Dieß ist wohl etwas nachläßig ausgedrückt. Wie kann doch irgend eine Richtung gegen einen Punct senkrecht seyn? — So unrichtig ist auch der Ausdruck S. 170, wo es heißt: „wenn es Körper gäbe, die nicht gleich, in einer Secunde nicht 15 Fuß fielen." Es sollte doch offenbar heißen: „in der ersten Secunde." Und das ist (wie man sieht) etwas ganz anders. — Unter die an Lichtenberg erinnernden Stellen scheint Recn. folgende (S. 171) zu gehören; „Den Un-

ter-

terschied zwischen Schwere, Gewicht und specifischen Gewicht macht folgende Redensart recht auffallend bemerklich. Man kann sagen: der Bleykalk ist so schwer; ist schwerer, und ist nicht so schwer als das Metall, daraus er gebrannt ist. Wenn man nähmlich Metall schmilzt, so entsteht am Ende daraus ein Metallkalk (Oxyd). Von Bley kömmt der Metallkalk, der insbesondere Mennig heißt. Ein solcher Kalk wiegt nun immer mehr, als das Metall, woraus er gebrannt worden ist. Und so kann man also sagen: 1. Der Bleykalk ist so schwer, als das Metall — gravitas; denn alle Körper sind gleich schwer. 2. Der Bleykalk ist schwerer, als das Metall — pondus, er wiegt mehr laut der erwähnten Erfahrung. 3. Der Bleykalk ist nicht so schwer, als das Metall — pondus specificum; von einem gleich großen Stück Kalk und Metall, wiegt das Metall mehr. — S. 216 wird von der Ursache der Schwere geredet. Bey dieser Gelegenheit wird (von S. 269 bis 292) Le Sage's Hypothese über die Schwere faßlich und angenehm vorgetragen. — S. 292 u. f. ist die Theorie des Pendels vollständig und gut abgehandelt. — Die berüchtigte Geschichte der betrügerischen Bemühungen einiger Franzosen aus erdichteten Versuchen der Welt weiß zu machen, daß die Schwere mit der Entfernung von der Erde nicht nur nicht abnehme, sondern vielmehr zunehme, ist hier (S. 308 u. f.) eingeschaltet und

ziemlich umständlich erzählt. — Die Lehre vom Stoße ist sehr ausführlich. — S. 377 hat sich wieder ein ganz falscher Satz eingeschlichen. Es ist hier die Rede davon, wie auf dem Billard ein Ball müsse gespielt werden, um einen andern Ball nach zwey Reflexionen des abgespielten zu treffen. Die auf eine Zeichnung (Fig. 51) sich beziehenden Worte: „wo der Ball nach E reflectirt, und von hier wieder nach B reflectirt wird," widersprechen offenbar der Gleichheit der in der Zeichnung vorkommenden Winkel x und y, es müßte denn wahr seyn können, daß x = y, und zugleich x = y + KEA. — Das Ganze über die lebenden und todten Kräfte (S. 382 u. f.) ist dunkel vorgetragen. So auch wird derjenige, der kein Tribometer kennt, aus dem, was S. 393 darüber gesagt wird, es nicht kennen lernen. — Ueber die Friction kommt manche gute Bemerkung vor.

V. Abschnitt. Hydrostatik. — S. 405, wo von den communicierenden Röhren die Rede ist, heißt es: „wenn die eine Röhre nur ein Haarröhrchen, die andere aber so groß wäre, daß sie das Weltmeer fassen könnte, so würde doch das Wasser in beyden in eine horizontale Lage kommen." Hier wäre zweyerley anzumerken, nähmlich die horizontale Lage und das Haarröhrchen. In eine horizontale Lage würde das Wasser kommen? Das versteht sich ohnedieß; eine solche Lage hat das ruhige Wasser immer, mag das Gefäß, wor-

in es enthalten ist, mit einem andern Gefässe communicieren oder nicht, auch ist schon S. 404 und 405 davon gesprochen worden. Es soll also hier wohl heissen: „so würde die Oberfläche des Wassers in beyden Gefäßen in einer und derselben horizontalen Ebene zu liegen kommen." Das ist aber gerade in dem Falle nicht wahr, wenn die eine Röhre ein Haarröhrchen ist, und wäre nur wahr, wenn es keine Adhäsion gebe; so aber muß das Wasser in dem Haarröhrchen entweder höher oder tiefer stehen als in der weitern Röhre, je nachdem das Wasser die Materie des Haarröhrchens adhäriert oder ihr nicht adhäriert. Doch dieß braucht wohl Rec. dem Herrn Herausgeber nicht erst zu sagen. Es wird ja in diesem Buche selbst weitläufig von den Haarröhrchen gehandelt. Es ist offenbar nur eine der übersehenen Nachläßigkeiten. Eben so wenig sollte S. 409 im § 156 von einem Haarröhrchen die Rede seyn. So etwas führt den Anfänger offenbar in Irrthum, oder doch wenigstens in Zweifel. — Das Verhalten der eingetauchten Körper ist hier im § 163 und den folg. recht gut abgehandelt. Nur S. 424 wird ein Experiment mit einem Fläschchen angeführt, bey dem vorausgesetzt wird, daß das Fläschchen, wenn es ins Wasser ganz versenkt wird, durch sein Volumen eben so viel Wasser aus seiner Stelle treibt, als in das Innere des Fläschchens hineingeht, was doch offenbar falsch ist; sonst müßte das Glas, woraus das

Fläschchen besteht, keine Dicke haben. — Ueber das Schwimmen manche sehr gute Bemerkung. Was heißt aber auf der S. 438 dieser Satz: „Im Durchschnitte rechnet man, daß der Mensch nur um 14 Kubikzoll schwerer sey als das Wasser?" — Das Phänomen, daß die Leichnahme Ertrunkener in die Höhe kommen, wird hier S. 454 so erklärt: „Es kann daher kommen, weil ertrunkne Personen durch Muskelkraft die Brusthöhle erweitern, und also leichter werden, oder durch das bloße mechanische Umhergreifen mit den Händen, um sich Hülfe zu verschaffen." — Allein jene Muskelkraft, dieses Umhergreifen hat doch nach dem Tode nicht statt. Auch kommen die Leichnahme nicht gleich in die Höhe. — Zudem ist die Entwickelung verschiedener expansibeln Stoffe eine zu offenbare Ursache des erwähnten Phänomens. — Sehr gut ist die S. 455 angeführte Bemerkung Franklins: „Wenn man sich im Wasser heben will: muß man mit Wasser umgeben seyn. Es ist daher sehr gefährlich, wenn man in einem tiefen Wasser auf den Boden, besonders mit der Brust zu liegen kömmt. Da muß man ja die ganze Wassersäule über sich tragen und bleibt also am Boden kleben." —

VI. Abschnitt. Wirkungen der anziehenden Kraft bey flüßigen Körpern. Hier werden die Phänomene der Adhäsion vorgetragen, etwas weniges von der Vermischung, und

Auflösung, Aneignung berührt, und dann ein kurzer Umriß der antiphlogistischen Chemie (wie es in der Unterschrift des §. 201 a. heißt), oder vielmehr eine Classificirung der vorzüglichsten unorganischen Substanzen nebst einigen Bemerkungen über die Hauptcharaktere der neuern Chemie hinzugefügt. Die unorganischen Substanzen werden hier in drey Classen eingetheilt, diese sind: einfache Stoffe, unzerlegte Stoffe; zusammengesetzte Körper. — Was gibt es denn aber für eine Grenzlinie zwischen einfachen und unzerlegten Stoffen? Woher hat z. B. Schwefel und Phosphor mehr Recht unter den einfachen Stoffen zu stehen, als die Metalle, die hier zu den unzerlegten gezählt werden? wo gibt es etwas absolut unzerlegtes? — Die chymischen Verwandschaften sind S. 564 nur mit wenigen Worten erwähnt, obgleich es eben dort heißt, es sey die Lehre davon die wichtigste in der ganzen Chemie. Dagegen ist manches zur Adhäsion gehörige sehr umständlich behandelt, und mit hübschen Versuchen erläutert. Die Phänomene der Haarröhrchen sind nach la Lande erklärt, und S. 498 ist la Lande's Abhandlung französisch und deutsch eingerückt.

Schöne Künste.

1. Nikolaus Zriny oder die Belagerung von Szigeth. Ein historisch-romantisches Gemähl-

be. Attilas Schwert. Eine Sage der Vorzeit. Vom Verfasser des Walter von Montbarry. 1898. (Pesth, bey Konrad Adolph Hartleben.) 8. 138 S. Mit einem Titelkupfer von Blaschke.

2. Almarich Herzog von Siebenbürgen, oder der Wald bey Hermannstadt. Eine historisch-romantische Geschichte. 1808. Pesth, bey K. A. Hartleben. 8. 142 S. Mit einem Titelkupfer von Blaschke.

In Hartlebens Buchhandlung in Pesth erscheinen seit ein paar Jahren häufig deutsche und ungrische Romane. Leider sind sie nur für Leser berechnet, die an einen Romanenschreiber keine hohen Ansprüche zu machen wissen und sich daher mit jedem Roman aus Leihbibliotheken begnügen, wenn er ihnen nur einigermassen in leeren Stunden Unterhaltung gewährt und die Langeweile tödten hilft. Dieß gilt auch von den vorliegenden Romanen. Attila's Schwert ist ein in der Anlage und Ausführung ganz verunglückter Roman. Almarich ist ein Roman von gewöhnlichem Schlage, der sich von Lesern, die Uebertreibungen und Verletzungen der romantischen Wahrscheinlichkeit nicht achten, ziemlich gut lesen läßt. Der Inhalt ist den meisten Lesern der Annalen aus dem Schauspiel der Madame Weissenthurm in Wien: „der Wald bey Hermannstadt" bekannt. Nikolaus Zriny hätte

dem aus der ungrischen Geschichte entlehnten Inhalte und der Anlage nach ein zweyter Götz von Berlichingen werden können, wenn der anonyme Verfasser den reichhaltigen und anziehenden Stoff (Zriny ist unstreitig der Leonidas der Magyaren, wie ihn Schlözer in Göttingen zuerst nannte) wie Göthe zu behandeln und den angelegten Plan des Romans auszuführen im Stande gewesen wäre.

Uebrigens kann Rec. nicht ins Detail gehen, weil er nicht vergeblich Zeit tödten will und weil er den Raum in den Annalen schonen muß.

Beyde Kupfer von Blaschke sind schön, aber das bey Almarich ist mit mehr Fleiß gearbeitet als das Titelkupfer bey Zriny, welches Zriny's letzten Ausfall aus der Festung Szigeth darstellt. Der Verleger dieser Romane hat für guten Druck und überhaupt für ein gefälliges Aeussere gesorgt.

Achilles und Polyxena. Eine Tragödie in fünf Ackten (Acten), in elegischer Versart von Xavier Girzik, Schauspieler und Sänger. Mit dem Motto aus Euripides:

Πολλαὶ μορφαὶ των δαιμονίων.
Πολλὰ δ' αέλπτως κραίνουσι θεοὶ,
Καὶ τὰ δοκηθέντ' οὐκ ἐτελέσθη,
Τῶν δ' ακηκήτων πόρον εὖρε θεὸς.
Τοιόνδ' ἀπέβη τόδε πρᾶγμα.

Pesth, gedruckt bey Mathias Trattner. 1808. in 8. 233 S.

Je seltener von Deutschen in Ungern herausgegebene Schauspiele sind (so viel Rec. weiß, haben sich nur Werthes, Gruber, Nitsch und Girzik in diesem Fache versucht) um desto mehr verdienen die einzelnen Versuche unparteyisch und streng geprüft zu werden, und dieß soll daher auch mit der vorliegenden Tragödie geschehen.

Die Anlage der Tragödie ist nicht übel: nur war der Verf. nicht der Mann dazu, den schönen Stoff gehörig auszuarbeiten. Was aber die Versification und Sprache des Verfassers anlangt: so ist das gelindeste Urtheil, wenn man von Hrn. Girzik als Dichter und Versificator mit Horaz in seinen Satyren sagt: fluit lutulentus, wenn man seine elegischen Verse für holpricht und seinen Styl für uncorrect erklärt. Doch jede dieser Behauptungen werden wir insbesondere erweisen.

Es war ein guter Gedanke, Achill, den wir aus Homer nur von seiner rauhen Seite kennen, in einem Drama von Amors goldenen Pfeilen verwundet als einen zärtlichen Geliebten einer Tochter des Königs Priams dargestellt und seinen Nationalhaß in die sanften Gefühle des Freundes und Geliebten aufgelöst zu sehen. Die Entstehung seiner Liebe erzählt Achill seinem Freunde Antilochus selbst folgendermassen: Neugierde trieb ihn an, Trojas innere Pracht sehen zu wollen. In der Kleidung eines Sängers trat er unerkannt in Troja ein. Sein rührendes Saitenspiel und seine

lieder, in welchen er Hektor pries, verschafften ihm in Troja überall, selbst im königlichen Pallaste willige Aufnahme. Polyxene, des Priamus jüngste Tochter, verliebte sich in ihn und er ward von ihren Reizen bezaubert. Achill, der ihre Liebe ganz erproben wollte, entdeckte sich ihr als den Würger ihres Bruders Hektor. Polyxene, obgleich bey dem Nahmen Achill von Schauder ergriffen, schwur ihm dennoch von der süßen Macht der zärtlichen Leidenschaft überwältigt, selbst bey dem Geist ihres verstorbenen Bruders ewige Liebe, wenn er verspräche, der Friedensstifter zwischen den Trojanern und Griechen zu seyn. Achill versprach es heilig nicht nur Polyxenen, sondern auch dem Priam und Troilus, die ihn und seine Geliebte am Grabmahl Hektors überraschten. Achillen war es ernst mit seinem Versprechen; er ermahnte die griechischen Helden in einer Versammlung zum Frieden mit den Trojanern. Allein Menelaus und Ulyß wollten davon nichts hören. Sie brachten es durch ihre Intriguen dahin, daß die Waffenruhe von den Griechen gebrochen wurde, und daß die Trojaner Achill für einen Verräther hielten. Achills Bruder tödtete im Kampfe Troilus als vermeinten Feind, und er selbst wurde von Paris in einem Tempel, wohin die Rache schnaubende Hekabe den Achill gelockt hatte, meuchelmörderischer Weise umgebracht.

Die in dieser Tragödie handelnden Personen sind von Trojanern und ihren Bundesgenossen: Priamus, Hekabe, Troilus, Paris, Polyxena, Helena, Antenor, Polydamus, Lykaste, Andromache, Laomedontas und Astyanactes Hektors unwürdige Söhne, Aeneas, Antimachus Priester der Pallas, Herpon, der Oberpriester des Apollo, troische Fürsten, Krieger, Priester, Frauen, Klageknaben und Volk; von Seite der Griechen Menelaus, Achilles, Antilochus Nestors Sohn und Achilles Vertrauter, Thoas, Palamedes, Ulysses, Diomedes, Polydarius, Ajax, griechische Fürsten und Trojen. Die Handlung geht theils im griechischen Lager, theils in Troja vor sich. Von den vielen Personen, welche die Aufführung der Tragödie sehr erschweren werden, hätten einige füglich wegbleiben können, z. B. Aeneas, der eine sehr unbedeutende Nebenrolle spielt.

Es wäre überflüssig über die Versification des Verfassers ins Detail zu gehen. Gestattete es der Raum, so würden wir Beyspiele zum Beweise liefern, daß die elegischen Verse des Vrfs. rauh und holpericht sind, und daß in ihnen oft gegen die Prosodie gesündigt ist.

Verschiedene Redensarten hat der Verf. dem Homer abgeborgt, z. B. Seite 57: „Achairinnen, nicht mehr Achajer." — In der ersten Scene des ersten Acts kommen Chöre vor, allein diese singen sehr erbärmlich, z. B.

Ruhe dir! o sel'ger Geist,
Lebe in dem Reich der Wonne,
Wo dein Ruhm hell wie die Sonne
Ewig unauslöschbar gleißt.

Die Sprache des Herrn G. ist sehr unrein und uncorrect. Es wimmelt in dieser Tragödie an undeutschen und gemeinen Ausdrücken, wie: S. 15 ergreife statt ergriff; S. 19 unglückliche (statt unglückliches) Troja; S. 48 mitsamm; S. 51 verschmorrten, Ameißen (Ameisen); S. 55 zöhst st. zögst; S. 57 fruchtenderm (?), betuft st. bestürzt, nach Haus uns trollen (wie gemein und unedel in einer Tragödie!); S. 112 gebraucht sich st. bedient sich; S. 118 Gesitze (st. Gewebe) von Trug; S. 158 riefe st. rief, u. s. w.

Die Tragödie geht nur bis Seite 191. Von S. 192 bis Ende stehen mythologische und antiquarische Erläuterungen zu dieser Tragödie. Diese Erläuterungen sind sehr trivial und zum Theil unrichtig. Herr Girzik scheint sich Leser zu denken, die von Mythologie und von griechischen Alterthümern gar nichts wissen. Denn wozu würde er sonst Erläuterungen, wie folgende sind, haben abdrucken lassen: S. 192 „Hekatontarche: ein Feldhauptmann, der 100 Mann befehligt." S. 194: Hellener. Die Griechen von Hellen, einen Sohn Deucalions so benennt." S. 197: „Zeus. So hieß bey den Griechen Ju-

piter.“ S. 201: „Cypris oder Cypria. Venus, die in Cypern am meisten verehrt wurde, ihr erster Tempel wurde da errichtet. Helios, die Sonne. Eros, der Gott der Liebe. Ares Mars, von ἄρα, Schaden, oder ἀραῖος schrecklich, grausam.“ S. 203: Kronion. Jupiter, von Kronos oder Saturnus, seinem Vater so benannt.“ S. 204: „Evis oder Evs die Morgenröthe. Hades, Ais (Druckfehler statt Δίς), Dis, Pluto, der Gott und Beherrscher des Schattenreichs.“ S. 208: Peleides, oder Pelides. Beynahme des Achilles nach seinem Vater Peleus.“ S. 209: „Irene. Die Friedensgöttinn. Phoebus. Apollo, nähmlich φοῖβος schimmernd. Homer nennt ihn deswegen oft auch Phoibos Apollon.“ S. 210: „Ein Opferthier, das dem Altar entlief. Wenn ein Opferthier sich zum Altar zerren ließ, oder gar davon lief, war es offenbar ein sehr unglückliches Omen.“ Seite 214 „Danaer oder Danaiden. Griechen, von Danaus, König von Argos so genannt.“ Seite 219: „Achaja. Das ganze Griechenland. Chlamis. Ein Waffenrock.“. S. 220 „Salpinx. Eine Kriegstrompete.“ S. 221: Chiliarche. Ein Feldobrister, der 1000 Mann befehligt.“ S. 225: „Tartus. Der Ort der Verdammten.“ u. s. w. So was wissen ja schon die Tertianer und Secundaner, ja zum Theil (z. B. was den den Tartarus anlangt) selbst die Grammatisten.

Und wozu sind so alberne mythologische Bemerkungen, z. B. S. 211 über Paris: „Ob das vorher erwähnte, von ihm über den Schönheitsstreit der ihm erschienenen Göttinnen gefällte Urtheil ein eitles Vorgeben von ihm selbst war, um seinen verübten Frauenraub zu beschönigen, kann Jeder nach Gefallen erachten." Der mythologische Gewährsmann des Verfassers scheint der veraltete Bannier gewesen zu seyn, denn auf dessen fast ganz unbrauchbare Mythologie werden die Leser oft verwiesen, um sich darin Raths zu erhohlen. Indessen will doch Hr. G. hier und da auch als selbstständiger mythologischer Erklärer (s'il en est) auftreten, z. B. S. 197 über den Ursprung des Nahmens Myrmidonen: „Ich aber legte dieser Benennung die Allegorie bey, nähmlich: weil dieses ein fleissiges, erwerbsames Volk war, gleich den Ameisen; und wahrscheinlicher dünkt mir der Nahme Myrmidones von μύρμηξ Ameise, und δονέω ich bewege mit Eile, treibe, tummle zusammen, abzustammen; doch wenn ich aber den Nahmen von oben erwähnter Fabel ableiten wollte, so dürften sie eher Myrmigonen geheissen haben." Weiß denn Herr G. nicht, daß die von ihm versuchte Ableitung längst schon von andern gemacht worden ist?

Die Druckfehler sind unzählig. Am Ende sind nur die wenigsten angezeigt. So steht S. 5: verschiedenen, schwarzen, statuen; S. 15 Achil-

les; S. 30 verdrdht; S. 47 Laager; S. 60 Gebürg, Ergeiz u. s. w. Viele dieser Druckfehler mögen wohl der Orthographie des Verfassers zur Last fallen.

Classische Literatur.

Bibliothek der römischen Historiker in neuen Uebersetzungen. 3ter Band. Cornelius Nepos Werke. gr. 8. 216 S.

Auch unter dem Titel:

Cornelius Nepos Leben berühmter Feldherren. Uebersetzt von Friedrich Fröhlich. Wien 1804. Im Verlage bey Anton Doll.

Durch einen unvorgesehenen Zufall, sagt Herr F. in der Vorrede, wurde derjenige Mitarbeiter an dieser Bibliothek, der den dritten Band liefern sollte, gehindert, die Uebersetzung seines Classikers zu vollenden, darum erscheint gleich nach der Uebersetzung des Sallust auch die des Cornelius Nepos von seiner Hand.

Herrn F. Sallust ist bereits in unsern Annalen (März 1808 S. 136 folg.) gewürdigt worden, und Recensent unterschreibt mit voller Ueberzeugung das Urtheil seines Vorgängers über denselben. Es ist ein äusserst schwieriges Unternehmen, zwey Schriftsteller, deren Ideengang, Charakter und Schreibart so wesentlich von einander

rschieden ist, wie Sallust und Cornelius, unmittelbar nach einander zu übersetzen. Wir fordern von einer guten Uebersetzung nicht bloß wirkliche Treue, sondern wir wollen an ihr auch den Geist des übersetzten Schriftstellers, seinen Ideengang, seinen Styl, so weit es der Genius unserer Sprache erlaubt, wieder finden. Ein solches Vergessen seiner Eigenheit und Anschmiegen an fremde Formen ist wohl nur wenigen möglich, darum zählt man auch in jeder Sprache weit weniger gelungene Uebersetzungen, als Originalwerke; und wenn auch durch langes Studium eines fremden Schriftstellers ein ausgezeichneter Kopf dahin gelangt, denselben in seiner ganzen Eigenthümlichkeit in eine andere Sprache zu übertragen, so ist dieses doch wohl noch keinem mit zwey im Ganzen wesentlich verschiedenen Schriftstellern gelungen. Rec. meint darum eben nicht, daß ein geschickter, beyder Sprachen mächtiger Mann nicht im Stande seyn sollte, von verschiedenen Schriftstellern Uebersetzungen zu liefern, die sich ganz gut lesen lassen, aber diese sind doch nur todte Kopien lebendiger Originale: wir finden wohl die Sache wieder, aber das Eigenthümliche, was der Verfasser durch Darstellung, Wendungen und Styl in dieselbe legte, geht fast durchgehends unwiederbringlich verloren.

So verhält es sich auch mit der Uebersetzung des Cornelius Nepos von Hrn. F. Sie läßt sich, wenn man einige Nachlässigkeiten, und den au

manchen Orten sehr merklichen Mangel der Feile (gerade ein wesentliches Erforderniß bey der Uebersetzung dieses Schriftstellers) abrechnet, ziemlich gut lesen, aber das, was uns Cornelius in der Ursprache so werth macht, finden wir hier nicht wieder. Nichts von der Eleganz und Urbanität, mit der er erzählt, nichts von dem leichten, fliessenden, gefälligen Styl, der uns seine Lebensbeschreibungen, troz ihrer historischen Magerkeit, so angenehm macht.

Um seine Behauptung zu bekräftigen, will Rec. einige Stellen aus der Zueignung Cornels an Atticus ausheben, und sie mit Fröhlichs Uebersezung vergleichen.

Corn. Neque enim Cimoni fuit turpe, Atheniensium summo viro, sororem germanam habere in matrimonio, quippe quum cives ejus eodem uterentur *instituto* at id quidem nostris moribus *nefas* habetur. Laudi in Graecia ducitur adolescentulis, quam plurimos habere amatores. Nulla Lacedaemoni tam est nobilis vidua, quae non ad *scenam* eat, mer-	Denn nicht schimpflich war es für Cimon, den grossen Athener, seine Schwester zur Gattin zu haben, da seine Mitbürger *dasselbe Recht* übten. Nach unserer Sitte aber wird dieß für un*recht* gehalten. In Griechenland diente es den Jünglingen zur Ehre, viele *Liebhaber* zu haben. Keine Wittwe zu Lacedämon ist so edel, die nicht für Bezahlung die *Bühne* beträte. Hoch
ce-	er-

cede conducta. Magnis in laudibus tota fuit Graecia victoremOlympiae citari; in scenam vero prodire, et populo esse spectaculo, nemini in eisdem gentibus fuit turpitudini. Quae omnia apud nos partim infamia partim humilia, atque ab honestate remota, ponuntur. Contra ea pleraque nostris moribus sunt decora, quae apud illos turpia putantur. Quem enim Romanorum pudet uxorem ducere in convivium? aut cujus mater familias non primum locum tenet ædium, atque in celebritate versatur? Quod multo fit aliter in Graecia; nam neque in convivium adhibetur, nisi propinquorum; neque sedet, nisi in interiore parte aedium, quae gynaeconitis appellatur, quo nemo accedit, nisi pro-

erhaben war der in Griechenland, der zu Olympia als Sieger ausgerufen wurde. Die Bühne zu betreten, und dem Volke zum Spectakel zu dienen, gereichte bey diesen Völkern niemanden zur Schande. Alles dieß wird aber bey uns theils schimpflich theils niedrig und unehrbar geachtet. Im Gegentheile ist vieles unserer Sitte gemäß anständig, was bey jenen für schimpflich geachtet wurde. Welcher Römer schämt sich wohl, die Gattin zum Mahle zu führen? Oder welche Matrone erscheint nicht im Vorhof des Hauses und vor aller Ansicht? Ganz anders ist dieß in Griechenland; denn hier wird sie weder zum Mahle gezogen (ausser bey Verwandten), noch darf sie sich irgendwo aufhalten als im innern Theile des Hauses,

pinqua cognatione conjunctus.	der Gynäkonitis heißt, wohin niemand den Zutritt hat, als der nahe Verwandte u. s. w.

Vergebens sucht man in der Uebersetzung dieses Bruchstückes Cornels mit Eleganz verbundene Simplicität. Auch auf Spuren der Eile stößt man hier hin und wieder, so wie im ganzen Buche, Nachlässigkeiten im Style, Kakophonien, unedle Ausdrücke, die am allerwenigsten in einer Uebersetzung des Cornelius gefunden werden sollten, sind nicht selten.

Hin und wieder ist auch der wahre Sinn verfehlt. So heißt z. B. in diesem Bruchstücke institutum nicht das Recht, sondern die Sitte, der Gebrauch, so haben es auch andere Uebersetzer z. B. Bergstrasser genommen. Bey der Stelle Nulla Lacedaemoni etc. hat Hr. F. die richtige Leseart Böclers und Harles nicht benützt: quae non nuda in scenam eat, und vergessen, daß scena hier nicht schlechtweg durch Bühne, wodurch man im Deutschen gewöhnlich die Schaubühne versteht, übersetzt werden darf, sondern daß hier unter scena die palaestra der Spartaner verstanden ist. Convivium heißt nicht schlechtweg das Mahl, die Mahlzeit, sondern eigentlich eine Gasterey; primus locus aedium ist nicht

te Vorhof sondern das Vordergebäude, der vordere Theil des Hauses.

Wollte Recensent auf diese Art Herrn F. durch das ganze Buch folgen, so würde es ihm leicht fallen, wenigstens ein Heft der Annalen mit ähnlichen Bemerkungen zu füllen. Die Hauptursache dieser Fehler scheint in einer zu grossen Flüchtigkeit und in einem allzu starken Selbstvertrauen zu liegen, das Herr F. in seinen Vorreden zum Sallust und Cornelius ziemlich deutlich zu erkennen gibt. Rec. möchte ihm rathen, das leztere abzulegen, und auch das Horazische

nonum prematur in annum

sich bey Arbeiten von ähnlichem Gewichte zu Gemüthe zu führen.

Der Gedanke, die Anmerkungen, welche zu dieser ganzen Sammlung von Classikern erforderlich sind, am Ende derselben in einem eigenen Bande in Gestalt eines Lexikons herauszugeben, ist glücklich, dadurch werden unnütze Wiederholungen und Wiedersprüche in den Anmerkungen der einzelnen Uebersetzer vermieden werden. Nur wünscht Rec. daß Hr. F. bey der Abfassung desselben Genauigkeit und Geduld, diese beyden Haupteigenschaften eines Lexikographen in hinlänglichem Grade zu Hülfe nehme.

Die freyeste Bearbeitung, oder eigentlicher zu reden, Uebersetzung ist das vorliegende Werk! Es trägt weder den Nahmen Codex Napoleon an der Spitze, noch bindet es sich an die Zahl der Artikel; läßt vieles auf das Königreich Bayern unanwendbar weg, füllt mehrere Lücken aus, verbessert manches, das hart und anstössig seyn konnte, und gibt dem Ganzen eine gefällige Gestalt. Ueberhaupt leuchtet nicht undeutlich hervor, daß, wenn der Verfasser noch freyere Hände gehabt hätte, die Arbeit noch besser und zweckmässiger gelungen seyn würde.

Die vorliegenden drey Hefte schliessen mit den besonderen Regeln der Hausmiethe, folglich mit dem 1762. Artikel des aus 2281 Artikeln bestehenden Codex Napoleons. Die Fortsetzung ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen, und da auch kein Kundmachungs-Patent voraus geschickt wird, so haben die Vorschriften wahrscheinlich noch keine verbindende Kraft erhalten. Indessen glauben wir doch, aus demselben einige wichtige Abweichungen von dem französischen Gesetzbuche und Ergänzungen desselben ausheben, aber die vollständigere Vergleichung, um nicht in das weitläufige zu verfallen, den Lesern überlassen zu müssen.

In der Einleitung und dem ersten Buche, welches von Personen handelt, wird das in dem Code Napoléon A. 3 und 11 sehr kurz abgefertigte Rechtsverhältniß der Fremden dahin be-

stimmt: Fremde, welche innerhalb des Staatsgebiets ein Rechtsgeschäft vornehmen, sind rücksichtlich ihrer Rechtsfähigkeit und der Form des Geschäftes selbst, bloß nach inländischen Gesetzen zu beurtheilen. Rechtsgeschäfte, welche von Fremden im Auslande vorgenommen werden, sind, sowohl, was ihre Rechtsfähigkeit, als auch die äußere Form des Geschäftes betrifft, bloß nach den Gesetzen des Auslandes zu beurtheilen. In Ansehung der im Königreiche liegenden Güter gelten, ohne Rücksicht auf die Person des Besitzers, bloß die bayrischen Gesetze, es werde innerhalb oder außerhalb des Landes darüber verfügt (A. 5). Dem Ausländer wird nur die Ausübung derjenigen bürgerlichen Privat-Rechte zugestanden, die der Staat zu welchem der Ausländer gehört, den bayrischen Unterthanen zugesteht. Werden in einem auswärtigen Staate durch Gesetze oder besondere Verfügungen entweder Fremde im Allgemeinen oder bayrische Unterthanen insbesondere, von dem Vortheile gewisser Privat-Rechte ausgeschlossen, welche nach dort geltenden Gesetzen den Einheimischen zustehen, so ist in Bayern gegen dessen Unterthanen derselbe Grundsatz anzuwenden (Art. 18). Kein Gesetz kann durch entgegen stehende Gewohnheit, Observanz oder Gerichtsgebrauch gültig verändert, beschränkt, oder aufgehoben werden. (Art. 8). Das Indigenat, so fern es durch Abstammung von einem eingebornen Vater begründet wird, kommt ei-

Die freyeste Bearbeitung, oder eigentlicher zu reden, Uebersetzung ist das vorliegende Werk! Es trägt weder den Nahmen Codex Napoleon an der Spitze, noch bindet es sich an die Zahl der Artikel; läßt vieles auf das Königreich Bayern unanwendbar weg, füllt mehrere Lücken aus, verbessert manches, das hart und anstössig seyn konnte, und gibt dem Ganzen eine gefällige Gestalt. Ueberhaupt leuchtet nicht undeutlich hervor, daß, wenn der Verfasser noch freyere Hände gehabt hätte, die Arbeit noch besser und zweckmässiger gelungen seyn würde.

Die vorliegenden drey Hefte schliessen mit den besonderen Regeln der Hausmiethe, folglich mit dem 1762. Artikel des aus 2281 Artikeln bestehenden Codex Napoleons. Die Fortsetzung ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen, und da auch kein Kundmachungs-Patent voraus geschickt wird, so haben die Vorschriften wahrscheinlich noch keine verbindende Kraft erhalten. Indessen glauben wir doch, aus demselben einige wichtige Abweichungen von dem französischen Gesetzbuche und Ergänzungen desselben ausheben, aber die vollständigere Vergleichung, um nicht in das weitläufige zu verfallen, den Lesern überlassen zu müssen.

In der Einleitung und dem ersten Buche, welches von Personen handelt, wird das in dem Code Napoléon A. 3 und 11 sehr kurz abgefertigte Rechtsverhältniß der Fremden dahin be-

stimmt: Fremde, welche innerhalb des Staatsgebiets ein Rechtsgeschäft vornehmen, sind rücksichtlich ihrer Rechtsfähigkeit und der Form des Geschäftes selbst, bloß nach inländischen Gesetzen zu beurtheilen. Rechtsgeschäfte, welche von Fremden im Auslande vorgenommen werden, sind, sowohl, was ihre Rechtsfähigkeit, als auch die äußere Form des Geschäftes betrifft, bloß nach den Gesetzen des Auslandes zu beurtheilen. In Ansehung der im Königreiche liegenden Güter gelten, ohne Rücksicht auf die Person des Besitzers, bloß die bayrischen Gesetze, es werde innerhalb oder außerhalb des Landes darüber verfügt (A. 5). Dem Ausländer wird nur die Ausübung derjenigen bürgerlichen Privat-Rechte zugestanden, die der Staat zu welchem der Ausländer gehört, den bayrischen Unterthanen zugesteht. Werden in einem auswärtigen Staate durch Gesetze oder besondere Verfügungen entweder Fremde im Allgemeinen oder bayrische Unterthanen insbesondere, von dem Vortheile gewisser Privat-Rechte ausgeschlossen, welche nach dort geltenden Gesetzen den Einheimischen zustehen, so ist in Bayern gegen dessen Unterthanen derselbe Grundsatz anzuwenden (Art. 18). Kein Gesetz kann durch entgegen stehende Gewohnheit, Observanz oder Gerichtsgebrauch gültig verändert, beschränkt, oder aufgehoben werden (Art. 8). Das Indigenat, so fern es durch Abstammung von einem eingebornen Vater begründet wird, kommt ei-

nem im Auslande gebornen unehelichen Kinde nur dann zu statten, wenn dasselbe in gesetzlicher Form anerkannt worden ist (Art. 15). Die Verurtheilung zu einer lebenslänglichen Leibesstrafe, nach den Bestimmungen des Criminal-Gesetzbuches, hat den bürgerlichen Tod zur Folge (Art. 29). Obschon die Ehen in Bayern, um bürgerlich gültig zu seyn, so wie im französischen Reiche, vor dem Civilbeamten geschlossen werden müssen, so wird doch hier beygesetzt: Die kirchlichen Gebräuche, zu deren Beobachtung die Religion jeden Ehegatten verpflichtet, dürfen von den Geistlichen nicht eher, als bis die Ehe bürgerlich geschlossen worden ist, und auf das ihnen hierüber einzuhändigende Zeugniß des Zivilstandes-Beamten vollzogen werden. Geistliche, welche früher, oder ohne das vorhin gedachte Attestat des Zivil-Stands-Beamten eine Trauung vorgenommen haben, sind in eine Geldstrafe von 100 fl. verfallen, vorbehaltlich der allenfalls verwirkteren härteren Strafen (Art. 81). Die Beerdigungen sind erst nach 48 (nicht wie nach C. N. a. 77 in 24) Stunden vorzunehmen (Art. 82).

In die 30 Jahre der Abwesenheit, binnen welcher jemand für verschollen erklärt wird, sind die Jahre der Minderjährigkeit nicht einzurechnen (A. 138, 143) Das Verbot der Ehe wird auch auf die Verschwägerten des 2. Grads der Seitenlinie ausgedehnt (Art 158). Wegen began-

fenen Ehebruchs kann sowohl der Mann gegen seine Frau, als die Frau gegen ihren Mann auf Ehescheidung klagen (A. 241). (Nach dem C. N. steht der Frau dieses Recht nur dann zu, wenn der Mann sich in dem Hause, das beyde Ehegatten bewohnen, eine Beyschläferinn gehalten hat (A. 229). Obschon künftig auch in Bayern der Familienrath über die Angelegenheiten eines Minderjährigen und der Vormundschaft zu wachen hat, so wird doch beygefügt, daß jeder Vormund verbunden sey, seinen Mitvormund jährlich (nicht wie nach C. N. A. 469 erst nach geendigter Vormundschaft) über die Verwaltung umständliche Rechnung abzulegen (A. 456).

Jeder emancipirte Minderjährige, welcher nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre eine Handlung errichten will, kann hiezu nicht eher schreiten, noch in Rücksicht auf die durch Handelsgeschäfte eingegangenen Verbindlichkeiten für würdig geachtet werden, bevor er nicht 1) von seinem Vater, oder in dessen Ermanglung von seiner Mutter, oder in Ermanglung beyder, durch ein von dem Untergerichte bestätigtes Gutachten des Familienrathes hiezu förmliche Erlaubniß erhalten hat, und wenn nicht 2) noch überdieß die ertheilte Erlaubniß öffentlich bekannt gemacht worden ist (A. 473).

Wenn das Gericht ein Gutachten des Familienraths erhalten hat, daß einem Volljährigen

wegen Gemüthsgebrechen die eigene Verwaltung seines Vermögens entzogen werden soll, so muß es den Zustand des zu Interdicirenden durch den Gerichtsarzt untersuchen lassen, welcher über den Befund ein mit Gründen unterstütztes schriftliches Gutachten auszustellen hat. Hierauf hat sich der Richter in Person oder durch einen Abgeordneten mit Zuziehung des Gerichtsarztes zu dem Kranken zu verfügen, um denselben, Falls es dessen Zustand verstattet, über die wider ihn vorgebrachten Thatsachen und überhaupt über solche Fragen zu vernehmen, welche geeignet sind, seinen Gemüthszustand zweckmässig zu erforschen (A. 485).

In dem zweyten Buche, welches von den verschiedenen Gütern, und den verschiedenen Formen des Eigenthums handelt, wird A. 517 erklärt: Jede auf einem Grundstücke haftende immerwährende Rente, welchen Ursprungs oder welcher Art sie seyn möge, sie bestehe in persönlichen Diensten oder in Leistungen an Geld oder Naturalien, ist unmittelbar von Rechtswegen mit beyderseitigem Einverständniße loskäuflich, ohne daß ein Vertrag, oder ein Fideicommiß - Majorat, oder anderes Verhältniß den Loskauf hindern könnte. Die im C. N. übergangene, wichtige Eintheilung der Sachenrechte in dingliche und persönliche ist, sammt den Arten die ersteren zu erlangen, bestimmt, und insbesondere fol-

gendes festgesetzt: Sobald ein Vertrag, welcher die Uebertragung des Eigenthums, eines Nießbrauchs, Gebrauchs oder Bewohnungsrechtes oder einer Grundgerechtigkeit beabsichtiget, vollkommen abgeschlossen worden ist, so geht mit dem Rechte der Forderung zugleich das bedungene Real-Recht auf den Erwerbenden über, ohne daß es hiezu der Uebergabe (Tradition) bedarf (A. 534). Hat die Forderung Summen, Quantitäten, oder eine Gattung (genus) zum Gegenstande, so wird das Eigenthum nicht eher erworben, als wenn die einzelnen zu überliefernden Stücke selbst entweder schon ihrer Individualität nach mit gegenseitiger Einwilligung bestimmt, oder wirklich übergeben (tradirt) worden sind (A. 535). Auch die Rechte und Verbindlichkeiten des redlichen und unendlichen Besitzers sind (A. 544, 549) deutlicher und vollständiger als im C. N. (A. 549, 550) entwickelt, eben so die Accessions-Rechte (A. 564, 577). Das Eigenthum eines Schatzes gehört demjenigen, der ihn auf seinem eigenen Boden findet. Hat man denselben auf dem Boden eines andern gefunden, so gehört er zur Hälfte dem Finder und zur andern Hälfte dem Eigenthümer des Bodens (A. 552). Stätige Grundgerechtigkeiten, (welche fortwährend benutzt werden können, ohne daß es dazu der Handlung eines Menschen bedarf, wie Traufrecht, Aussichtsrecht) wenn sie zugleich (durch eine äußere Anlage, z. B. eines Fensters) augenfällig sind,

erwirbt man durch schriftliche Willenserklärungen (Urkunden), oder durch dreyßigjährigen Besitz (A. 688). Stätige, nicht augenfällige Grundgerechtigkeiten, wie auch unstätige, diese mögen augenfällig seyn oder nicht, können nicht anders, als durch schriftliche Willenserklärungen (Urkunden) erworben werden. Keine Verjährung, selbst nicht unvordenklicher Besitz ist zu deren Erwerbung hinreichend (A. 689). Außer dem urkundlichen Rechtstitel bedarf es zur wirklichen Entstehung des Real-Rechtes keiner Uebergabe, oder andern von dem Titel verschiedenen Erwerbsart (A. 690.)

In dem dritten Buche: von den verschiedenen Arten, wie das Eigenthum und andere dingliche oder persönliche Rechte erworben oder verloren werden, ist die Erbfolge der Verwandten nach sechs Linien vollkommen übereinstimmend mit unserer Oesterreichischen Erbfolgeordnung vom J. 1786 abgehandelt (A. 734 — 755). Das Recht, eine Erbschaft anzutreten oder auszuschlagen, wird durch den Ablauf von dreyßig Jahren verjährt. Wenn aber der zur Erbschaft Gerufene von seinen Miterben, Substituten, Legatarien, Gläubigern oder andern Interessenten gerichtlich aufgefordert wird, sich zu erklären, so hat ihm das Gericht eine zerstörliche Frist von zwey bis höchstens neun Monathen zu bestimmen, damit er sich inner-

halb dieser Zeit über die Antretung oder Nichtantretung erkläre. Verstreicht diese Frist ohne entscheidende Erklärung, so ist er des Erbrechts unmittelbar von Rechtswegen verlustig, vorbehaltlich des Beweises, daß er sich in der physischen Unmöglichkeit befunden habe, innerhalb des gesetzlichen Termins seine Erklärung abzugeben (A. 807). Wenn der Beneficiar-Erbe ohne Einberufung aller Gläubiger einige Erbschaftsgläubiger bezahlt, so haftet er den sich nachher meldenden Gläubigern, welche vor den Bezahlten ein Vorzugsrecht hatten, selbst mit seinem eigenen Vermögen, so weit dieselben aus der Erbschaftsmasse nach ihrem Range ihre Befriedigung würden erhalten haben (A. 831). Nach Ablauf dreyer Jahre, gerechnet von dem Tage, wo die Rechnung geschlossen und der Rest den damahls bekannten Gläubigern bezahlt worden, ist die Forderung an den Erben und der Anspruch gegen die Legationen erloschen (Art. 832). Bey Schuldforderungen haften die Miterben nicht bloß für die Wirklichkeit, sondern auch für die Güte der Forderung, wenn die Zahlungsunfähigkeit schon vor vollzogener Theilung vorhanden war (A. 915). Fideicommissarische Substitutionen sind ungültig. Diejenigen Güter, welche zur Gründung eines erblichen Adelstitels von dem Könige verliehen oder von dem Besitzer eines Adelstitels unter Beobachtung der gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen und Formen zum Majorats-Gute erhoben worden

sind, gehen auf die Nachkommen des ersten Erwerbers oder Stifters über, so wie durch das Adels-Statut bestimmt ist (A. 929). Die sogenannte pupillarische oder quasipupillarische Substitution wird von dem Gesetze nicht als gültig anerkannt (A. 933). Von der im C. N. mit Stillschweigen übergangenen Enterbung wird ausdrücklich gesagt: Eine Enterbung findet nicht Statt (A. 953). Ein Testament, (wenn es auch eigenhändig geschrieben oder unterschrieben ist) muß vom Gericht oder von sieben Zeugen bestätiget werden (A. 1009, 1016, 1018). Ein Unterschied zwischen Testamenten und Codizillen findet nicht Statt (A. 1033). Keine Erbschaft oder Vermächtniß kann unter einer auflösenden Bedingung, oder nur auf gewisse Zeit hinterlassen werden (A. 137).

Die eintretende Bedingung wirkt bey letzten Willensverordnungen nicht zurück, sondern äußert erst ihre Wirkung von dem Zeitpuncte an, wo sie in Erfüllung gegangen ist (A. 1043).

Ein durch späteres Testament oder durch ausdrücklichen Widerruf ganz oder zum Theile umgestossenes Testament kann nicht anders wieder kräftig werden, als durch eine neue gerichtlich geäußerte oder dem Gerichte schriftlich übergebene, ausdrückliche Erklärung des Testirers, daß seine ältere Verfügung wieder Gültigkeit haben solle. Diese Erklärung muß unter denselben Formen geschehen, welche für gerichtliche Testamente vorgeschrie-

ken sind (A. 1092). Wegen gänzlicher oder theilweiser Vernichtung eines Testaments - Aufsatzes wird das Testament nicht für widerrufen geachtet, auch kein Betheiligter zu dem Beweise zugelassen, daß dieses von dem Testirer in der Absicht des Widerrufs geschehen sey. Aus einem solchen ganz oder zum Theil vernichteten Testamente kann Erbschaft und Legat erworben werden, so weit noch sein Inhalt gelesen werden kann (A. 1093). Die Vorschriften über einen aus Irrthum, Zwang oder Betrug geschlossenen Vertrag sind (A. 1071—1081) sehr ausführlich vorgetragen. Auch nach dem bayrischen Gesetzbuche müssen, so wie nach dem Preussischen, alle wichtigeren Verträge schriftlich geschlossen werden (A. 1201—1221). In allen zweyseitigen Verträgen kann ein Contrahent gegen den anderen nicht auf Erfüllung klagen, so lange er nicht von seiner Seite den Vertrag erfüllet oder zur Erfüllung sich bereit erwiesen hat (A. 1226).

Hat die Verbindlichkeit eine nur ihrer Gattung nach bestimmte Sache (genus) zum Gegenstande, so ist der Verpflichtete, um frey zu werden, nicht schuldig, die beste in ihrer Art zu geben, wenn er nur nicht die schlechteste anbietet (A. 1341).

Die freywillige Rückgabe der mit Privat-Unterschrift gefertigten Original - Urkunde gilt als Beweis des Erlasses der Schuld, ohne Zulassung

des Gegenbeweises. Daß der Schuldner nicht durch freywillige Rückgabe in den Besitz der Urkunde gekommen sey, muß von dem Behauptenden bewiesen werden (A. 1380). Wenn die Schuldurkunde bey dem Gläubiger oder in dessen Nachlasse zerrissen, oder sonst vernichtet befunden wird, so liegt demjenigen, welcher hieraus einen Erlaß ableitet, der Beweis ob, daß die Urkunde mit Absicht des Gläubigers in diesen Zustand gekommen sey (A. 1383). Die Geschäfte, welche von den Vormündern und Curatoren der Minderjährigen, Interdicirten, oder unter Curatel gestellten, mit Beobachtung aller gesetzlichen Form geschlossen worden sind, können weder wegen Nichtigkeit, noch durch ein Restitutions-Gesuch angefochten werden, soferne nicht ein allgemeiner Grund zur Wiederauflösung vorhanden ist (A. 1422). In wie fern ein unwirksames Rechtsgeschäft durch die Bestätigung gültig werde, wird (A. 1435 — 1442) sehr deutlich festgesetzt.

Die Grundsätze von einer bezahlten Nichtschuld kommen auch zur Anwendung, wenn Jemand in dem Irrthume, dazu verpflichtet zu seyn, eine Verbindlichkeit übernommen, oder einen Andern von einer wirklichen Verbindlichkeit befreyet hat. Dieser Irrthum hat in jenem Falle die Wiederauflösung der eingegangenen, in diesem die Wiederherstellung der aufgelösten Verbindlichkeit zur Folge (A. 1464).

Alle Eheverträge (Heirathskontracte) ohne Unterschied der Personen, sollen vor Gericht, bey Strafe der Ungültigkeit errichtet werden (A. 14[illegible]). Sobald die Partheyen über Waare und Preis einig sind und ihren Willen in gesetzlicher Form erklärt haben, ist der Kauf vollkommen (perfect), das Eigenthum geht alsdann in dem Augenblicke, wo die Ueberlieferung der Sache vertragsmässig gefordert werden kann, unmittelbar von Rechtswegen auf den Käufer über, obgleich die Waare noch nicht übergeben und der Kaufpreis noch nicht bezahlt worden ist (A. 166[illegible]). Die Grundsätze von der Gewährleistung finden nicht bloß bey dem Kaufe und bey der Uebertragung des Eigenthums, sondern auch bey anderen Rechtsgeschäften Statt, welche auf Uebertragung dinglicher oder persönlicher Rechte gerichtet sind, so weit nicht besondere Gesetze diese Regel ausdrücklich beschränken (A. 1726).

Die Pflicht zur Gewährleistung der Mängel liegt jedem ob, welcher durch lästigen Vertrag eine Sache der Substanz nach oder zum Gebrauche einem anderen überträgt (A. 1738).

Das Rechtsmittel wegen Verletzung im Werthe kann von dem Verletzten, seinen Erben und Gläubigern gegen den Käufer und dessen Erben, nicht aber gegen einen dritten Besitzer, angewendet werden (A. 1773).

Der Schuldner kann sich gegen den neuen Gläubiger (dem eine Forderung abgetreten worden) aller Einwendungen bedienen, welche entweder in dessen Person allein gegründet sind, oder dem Uebertragenden selbst entgegen gesetzt werden konnten, voraus gesetzt; was die zuletztgedachten Einreden betrifft, daß nicht der Schuldner die Abtretung unbedingt und ohne Vorbehalt angenommen hat (A. 1801).

Wenn der Vermiether die gemiethete Sache verkauft, so hat der Erwerber das Recht, den Pächter oder Miethsmann vor dem Ablaufe des Mieth-Contractes zu vertreiben, wenn nicht das Gegentheil entweder durch den Miethcontract mit dem Vermiether oder durch den Kaufs-Contract mit dem Käufer bedungen worden ist (A. 1842).

Oekonomie.

1. Landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl. Herausgegeben von Emanuel Fellenberg. 1. Heft. XVI und 151 S. 2. Heft X u. 142 S. Arau bey Sauerländer. 1808 und 1809.

2. Aemtlicher Bericht über Fellenbergs landwirthschaftliche Anstalten zu Hofwyl, Sr. Excellenz dem Hrn. Landammann und der Schweizerischen Tagsatzung den 29. Septemb. 1808 abgestattet von den Herren: Heer, Landammann

zu Glarus; Telli, von Genthod aus dem Waadtlande; Meyer, Pfarrer zu Wangen in Luzern; Tobler, in der Aue von Zürich; Hunkeler, Appellationsrichter von Luzern: übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von G. H. Heinse. Basel, bey Flick. 1809. gr8. VIII S. Vorerinnerung, Inhalts- Maß- und Gewichtsanzeigen, und 106 S. Text.

3. Ueber Fellenbergs Wirthschaft in Hofwyl, von August Hofmann, nebst Anmerkungen und einer Nachschrift von A. Thaer. Berlin; Realschule 1809. 8. 123 S.

Eine Eigenheit der Deutschen, die selbst bey dem raffinirenden Geiste der Schriftsteller in Frankreich bisher größtentheils mangelte, sind unstreitig die Journale über beynahe alle Zweige des menschlichen Wissens, welche von dem deutschen Publicum zum Theile sehr begierig gesucht werden. Bey der Schreibelust deutscher Gelehrten kann es nicht fehlen, daß nicht manche Gegenstände mit einer ungemeinen Exaltation dargestellt werden. Glücklich genug dürfen sich die Leser preisen, wenn das Idol dem Panegyrikus auch nur zur Hälfte gleicht.

Auch Hrn. Emanuel Fellenberg, einem Berner Patricier ward das Loos, durch deutsche Zeitschriften eine grosse Celebrität zu erhalten. Seine Landwirthschaft zu Hofwyl bey Bern, so wie sein

Lehr-Institut der Landwirthschaftskunde würde ein allgemeines Gespräch des Tages. Auch in Süddeutschland haben mehrere Oekonomen musterhafte Einrichtungen bey ihren Landwirthschaften gemacht. Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich haben mit seltener Liberalität ökonomische Lehr-Institute zu errichten geruhet und Männer von ausgezeichneten Kenntnissen, wie Regierungsrath Jordan, Doctor Burger u. s. w. an die Spitze derselben gestellt; aber hier ist es leider noch nicht Sitte, das Gute, was bey uns geschieht, zu einem Gegenstande der Publicität zu machen, und dann mag die Ursache dieser Erscheinung zum Theil wohl auch in der Gleichgültigkeit des Publicums, welches das, was im Inlande geschieht, nie genug würdigt, seine Ursache haben.

Jetzt, da Hofwyl für die Deutschen nicht mehr der einzige Ort ist, wo die ökonomischen Orakelsprüche die Sinne der Hörenden betäuben, da manche Oekonomen schon Bedenklichkeiten gegen die Fellenberg'sche Wirthschaftsweise äußern, jetzt glauben wir, sey der schickliche Zeitpunct Hrn. Fellenbergs Landwirthschaft zu prüfen; da wir, wenn wir dieselbe verwerfen, einen nicht unbeträchtlichen Theil deutscher Oekonomen für uns haben, und wenn wir sie loben, niemand uns den Vorwurf machen kann, von vorschnellem Enthusiasm zu ihrem Apologeten hingerissen worden zu seyn.

Man stelle sich nicht vor, daß Fellenbergs Landwirthschaft eine einzige und ausserordentliche Erscheinung sey: wir haben solcher Oekonomien mehrere in Deutschland. Was Herrn Fellenberg als Oekonomen vorzüglich merkwürdig macht, ist seine Individualität, und der rege Eifer, verbunden mit einer höhern Ansicht der Oekonomie. Durch sie will er die Menschen veredeln und sie wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zuführen. Wir wollen sehen, was er von sich selbst und seinem Unternehmen hält und das würdigen, was andere, wie es scheint, unparteyische Männer über ihn sagen. Das erste Heft der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl enthält vor allem zwey Aufsätze, wovon der eine über den Werth der landwirthschaftlichen Cultur von Hofwyl überhaupt spricht, der andere die eigentliche Tendenz der dortigen Landwirthschaft angibt. Da es der Raum unserer Blätter nicht erlaubt, in das Detail dieser beyden Aufsätze einzugehen, so schreiten wir schnell zu dem wichtigsten Aufsatze dieses Heftes vor, wo Hr. Fellenberg einige Ansichten der schweizerischen Landwirthschaft gibt. In dieser kleinen Abhandlung setzt derselbe zwölf Hauptpuncte an, die bey der Verbesserung einer Landwirthschaft vorzüglich berücksichtiget werden sollen. Jeder wird dann weiter zergliedert mit stetem Bezuge auf das, was in Hofwyl geschehen ist oder noch geschehen soll. In einer Note bemerkt der Herr

Verfasser, daß er versichert sey, den Ertrag des Wylhofes von 300 Mätten Getreide, die er, bey seiner Uebernahme abgeworfen habe, auf einen Ertrag des Aequivalents von 3000 Mätten zu treiben, und den jährlichen reinen Ertrag desselben auf 20 bis 30000 Franken zu bringen, obgleich der Lehenmann, der 30 Jahre hindurch auf demselben gehauset habe, nur 1300 Kronen Jahreszins mehr habe bezahlen wollen. Dieß sind doch wahrlich glänzende Aussichten, wenn anders die Perspective nicht weiter zeigt, als die Möglichkeit reicht.

Diesen Hauptpuncten läßt der Hr. Verfasser die Anzeige und Wege folgen, durch welche seine hauptsächlichen Verbesserungen der vaterländischen Cultur allgemein verbreitet werden können. Er rechnet hieher die Wallfahrt vieler Reisenden und Fremden nach Hofwyl, die Anlage eines eigenen landwirthschaftlichen Büreaus, der beßten Gelegenheit für forschende einsichtsvolle Landwirthe, durch Mittheilung ihrer Erfahrungen allgemeine ökonomische Resultate aus denselben abzuziehen. Die Errichtung von Werkstätten landwirthschaftlicher Instrumente zu Hofwyl; die Errichtung eines ökonomischen Lehr-Instituts für angehende Landwirthe zu Hofwyl rc.

Diesen Aufsätzen ist 1) eine Beylage angehängt, die den Gebrauch der Maschinen lehrt, deren Modelle auf dem Rathhause zu Bern deponirt, nähmlich eines Extirpators, einer Pferdehacke,

eines Schwingpfluges; eines Anhäufepfluges; einer Saamenreinigungsmaschine ꝛc. Dieser folgt ein Nachtrag, worin einige Einwendungen widerlegt sind, die wider die landwirthschaftliche Cultur zu Hofwyl in verschiedenen Zeitungsblättern gemacht worden sind. Den Beschluß dieses Heftes macht endlich ein Aufsatz, welcher überschrieben ist: Etwas über die dringendsten Bedürfnisse unsers Zeitalters in besonderer Hinsicht auf die Schweiz und Europa; wo besonders auf die Nothwendigkeit und Verbesserung des Elementarunterrichtes und auf die Vervollkommnung der Landwirthschaft hingewiesen wird.

Das zweyte Heft beginnt mit einer Anzeige des Studienplanes an dem landwirthschaftlichen Institute zu Hofwyl. Auch dieses Heft ist wie das erste höchst interessant und lesenswerth. Nicht sowohl darum, weil der Herr Verfasser ausserordentliche Ideen ausgesprochen oder neue Aussichten eröffnet hat (denn bisher haben wir weniges Originele gefunden, was nicht schon bey andern Landwirthschaften Deutschlands in weiterer oder engerer Ausdehnung im Gange ist); sondern, weil er sich darin als einen Mann zeigt, der mit einem eigenen, ungewöhnlichen Ideengange, eine ungemeine Wärme für seine Wissenschaft und einen regen Geist der Speculation verbindet. Die Fülle seiner Ideen mag auch die Dunkelheit herbey geführt haben, welche oft die Perioden verwirret

und diese schätzenswerthe Schrift nicht selten unverständlich macht.

Die zweyte Schrift ist eine Uebersetzung des französisch - geschriebenen amtlichen Berichtes der Schweizerischen Commission zur Untersuchung der Fellenbergischen Wirthschaft zu Hofwyl.

Das Ganze theilt sich in 5 Abschnitte, wovon der erste den Zustand und die Lage von Hofwyl beschreibt. Hofwyl enthält nach diesem Berichte ausser 108 Jucherten (wovon Eine zu 40,000 Berner Quadratfuß = 1¼⅞ eines Magdeburgermaßes zu 180 Quadratfuß) an Holz, nur 211 Jucherte angebautes Land, wovon 54 bewässerte Wiesen, 157 pflugbares Land sind (dieß stimmt aber mit der vom Hrn. Fellenberg in seinen Blättern von Hofwyl 1. Heft S. 133 gegebenen Anzeige nicht überein.) Man sieht hieraus übrigens auf jeden Fall, daß die Hofwyler Wirthschaft nur eine kleine Wirthschaft seyn müsse.

Der zweyte Abschnitt beschreibt die Verbesserungen des Bodens, die Vervollkommnungen, welche dem Ackerbausystem des Herrn Fellenberg voraus gingen. Hier, so wie überall, sind die Kosten jeder Verbesserung in jeder Branche der Cultur, so viel möglich angegeben. Dieser Abschnitt enthält dann zwey Kapitel, wovon das erstere von den Verbesserungen des Bodens, das andere von Erfindung und Verbesserung der Ackergeräthschaften handelt. Die erstern bestehen a) in

einer Austrocknung des, an zu vielem Wasser leidenden Bodens; durch eine Wasserleitung und durch Canäle; dann b) in der Vertiefung der Ackerkrume, die hier und da bis 2 (?), anderwärts bis 1½ und nur an einigen Orten bis 1 Fuß durch einen starken mit vierzehn Pferden gezogenen, und von vier Menschen dirigirten Pflug getrieben worden ist; c) in der Ueberdeckung von 47 Jucherten morastiger Wiesen mit einer Erddeckung von 3—12 Zoll Dicke (?); d) in der Anbringung unterirdischer Wasser-Canäle in den Wiesen, durch welche das Wasser abgeleitet, bey grosser Dürre aber auch, durch Verstopfung des Ausflusses, auf die Oberfläche wieder gebracht werden kann; e) endlich in der Anlage von wohl 20 Düngerbehältern, die zur Bildung, Mischung, Gährung und Aufbewahrung des flüssigen Düngers bestimmt, und theils aus hölzernen, mit Thon ausgelegten Plateaus theils aus sorgfältig verbundenen Sandsteinen gemacht sind, und fast alle eine Röhre haben, durch die Brunnenwasser in sie geleitet werden kann. Hierbey werden dann noch die vielfachen Gebäude des Wylhofes beschrieben.

In dem zweyten Kapitel wird der von Herrn Fellenberg erfundenen und verbesserten Ackergeräthschaften gedacht. Dieß sind ein Exstirpator, ein Furchenzieher, eine Pferdhacke, eine kleine Hacke, Passauf genannt, ein Anhäufepflug, ein Wasserfurchenpflug, ein Schwingpflug, eine Säemai

schine, ein Bohnen- und Rübendriller; eine Kleesäemaschine, und eine Maschine zu Reinigung des Saamens von den kleinen Unkrautsämereyen. Alle diese Maschinen — die beyden letzten ausgenommen — sind, wie sie hier beschrieben sind, ganz einerley mit den in Deutschland längst bekannten englischen Ackergeräthen dieser Art, und Rec. begreift nicht, wie und in wie fern dieselben zuerst als von Herrn Fellenberg erfunden und verbessert angegeben werden können, da sie lange vor ihm bekannt waren, und denn doch auch nachher gesagt wird: „Herr Fellenberg habe eigentlich nur das Verdienst sie zuerst bekannt gemacht zu haben, und nur die beyden letztern, und der Wassauf seyen eigentlich seine Erfindungen. Die Art von Egge, die sich an letztern befindet, kennt Rec. nicht; aber das Instrument an sich ist auch nicht ganz neu, sondern kömmt auch schon sonst vor.

Daß das Gußeisen zu allen diesen Instrumenten sehr brauchbar sey, ist auch vor Hrn. Fellenberg längst bekannt gewesen. Merkwürdig und sinnreich ist aber allerdings die von Herrn Fellenberg versuchte Art der Aufbewahrung des Getreides, bey welcher das Umstechen desselben gar nicht nöthig ist, die indeß doch noch nähere Prüfung im Grossen verdient. Etwas ähnliches hat man indeß auch schon in England vorgeschlagen.

Der dritte Abschnitt stellt die moralische Verfassung des Etablissements und die Mittel auf,

durch welche Herr Fellenberg wirkt; und zwar handelt er im ersten Kapitel von dem Personale: dem Gesinde und den Taglöhnern. Das Personale der angestellten Arbeiter ist für eine so kleine Wirthschaft enorm groß, da es aus drey Meisterknechten, vier andern Knechten, noch drey Fuhrknechten, nebst einem Gehülfen, und zwey Kuhhirten, einem Fuhrmeister, einem Laufjungen, einem Burschen für die Esel und Hammel, einer Oberköchinn, einer Grossemagd besteht. Vortrefflich und höchst nachahmungswerth aber ist die moralische und religiöse Behandlung dieses Gesindes, die von Herrn Fellenberg hier gerühmt wird.

Das zweyte Kapitel handelt vom Viehstand. Hr. F. hat nur Pferde (14 Stück) als Zugvieh (auch zu viel), und füttert sie im Sommer nur mit grünem Klee, im Winter mit Kleeheu, Möhren und in Dämpfen gekochten Kartoffeln, im Nothfall nur mit Hafer. Ochsen werden wenig gebraucht, nur gemästet, meist 20 Stück, und zwar erst mit Heu und Salz, dann mit Grummet und Heu, und mit beygemischten in Dämpfen gekochten Kartoffeln, und Ausgestiebten von den Kleyen. Kühe waren im Jahre 1808, 45 da, und dabey zwey Stiere und zwey männliche Kälber. Schafe und Schweine hat er äusserst wenig, von jenen 20—40, von diesen 12.

Das dritte Kapitel handelt vom Dünger. Es werden circa 679 Fuder Mist von dem ange-

gebenen Viehstände gemacht, und alle Mistsorten unter einander, und mit Schlamm und Kehricht vermischt: alsdann wird aber auch viel Mist zugekauft. Hierbey wird das sehr nützliche Verfahren der Jauchen-Anwendung auf Kleefeldern (— warum nicht auch auf den Wiesen?) — beschrieben.

Im vierten Kapitel wird des Pflügens und Hackens der Felder nochmahls kürzlich gedacht: ersteres geht bis zu 16 und 18 Zoll Tiefe (?)

Der vierte Abschnitt stellt hierauf das Ackerbausystem des Herrn F., seine Wechselwirthschaft auf: zuerst, im ersten Kapitel, in Rücksicht der natürlichen Wiesen, — (die aber, da sie beständig Wiesen bleiben, eigentlich gar nicht hierher gehören,) dann im zweyten Kapitel, in Rücksicht der künstlichen Wiesen, d. h. der Kleefelder; die mit Gauche bewässert, 4 auch 5 Schnitte jährlich geben sollen. Gemengfutter, welches Hr. F. oft nach den Erbsen zieht, wird hier als etwas besonders gerühmt: in Deutschland ist es dieß aber eben nicht. Aber das Einmischen von Bohnen und Mais zu demselben ist neu und sehr empfehlenswerth. — Daß Herr F. mit einem bloß vierjährigen Wechsel des Klees für immer auskommen werde, bezweifelt Rec. gar sehr. Nach seinen Erfahrungen ist dieser kurze Wechsel nicht hinreichend. Das dritte Kapitel stellt dann die eigentliche Wechselwirthschaft der Felder auf. Es sind deren vier Arten. Das erste Jahr enthält, im

Dünger (22 Fuder pro Juchert) Brachsaaten: als Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Kraut, Rübsaamen, Mohn, Mais und nach den letztern sieben Arten, noch Rüben als zweyte Erndte; das zweyte Jahr hält Sommergetreide (Sommerkorn, und besonders Sommerweitzen) und Klee; das dritte Jahr Klee; das vierte Jahr Wintergetreide, das heißt Dünkel und Wintergerste, Roggen und Weitzen, und als zweyte Erndte Mohnrüben und Rüben: erstere im Herbste unter das Ackergetreide gesäet. — Nur der, wie gesagt, zu kurze Wechsel des Klees ist hiegegen einzuwenden. Hier wird denn die Methode der Bestellung jedes Feldes, und das Maaß der gewöhnlichen Erndte beschrieben. Rec. hat in beyden aber nichts besonders Neues und Merkwürdiges gefunden. Wenn ein Juchert 7—800 Maß Kartoffeln Erndte gibt, d. h. circa 67 Mutt, d. i. circa 20 Berl. Scheffel, so macht das pro 1 Magdeb. M. circa 150 Berl. Scheffel; und wenn 1 Juchert circa 60—80 Maß Körner Erndte an Sommergetreide gibt; so macht dieß pro 1 Magdeb. Morgen 16—17 Berl. Scheffel; beyde Erndten erhält man in unsern guten deutschen Wirthschaften sicherlich auch in guten fruchtbaren Jahren. — Im vierten, fünften und sechsten Kapitel werden dann die Kosten und der Ertrag dieser Bestellungen weiter genau angegeben, und untersucht, mit denen einer andern verglichen; welche Vergleichung doch zum Vortheil der Hofwy-

lischen Cultur ausfällt, bey welcher der reine Ertrag auf 70 Ernten 5⅓ Batzen jährlich berechnet ist. Das siebente Kapitel erwähnt kürzlich die Gärten und Holzungen: und der fünfte Abschnitt stellt dann das Rechnungswesen zu Hofwyl, — die doppelte Buchhaltung, — und der sechste Abschnitt, die von Hrn. F. beliebten Einrichtungen zum öffentlichen Unterricht auf, nähmlich das landwirthschaftliche Lehrinstitut, das ökonomische Correspondenz-Büreau und die Industrieschule.

Den Schluß macht der siebente Abschnitt, unter der Aufschrift: wahrscheinliche Wirkungen der Vervollkommnung, welche Hrn. F. beschäftigen ꝛc. wo denn bemerkt wird, daß viele Landwirthe viel Gutes daraus abnehmen, die wenigsten aber ihre alte Wirthschaftsweise, die mit weit wenigern Vorschüssen und Auslagen erhalten werden kann, ganz abändern würden; worin Rec. den Herren Berichterstattern gern beypflichten will, und wobey er auch nochmahls erinnern muß, daß für Deutschland, wenigstens für das nördliche Hrn. F. Wirthschaft an sich bey weitem nicht von der grossen Wichtigkeit seyn kann, wie für das südliche und die Schweiz, da es dort der eben so gut eingerichteten Wirthschaftru schon längst mehrere gibt und gegeben hat; wie denn besonders die Thaerische Wirthschaft zu Mögelin auch in allen Verhältnissen, ausser den eigenen ökonomischen, — der Fellenbergischen zu Hofwyl an die Seite zu setzen

ist, nur daß sie dabey auch noch bey weitem viel grösser, und bey weitem nicht mit so vielen natürlichen Vortheilen, wie diese versehen ist.

Die dritte Schrift ist schon in den Thaerischen Annalen des Ackerbaues December 1808 abgedruckt. In derselben wird der Wylhof ordentlich beschrieben und gesagt, was dem Verfasser an demselben überflüssig oder unzweckmässig scheint. Darauf wird Hr. Fellenberg in derselben als der erste Reformator in der Schweiz gerühmt und seine Verdienste auseinander gesetzt. Nun beschreibt der Hr. Verf. die Art und Weise der Bestellung und Benutzung der Felder des Herrn Fellenberg, wozu Hr. Thaer einige Anmerkungen gegeben hat. Der Hr. Verf. geht hierauf die einzelnen Branchen der Hofwyler Wirthschaft durch, und macht dagegen häufige, sehr gegründete Einwendungen. Diese treffen vorzüglich das tiefe Pflügen und hauptsächlich die allgemeine Nützlichkeit desselben, worin ihm Rec. völlig beystimmt, der auch ganz auf Seiten des Herrn Thaer ist, wenn er das zwey Fuß tiefe Pflügen nicht eher zugeben will, als bis er selbst factisch davon überzeugt worden ist. Die Wiesen-Cultur zu Hofwyl, wie sie jetzt ist, kann der Herr Verfasser nicht sehr rühmen; wohl aber muß er dieß von den von Hrn. Fellenberg gemachten Ent- und Bewässerungsanstalten thun, so wie von der Genauigkeit in der dortigen Buchhaltung und der grossen Ordnung und Reinlichkeit, die

überall durchherrschend ist. Zuletzt macht er noch eine Berechnung des reinen Ertrags von Hofwyl, wie er sie seiner Beurtheilung nach für möglich hält, die dann auf 1900 Thaler ausfällt; da derselbe doch nach Seite 68 von Hrn. Fellenberg selbst auf 5000 Thaler angegeben wird. Herr Thaer beschließt dann diese höchst lesenswerthe kleine Schrift mit einem sehr interessanten Urtheile über die Hofwyler Cultur, und Herrn Fellenberg als Landwirth, dem Recensent seinen vollkommnen Beyfall schenkt.

Reisebeschreibungen.

Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809 von Johann Friedrich Reichardt, Correspondent des kaiserlichen Nationalinstitutes zu Paris und des königlich Holländischen zu Amsterdam, und Mitglied der königl. Schwedischen Akademie der Musik zu Stockholm. In zwey Bänden. 1ter Bd. Amsterdam 1810. Im Kunst- und Industrie-Comtoir. 470 Seiten in 8.

Hr. Reichardt hat vor einigen Jahren vertraute Briefe über Paris geschrieben, die in Deutschland häufig gelesen wurden. Hier liefert er ein Ge-

Gegenstück zu jenen, von denen er wahrscheinlich das nähmliche hofft. Auf diesen Zweck berechnet sind sie gewiß, das kann ihnen selbst ihr bitterster Feind nicht absprechen; denn in denselben sind beynahe alle angesehenen Häuser, alle vorzüglichen Künstler, viele auch nur oft halb bedeutende Männer, und die meisten musikalischen Damen genannt, die sich in Wien mehr oder minder bemerkbar machen. Ob aber wahres Kunstgefühl und jene rechtliche Würdigung von Männern, die auf wahre Auszeichnung Anspruch haben, immer treu ausgedrückt wurden, ist eine andere Frage.

Wien hat von jeher das Schicksal gehabt, immer excentrisch von norddeutschen reisenden Gelehrten geschildert zu werden. Man denke nur an Nicolai, Arndt, Hiller u. s. w. An Bösartigkeit und an der Sucht, Fehler an den Wienern zu entdecken, kömmt Hr. Reichardt diesen vorhergenannten Herren bey weitem nicht gleich, ja wir müßten sehr undankbar seyn, wenn wir Hrn. Reichardt für das viele Gute und Schöne, was er in jedem seiner Briefe von den Wienern sagt, nicht wieder mit österreichischer Biederkeit und Freundschaft lohnen sollten. Nur diese zwey Züge unsers Hauptcharakters vermochten uns folgende Bemerkungen, die sich uns bey der Lectüre seiner vertrauten Briefe aufdrangen, niederzuschreiben.

So sehr es den Oesterreicher freut, wenn sich's ein Fremder bey seinen wohlbesetzten Tafeln

gut schmecken läßt, wenn er die Ausübung seiner Kunstfertigkeiten mit Vergnügen anhört, wenn er manche Anstalten und Verfügungen seiner Regierung loben hört, und wenn er ihm nicht gar allen Sinn für höhere wissenschaftliche Bildung abspricht: so gern sieht er es, wenn ein Schriftsteller in seinen Werken mit Mässigung und Wahrheit davon Erwähnung macht, wenn er nichts übertreibt, worüber derselbe einst erröthen müßte, wenn seine Angaben alle den Stämpel des unbestochenen freyen Urtheils an sich tragen.

Hr. Reichardt mag es mit den Wienern in seinen vertrauten Briefen sehr gut gemeint haben, aber sein übergrosses Lob könnte bey ununterrichteten Ausländern allerdings den Verdacht rege machen, als ob seine gute Aufnahme in Wien ihm diese Briefe dictirt hätte. Fast jede Seite seines Buches strotzt von Lobeserhebungen der geschmackvollen Festen, der üppigen Dine's, der glänzenden Soupee's, der reizenden Theegesellschaften, der angenehmen musikalischen Zirkel, der lieblichen Virtuosinen, der herrlichen Compositeurs, der grossen Beschützer der Kunst, der vortrefflichen Sängerinnen, der erstaunenswürdigen Scenen im Gewühle der grossen Kaiserstadt, der vielfältigen Bequemlichkeiten, des äusserst niedrigen Preises aller Lebensbedürfnisse, der Humanität und Herablassung der angesehensten Personen, der Unbefangenheit und des vorurtheilfreyen Tons in den vorzüglichsten Zirkeln u.

s. w. Aber alles dieß sollte mit mehr ruhigem Geiste, mit mehr Besonnenheit, mit Reflexionen über das Treiben und Drängen der grossen Menschenmasse und mit interessanten Details über die Ursachen dieser Erscheinungen begleitet seyn, damit es diejenigen, welche darin gerühmt sind, mit voller Gültigkeit freuen könne und damit die Ausländer sehen, daß das Urtheil des Hrn. Verfassers durch nichts bestochen, nur die freye Ansicht der Dinge, wie er sie fand, ausgesprochen habe.

Ein anderer Fehler des Hrn. Verfs., den er mit Nicolai, Arndt, Küttner, Hiller, Eggers u. s. w. gemein hat, ist die Unrichtigkeit vieler Daten, die in seinem Werke vorkommen. So nennt er z. B. die Gemahlinn des Grafen Fries eine Prinzessinn von Carolath, da sie doch eine Prinzessinn von Hohenlohe ist. Die berühmte Harfenspielerinn Millner muß hier ein Mitglied des Opern-Orchesters werden, während sie dennoch nur als Künstlerinn unmittelbar bey Hofe angestellt ist. Wie es kam, daß Hr. Reichardt auf dem Apollosaale eben so viele lederne Kappen und gewöhnliche Pelzmützen als runde Hütte herum gehen sah, kann sich Rec. nicht erklären. Beyde Mahle als Herr Reichardt diesen Saal besuchte, war Rec. ebenfalls zugegen; er sah aber weder so viele lederne Kappen noch gewöhnliche Pelzmützen, als Hr. Reichardt gesehen zu haben vorgibt. Das Regiment, welches im J. 1808 zu Wien in Garnison lag,

soll statt Neumeister, Deutschmeister heissen. Frey-herr von Spielmann war nie Finanzminister. Der berühmte Herr Baron von Hormayer, und der treffliche Heinrich v. Collin waren nie im Kriegs-Departement angestellt; der erste ist gegenwärtig Hofrath und Director des Hof- und Staats-Archives des österreichischen Kaiserhauses und der zweyte ist Hofrath bey der Finanz-Hofstelle. Auch den Todten setzt Herr Reichardt noch manches gefühlvolle Monument, so sagt er z. B. von dem verstorbenen Staatsrathe von Faßbender: „Sein stattliches und gefälliges Aeussere nimmt schon leicht für ihn ein, und seine Unterhaltung, die eben so verständig als angenehm ist, läßt ihn bald sehr interessant werden. Er ist auch wegen seiner grossen Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, mit der er lange als des Erzherzogs Carl andere Hand das wichtige Amt eines Generalintendanten der kaiserlichen Armee verwaltete, allgemein geschätzt und hochgeehrt."

Noch eine andere den Schriftstellern so gewöhnliche Eigenheit, an welcher auch der Hr. Vrf. leidet, ist die Sucht, immer von sich und seinen Werken zu sprechen. So müssen wir auf 8—10 verschiedenen Seiten lesen, daß von Hrn. Reichardts Bradamante bald dort bald hier ein Aufzug oder eine Arie, oder die Ouvertüre oder ein Finale producirt worden sey, daß er diese Rolle für jene

Sängerinn geschrieben habe, daß Hr. v. Collin den Text dazu gedichtet habe u. s. w.

Mit andern Aeusserungen des Hrn. Vrfs., die einer viel weitläuftigeren Auseinandersetzung bedürften, als sie hier geschehen kann, können wir eben so wenig einverstanden seyn. Der Hr. Vrf. hat sich oft zu sehr den Eingebungen des Augenblickes überlassen, ohne mit kaltem, prüfendem Verstande die Nachrichten zu sichten, die er über öffentliche Anstalten und merkwürdige Männer liefert.

Im Ganzen spricht sich in diesen Briefen aber viele Gutmüthigkeit und ein theilnehmender Kunstsinn lebhaft aus. Sie lassen sich, ohne gerade sehr interessant zu seyn, nicht ohne Vergnügen lesen und zeigen wenigstens, daß Hr. Reichardt die ehrenvolle und freundschaftliche Aufnahme in Wien nicht mit Undank und höhnischen Ausfällen erwiederte. Die Wiener werden ihm auch nach Jahren, im Falle er wieder hierher kommen sollte, eine gleiche gutmüthige Aufnahme nicht versagen. Wir freuen uns, bey dieser Gelegenheit seine deutsche Redlichkeit und Treue mit österreichischer Geradheit erwiedert zu haben, und sehen mit Vergnügen dem zweyten Theile seiner vertrauten Briefe entgegen.

Schöne Künste.

Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman von Göthe. 2 Theile. 8. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (I. B. 306, II. 340 S.)

Für welchen Freund der Kunst kann es wohl eine erfreulichere Ueberraschung geben, als einen Roman von Göthe, dem regsamen Bildner, der stets gleich rein und gediegen, gleich klar und kräftig blieb in allen Formen der Kunst. — Mit solchen Hoffnungen und Gedanken ergriffen wir dieß Werk, jedoch — offen gestanden, wir fanden unsere Erwartungen nicht erfüllt. Es ist kühn ein Urtheil auszusprechen über den Mann, der des Vaterlandes schönste Kränze errungen hat, und doch ist es Noth, daß man auch über einen solchen frey und scheulos die Wahrheit sage. Hingegen hat er, der vor allen die reinsten Ansichten der Kunst, nicht nur in seinem Innern genährt, und als Gesetz ausgesprochen, sondern dieses auch in seinen Werken ausgeübt hat, wohl ein Recht zu fordern, daß er nach seinen eignen Aussprüchen gewürdigt werde; dieses wollen wir keineswegs in Abrede stellen, sondern genau darnach verfahren. „Im Roman," sagt Göthe (S. Wilh. Meisters Lehr. B. III. S. 75) „sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten dargestellt werden. Er muß langsam gehen, und die Gesinnungen der Hauptfigur müssen, es

sey auf welche Art es wolle, das Vorbringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten." Der Held muß leidend, wenigstens nicht in einem hohen Grade wirkend seyn; immer das Retardirende, und alle Begebenheiten werden meist nach seinen Gesinnungen gemodelt." — Wenn es uns gleich däucht, daß Göthe hier dem Roman engere Grenzen gesetzt hat, als mit unsrer Ansicht desselben, nach der er die höchste Blüthe aller Poesie und gleichsam der Centralpunct ist, in dem sich alle ihre Formen brechen und vereinen, sich verträgt, so lassen wir jedoch diesen Streit — da er seine mäßigern Ansprüche selbst durch ein herrliches Werk belegt, wir aber für die unsern (seinen Werther etwa ausgenommen, der mehr für uns als für ihn spricht) den Beweis erst von der Zukunft erwarten müssen — dahin gestellt seyn, und wollen bloß sehen; ob er abermahls wie im Wilhelm Meister seine Aufgabe so weit übertroffen hat. Dort hat er mit dem höchsten poetischen Sinn eine Ansicht des Lebens ergriffen, in sich aufgenommen und wieder ausgeboren in ruhiger Klarheit; er hat die reizendsten Gestalten aus dem Reiche der Phantasie herabgezogen ins Leben, um das Leben reich und mannigfaltig damit zu schmücken, ja selbst dem Gemeinen und unsrer Achtung Unwerthen lieh sein Geist einen versöhnenden Zauber. — Nichts von allem dem ist hier zu finden. Zwar ist es noch dieselbe Anschaulichkeit und klare Besonnenheit, das rege

Leben der Gestalten, die man mit leiblichem Auge zu sehen wähnt, aber es sind nicht mehr die reichen Naturen (man denke an Mignon, Aurelia, den Harfner u. a. m.), die unsre Aufmerksamkeit fesseln, es sind gewöhnliche Geschöpfe, denen auch im größten Theil des Romans nur gewöhnliche Dinge begegnen, und jemehr man dieses Werk mit Göthes frühern Dichtungen vergleicht, desto mehr fühlt man sich zu glauben versucht, es sey ein Gegebnes, das er hier bearbeitete. Befremden muß es, wenn der Sänger des Faust und Tasso, um seinem Werk einen gesuchten und fremden Titel zu geben, den man dem preciösen Genie J. Pauls kaum vergeben würde, sich herabläßt, den poetischen Gang durch eine — zwar sehr geistreiche — chymische Verhandlung zu stören; freylich sucht er diese durch eine Art von Wahrsagung, die aber in dem absolut bürgerlichen Roman keine Wirkung macht, zu decken. Auch die vielen Betrachtungen über Garten- und Baukunst können wir als ein nicht verschönerndes Außenwerk ohnmöglich billigen. Die Begebenheiten sind allzu einfach, ja man steht an, ob man sie Begebenheiten nennen soll; es ist das nackte Leben des höhern Bürgerstandes mit all' seinen Mühen und wenigen Genüssen, mit seinen Beschränkungen, die die Helden so engen, daß selbst ihre Ruhe, uns nur als Folge einer gegebenen, nicht innern Nothwendigkeit erscheint. Nur das Unstäte in Eduards Gemüth führt sei-

ne Geliebte in Noth, nicht das Schicksal, das erst gegen das Ende wirkend erscheint, und von diesem Punct an erhebt sich die Dichtung und reiht sich an die schönsten des Werks. Statt Gesinnungen enthält der Roman wohl oft nur Opinionen (z. B. Charlottens Weigerung gegen des Hauptmanns Aufnahme, Ottiliens Auszüge u. a. m.) Langsam geht er, dafür ist er aber auch arm an Stoff; und wenn die Helden mit allem Recht retardirend genannt werden können, so fehlt dazu als Gegensatz der Conflict von thätigen handelnden Figuren, womit Göthe seine frühern Werke so reich ausschmückte. —

Ehe wir zur letzten der Göthe'schen Forderungen an den Roman übergehen, sey es uns vergönnet, die Charaktere, die alle gehalten, doch nicht alle durchgeführt sind, etwas zu prüfen. Wenn nun gleich die Frauen überhaupt des hohen Liebreizes entbehren, den er allein darzustellen weiß, und damit seine frühern Töchter so reich begabte, so kommen sie doch bey weitem besser weg als die Männer, denen er größtentheils, wie manche Zeichenkünstler, eine Physiognomie gegeben hat; wenn gleich Ottilia, hier als Ideal der schönen Weiblichkeit aufgestellt, keinen Zug der holden Unbefangenheit von Egmonts Klärchen oder Fausts Margaretha hat, die wir wenigstens als die schönste Blume des weiblichen Gemüths erkennen, so ist sie doch sehr anziehend, und würde mit ihrer

ätherischen Zartheit, liebenswürdig seyn, wenn nicht ein Hauch von protestantischer Kühle, die überhaupt im Ganzen unfreundlich weht, den Eindruck schmälerte. Die Auszüge aus ihrem Tagebuche sind, so weit darin „der rothe Faden" durchschimmert, ganz im Charakter der sanften Jungfrau, leider aber fehlt er im größten Theil derselben, und man erschrickt, von dem Manne, der sonst so tiefe Blicke ins menschliche Herz gethan, hier oft Gemeinsprüche zu hören — z. B. B. II S. 36 „Man sagt: er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut." S. 98 „Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten" S. 100 „Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte wie komisch das aussieht." S. 102 „Niemand ist mehr Sclave, als der sich für frey hält ohne es zu seyn." S. 104 „Säen ist nicht so beschwerlich als ärndten."

Charlotte ist eine edle Frau, aber zu abgeschliffen und weltklug, um Energie haben zu können, zu wenig leidenschaftlich, als daß man ihr das Opfer, das sie endlich bringen will, hoch anrechnen könnte. Sie bleibt sich immer gleich und nur ein ganz ungeheures Ereigniß kann sie erheben und zur Heldinn machen. In der Erziehung ihrer Tochter und in den Reflexionen über sie, ist sie mehr Mutter als kluge Frau. Zart und schön ist die gleichmü-

thige Nachsicht, womit Charlotte Eduards musikalisches Ungeschick behandelt, rein poetisch, und von bedeutender Wirkung der liebende Enthusiasmus Ottiliens, mit dem sie seinen Fehler selbst in ihr Spiel aufnimmt.

Luciane ist ganz unliebenswürdig, und es wird nicht deutlich, ob der Verfasser sie als warnendes Beyspiel der heutigen Glanzerziehung aufstellt — eine andere Tendenz aufzufinden vermögen wir nicht; wenigstens gelingt es ihr nicht wie Philinen, auch die größten Fehler liebenswürdig zu machen. Ihre Erziehung im mütterlichen Hause ist eine Episode, der mit dem Ganzen der nothwendige Zusammenhang fehlt.

Eduard ist ein schwankender Mensch, der erst, als die Leidenschaft den Sieg über ihn erringt, mehr poetisches Interesse erhält. Doch ist er in seinen Schwachheiten liebenswerther als sein verständiger Freund, der Hauptmann, der wahrlich nur eine so kluge Frau als Charlotte ist, bestricken kann.

In dem Architecten und Gehülfen ist ein und derselbe Charakter ausgesprochen, und nur dadurch geschieden, daß dieser in der Gestalt eines tüchtigen protestantischen Schulmannes erscheint, dem schon der geringste Schmuck des äußern Gottesdienstes ein Aergerniß gibt, und jener durch die Ansicht der Kunst gerade dahin gediehen, eine katholische Decoration zu arrangiren. Gemüth

hat einer so wenig als der andere; einer ist so nüchtern verliebt, so ohne Kraft und Anspruch seine Liebe an Tag zu legen als der andere, und wenn bey seiner Abreise der Architect meint, der Gehülfe werde ihn ganz ersetzen, so hat er dazu volles Recht, zumahl da die Damen so gütig sind, sich ganz willig von den Graburnen zu den Schulbänken führen zu lassen.

Die Baronesse, der Graf, Mittler und Nanny sind so fleißig angelegt, daß man von ihnen eine dem gemäße Ausführung, eine größere Thätigkeit erwartete — leider, fanden wir uns getäuscht. Besonders wird uns von der erstern sehr oft erzählt, sie besitze viel Geist; sie selbst verräth davon nichts. Bedeutsamer, wenn gleich nicht erfreulich in ihrer Erscheinung ist der Engländer und sein Begleiter. Diese beyden scheinen gleichsam Boten vom Schicksal gesandt, die Frauen vorzubereiten auf den bittern Leidenskelch, der ihnen beschieden ist. Die wunderlichen Nachbarskinder sind geistreich angelegt und mit Gefühl durchgeführt, doch zu lose mit dem Ganzen verbunden.

Noch einmahl kehren wir zurück zu Göthes eignem Gesetze für den Roman. — „So muß auch der Zufall" sagt er „immer durch die Gesinnungen der Personen gelenkt und geleitet werden — darf aber nur pathetische Situationen hervorbringen." Ob wir es Zufall, ob Schicksal nennen, was uns

in den Resten alter Kunst so sehr rühret, und in der neuesten so sehr mißbraucht wird, gilt hier einerley, genug daß Göthe der eignen Forderung so herrlich Genüge leistet. Von dem Augenblick der Zusammenkunft Eduards mit Ottilien im Park, sehen wir, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, uns in eine andre Welt versetzt, von poetischer Fülle ergriffen, fühlen und leiden wir mit Ottilien, die vom ersten Schlag getroffen wird, wir theilen ihre Angst über des Kindes Tod, ihre Verzweiflung, die Zerrüttung des Hauses auf das so schwere Stürme hereinbrechen — der Kampf, dem die Helden erliegen, zerreißt unser Gemüth und erfüllt es mit einem wollüstigen Schmerz. Die bewundernswerthe tragische Haltung — eines Sophocles würdig — reißt den Leser so hin, daß wir nach der ersten Lesung alles rein vergessen, was uns im Gange des Romans verletzt hatte, und hätten wir damahls ein Urtheil fällen müssen, so wäre es gewiß nur eine Apotheose Göthes geworden, der in diesen letzten Scenen wieder ganz der Zauberkünstler ist, den wir in den meisten seiner Dichtungen bewundern.

Soviel über einen Roman, der — von jedem Andern gedichtet — vorzüglich genug wäre, um unbedingt gelobt zu werden, aber von ihm, der stets das Treffliche geleistet hat, befremdet auch der kleinste Mißgriff, und — durch ihn bedeutend

gemacht, verdient jeder öffentlich aufgestellt und durchgesprochen zu werden.

Eugenias Briefe an ihre Mutter. Geschrieben auf einer Reise nach den Bädern von Leuck, im Sommer 1806. Herausgegeben von Heinrich Hirzel, Professor in Zürich. Zürich, b. Orell, Füßli und Compagnie 1809. 294 Seiten in gr8.

Eine freundliche, liebliche Erscheinung! Sie ist uns um so willkommner, da es für die herangereifte Jugend, troz dem großen Schwalle eigens für sie geschriebener Bücher, doch nur wenige Schriften gibt, die mit einem so hohen Ernste des Inhaltes eine so anmuthige, edle Darstellung verbinden, und mit so großem Rechte empfohlen werden können, als die gegenwärtige. Zunächst ist sie dem weiblichen Geschlechte zugedacht, und die fühlende, einer größeren Bildung nicht ermangelnde Jungfrau wird sie nicht lesen ohne mannigfaltigen Genuß, nicht ohne sich belehrt, erheitert und in der Liebe zum Großen, Schönen und Guten kräftig gestärkt zu fühlen. Doch auch des Jünglings Geist, Geschmack und Herz können in derselben eine gesunde, wohlthätige Nahrung finden. Selbst Männer und Frauen dürfte es nicht gereuen, sie durchblättert zu haben. Wir haben sie mit Liebe und Achtung für die Verfasserinn oder den Verfasser

(denn fast scheint der Herausgeber mit dem letzten identisch zu seyn) aus der Hand gelegt. Bescheiden sind die Ansprüche, die sie macht. Sie will durch Schilderungen zum Theil wenig besuchter Heiligthümer der Schöpfung, Freundinnen seltner Naturschönheiten in ein Land versetzen, wo die Natur ihre Reitze in einer kaum irgend anderswo anzutreffenden Pracht, Größe und Mannigfaltigkeit ausbreitet, und in ihrer Brust angenehme Empfindungen darüber wecken. Sie wünscht ferner die Leserinnen durch Darstellung des liebevollen Verhältnisses zu erheitern, welches Eugenien und ihre Mutter so innig und enge zusammenhält. Sie hofft endlich, jede zarte empfindende Tochter werde in Eugenia's Worten und Herzensergießungen mehr als einmahl den reinsten Abdruck ihrer eigenen gefühlvollen Seele wieder finden, und sich durch die hohen Ahnungen der Zukunft, welche sie hier ausgedrückt findet, in ihren eigenen Hoffnungen höher gehoben und befestigt fühlen. Dieß alles wird die vor uns liegende, mit einfacher Eleganz gedruckte Schrift leicht bewirken. Man findet in ihr Schilderungen einer Reise nach Zürich und einer Wasserfahrt nach Baden, im Canton Aargau; eine Erzählung: das Denkmahl der Freundschaft überschrieben, mit drey interessanten Beylagen, deren Inhalt jeden edleren Jüngling kräftig ansprechen wird; Bruchstücke aus Eugenia's Tagebuch; eine Beschreibung des Ueberganges über

den Gemmi und einer Reise auf den Rigi und nach den Thälern von Lowerz und Goldau, nebst einer Nachschrift des Herausgebers, in welcher er uns Hoffnung zu einer zweyten und letzten Sammlung ähnlicher Briefe gibt, deren Erfüllung wir herzlich wünschen. Die Naturschilderungen, die sich in diesem Buche finden, zeichnen sich durch ein gefälliges Colorit und bisweilen durch eine sehr gelungene, treffliche Darstellung aus; so wie die vielen vorkommenden Bemerkungen über das menschliche Leben und das Höchste in demselben, über Freundschaft, Liebe, Tugend und unsre Ahnungen und Hoffnungen in Ansehung der Zukunft jenseits des Grabes mitunter fein und treffend, immer aber das Herz ansprechend und das bessere Gefühl aufregend sind. Frey von allem Schwulst ist die Diction rein und blühend. Nur hie und da wünschten wir den Periodenbau leichter und die Sprache geschmeidiger.

Joseph Haydn. Seine kurze Biographie, und ästhetische Darstellung seiner Werke. Bildungsbuch für junge Tonkünstler. Seitenstück zu Mozarts Geist von demselben Verfasser. Erfurt bey Jos. Carl Müchler 1810.

Wie der Autor am Schluße dieses Werkchens S. 271 selbst gesteht, ist dasselbe bloß eine Compilation jener Daten, welche über diesen größten

der

der bisher bekannten Tonsetzer in der allg. musikal. Zeitung, in Bertuchs Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien, aus dem Musäum deutscher Tonkünstler u. s. w. zu finden sind, und von dort aus bereits in mehrere Zeitschriften übertragen wurden.

Nach einem blumenreichen und etwas schwülstigen Vorworte fängt auf der 7. Seite Haydns Biographie an, oder sie beginnt vielmehr erst auf der 10., da die vorhergehenden Seiten eine poetisch-prosaische Abhandlung über die Natur des wahren Genius enthalten.

Nachdem der Verfasser schon einmahl compiliren wollte, wäre zu wünschen gewesen, daß er es mit mehr Genauheit gethan, und sich nicht so viele chronologische und factische Unrichtigkeiten hätte zu Schulden kommen lassen.

Wir wollen nur einige davon ausheben:

Der Medaille, welche die vereinigten Tonkünstler der grossen Oper zu Paris im Jahre 1801 nach Aufführung des Oratoriums: die Schöpfung, zu Haydns Ehre prägen liessen, und ihm im August desselben Jahres überschickten, wird eher erwähnt, als seiner im Jahr 1759 erfolgten Anstellung bey dem Grafen Morzin.

Von seiner Oper: der krumme Teufel, die er im Jahre 1751 componirte, hören wir erst nach seiner Anstellung bey Fürst Eßterhazy

(1761). Seit seinem Eintritt in die Dienste dieses Hauses ist er nie wieder daraus entfernt, sondern vom Vater auf den Sohn vererbt worden.

Der Verfasser läßt Haydn im Jahre 1786 zum erstenmahle nach England reisen, da er diese Reise doch erst den 15. Dec. 1790 begann.

Der Violinspieler Salomon wird in diesem Werkchen zum Lord erhoben.

Von Haydns Verehligung, welche doch in dem Leben jedes Mannes als ein Hauptumstand betrachtet werden muß, ist nirgends die Rede; ja die biographischen Notizen sind nicht nur nicht in zeitgemässer, natürlicher Ordnung, sondern sogar nicht in einer Masse beysammen: mehrere derselben finden sich erst in der zweyten Hälfte des Werkchens bey der ästhetischen Darstellung der Oratorien: die Schöpfung, die Jahreszeiten u. s. w.

S. 67 folgen einige Nachrichten von Joseph Haydns Bruder, dem als vorzüglichen Tonsetzer von Kirchenstücken bekannten Michael Haydn; gleich darauf kehrt der Autor aber wieder zu Joseph zurück, und nun wird S. 72 u. f. die Beschreibung einiger Tödtenfeyern geliefert, die den Manen Haydns an verschiedenen Orten von seinen Verehrern gewidmet wurden.

S. 77 lesen wir eine Charakteristik seines Geistes, die im Ganzen ziemlich, und in mehreren einzelnen Stellen sehr richtig ist;

nur fällt S. 79 die Behauptung auf, daß Haydns Musikstücke manchmahl gar kein Thema haben; nachdem auf der vorhergehenden Seite gesagt wird, daß er seine Compositionen durch Verkehrungen, Zertheilungen und Versetzungen interessant zu machen wußte. Was hat er denn nun versetzt, zertheilt und verkehrt, wenn es nicht das Thema war? Und wie läßt sich überhaupt von einem Tonsetzer, in dessen Werken, selbst wenn er scherzte, immer eine eigene Solidität bemerkbar ist, vorgeben, daß er ohne Thema componirt habe?

Die S. 109 enthaltene Vertheidigung Haydns gegen jene, die diesen, von der ganzen musical. Welt als Muster in allen Gattungen des Tonsatzes anerkannten Mann, in die Klasse der Manieristen setzen wollen, hätte der Verf. sich füglich ersparen können; derley Knaben, die mit Lehmkügelchen gegen den Mond werfen, verdienen gar nicht, daß man von ihrem Daseyn Notiz nehme, und ein Haydn muß in Kunsthinsicht nie und gegen Niemanden vertheidiget werden.

S. 122 beginnt die ästhetische Darstellung seiner vorzüglichsten Werke, von dem Oratorium die Schöpfung angefangen bis zur Tanzmusik. Die meisten Ansichten sind hier vollkommen wahr und treffend; welches besonders von demjenigen gilt, was über die — leider unvollendet gebliebene Oper: Orfeo ed Euridice gesagt wird.

Nur haben wir mit einigem Befremden bemerkt, daß der Verf. bey Würdigung der Schöpfung zwey der vorzüglichsten Meisterstellen ausser Acht ließ, wovon Erstere diejenige ist, von welcher Haydn gestand, sie hätte bey der Hauptprobe mit dem vollen Orchester eine so gewaltsame Wirkung auf ihn selbst gemacht, daß er besorgt habe, vom Schlag gerührt zu werden. Wir meinen die Stelle am Schluße des Chors in C. dur, mit dem die erste Abtheilung endet. Die Worte sind:

Und seiner Hände Werk
Zeigt an das Firmament.

Die musikalische Notirung ist:

e	e	e	e	e	e d	d	d e
c	cis	h	b	a	a a	g	g g
g	g	g	g	g	g f	f	f e
B	B	H	C	Cis	D	H	C

u. s. f.

Der Effect, den diese Progression des Basses in Halbtönen bey dem allgemeinen Fortissimo macht, mit welchem dieser Satz vorgetragen wird, ist unbeschreiblich, und muß gehört werden, um ihn zu glauben.

Die zweyte Stelle findet sich im zweyten Theile in einem Chore aus A. dur:

Und ewig bleibt sein Ruhm

wo das Wort *ewig* durch folgende Dehnung des Tons e, mit immer wechselnder Harmonie, ausgedrückt wird:

e -	- -	- -	- -	- d	- cis	h -	a
h -	a cis	cis h	c b	a h	h a	a gis	a
gis -	a g	g -	g -	fis -	e -	fis d	cis
E D	Cis A	Ais H	C Cis	D H	Gis A	D E	A.

pia: crescendo - - - - - - forte.

Da diese beyden Stellen unbemerkt blieben, müssen wir uns um so mehr wundern, daß in den *Jahrszeiten* der musikalischen Bilder des entfliehenden Nachtgeflügels, der schwirrenden Sonnenbrut u. dgl. erwähnt, und selbe sogar mit *Noten* angeführt wurden; da doch offenbar ist, daß diese Stellen gerade den wenigsten Werth haben, und wir auch versichern können, daß Haydn sich *sehr ungern* dazu verstand, derley, ausser dem eigentlichen Gebiethe der Tonkunst, (die nur *Gefühle* nicht *Objecte* schildern soll) liegenden Text zu componiren, obschon nur *Er* es unternehmen durfte, ohne Gefahr zu laufen, damit ins Läppische zu fallen.

Die Worte, welche S. 247 über den wahren Tonsatz und Vortrag der Vocalmusik überhaupt, besonders der dramatischen Singmusik gesprochen worden, sind wahrhaft köstliche Worte, die über dem Eingang jedes Opernhauses und dem Schreibepult jedes Vocalcomponisten mit goldenen Buchsta-

Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr 1810. Herausgegeben von A. Schreiber, Zweyter Jahrgang. Mannheim, bey Tobias Löffler. S. 224. Mit sechs Kupfern von Karcher.

Dieses Taschenbuch gehört zwar nicht unter die vorzüglichsten, aber doch unter die bessern seiner Art, und läßt sich einmahl ganz angenehm durchlesen, obschon es mehr berühmte Nahmen, als schöne Gedichte enthält. Ein sehr kleines Gedicht von dem verewigten Schiller und eines von Göthe, an Stoff und Form sehr analog mit Bürgers Lied vom braven Manne, sind nicht die Zierden dieser Sammlung. Knebels Muse zeichnete sich in seinen früheren Gedichten oft durch homerische Simplicität und schöne Geisteszartheit aus; hier aber nicht. Zwey orphische Hymnen an Mond und Sonne sagen gewöhnliche Gedanken und bekannte Bilder mit schönen Worten und Versen.

Haug bereicherte dieses Werkchen mit einigen wohlgelungenen Epigrammen. Es wäre indeß zu wünschen, dieser Dichter wollte doch mehr erwägen, daß das leichte Epigramm nicht gar so nachlässig hingeworfen seyn darf, sondern gerade seines kleinen Umfangs wegen sich durch höchst niedliche und zierliche Form, und durch feine Wendung und schöne Sprache auszeichnen muß. Martials und Catulls Epigramme scheinen zwar nachlässig, sind es aber nicht.

heren Arbeiten erregt hatten. Haug hat so viel als gewöhnlich, darunter eine Skolie, die so anfängt:

Wer auf den Tisch frisch
Goldenen Saft schaft
Dem ertönt das Lob drob,

so geht dieß widerliche Geklingel durch etwa 20 Verse durch; die prosaischen Aufsätze sind weit besser, vorzüglich brav die Belagerung von Aubigny von Fr. Rochlitz. Vier Wochen im Bade von Kind reitzt durch die interessante, wenn gleich etwas zu künstliche Verflechtung der Begebenheiten und den anmüthigen Vortrag. Sehr artig sind die Erdbeeren von Louise Brachmann, weniger anziehend die Liebenden wider den Willen von K. Streckfuß und Beckers Graf von St. Martin, ein gewöhnliches Romanstücklein; aber jedes bessere Gefühl muß bey Lesung des Unversöhnlichen von Langbein durch die Darstellungen dieses gemeinen Unmenschen, der sogar kein Gegenstand für die Kunst ist, verwundet werden.

Almanach dramatischer Spiele zur gesellschaftlichen Unterhaltung auf dem Lande, von A. v. Kotzebue. 8ter Jahrgang. Riga bey Hartmann. (387 S.)

Enthält abermahls ein halb Dutzend kleine Schauspiele in Prosa und Versen, aber nicht wie einige seiner Vorgänger, ein erfreuliches Geschenk für die, so unterhalten seyn wollen. Das erste Hr. Gottlieb Merks soll einen alten Freund und Genossen des Verfs. lächerlich machen, doch hat er die Farben so dick aufgetragen, daß sie wieder abfallen und nur den Mahler beflecken. Pandorens Büchse ist leidlich, die Zerstreuten können die meiste Wirkung machen, der häusliche Zwist ist gedehnt genug, jedoch seit Anfang dieses Almanachs, das erste, welches dem angegebenen Zwecke zur gesellschaftlichen Unterhaltung — entspricht. Des Esels Schatten ist entsetzlich fade und geistlos, und darin auch kein Schatten mehr von der Laune der deutschen Kleinstädter; den Harem wollen wir mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1810 mit Beyträgen von Göthe, Lafontaine, Pfeffel, J. P. Richter u. a. m. mit Kupfern. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (XXXII und 288 S.)

Den Eingang macht das erste Buch von Wilhelm Meisters Wanderjahren von Göthe, eine Fortsetzung von Meisters Lehrjahren, die uns nicht wenig erfreut hat, zumahl da diese mit all der

Wahrheit und Lebhaftigkeit ausgestattet ist, die uns in den Werken dieses grossen Dichters stets erfreuten. Zart und anmuthig ist die Wiederhohlung der heiligen Familie, ein neuer und glücklicher Gedanke — möge Hr. v. G. uns bald mit dem Ganzen beschenken. Falkenberg von C. Pichler ist sehr anziehend, Ranthild von Lafontaine in seiner gewöhnlichen Manier. Minder misteriös ist J. Paul in dem witzig und zornig gemachten Alltagsklub, wenn man aber nicht damit zufrieden ist, daß der Dichter ins Blaue hinein witzle, wenn man etwa einen klaren und deutlichen Zweck des Witzes fordert, so wird man sich schwerlich befriediget sehen. Conz ist so kalt, Pfeffel so lieblich, wie immer, und auch Hr. Schreiber, von dem schon Falk so witzig als wahr sagte, daß: „Geister über ihn gekommen, um ihn zum Dichter zu stämpeln" ist ganz der Alte. Dieß Mahl ist nur im schlauen Gärtner Göthes, im Ruh und Unruh und dem Gefühl Schillers nicht Geist sondern Form, und im Trifolium erscheint sein eigener Geist mit der Durchdringung alles Fremden, das er in sich aufgenommen hat und treuherzig schon selbst für sein Eigenthum hält. Kleon an Kleoniden von Weisser ist recht brav gearbeitet.

Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr 1810. Herausgegeben von A. Schreiber. Zweyter Jahrgang. Mannheim, bey Tobias Löffler. S. 224. Mit sechs Kupfern von Karcher.

Dieses Taschenbuch gehört zwar nicht unter die vorzüglichsten, aber doch unter die bessern seiner Art, und läßt sich einmahl ganz angenehm durchlesen, obschon es mehr berühmte Nahmen, als schöne Gedichte enthält. Ein sehr kleines Gedicht von dem verewigten Schiller und eines von Göthe, an Stoff und Form sehr analog mit Bürgers Lied vom braven Manne, sind nicht die Zierden dieser Sammlung. Knebels Muse zeichnete sich in seinen früheren Gedichten oft durch homerische Simplicität und schöne Geisteszartheit aus; hier aber nicht. Zwey orphische Hymnen an Mond und Sonne sagen gewöhnliche Gedanken und bekannte Bilder mit schönen Worten und Versen.

Haug bereicherte dieses Werkchen mit einigen wohlgelungenen Epigrammen. Es wäre indeß zu wünschen, dieser Dichter wollte doch mehr erwägen, daß das leichte Epigramm nicht gar so nachlässig hingeworfen seyn darf, sondern gerade seines kleinen Umfangs wegen sich durch höchst niedliche und zierliche Form, und durch feine Wendung und schöne Sprache auszeichnen muß. Martials und Catulls Epigramme scheinen zwar nachlässig, sind es aber nicht.

Voß hat zwey Uebersetzungen Tibullischer Elegien, und das Fest der Pales aus Ovids Jahrbüchern geliefert. Sie zeigen die Meisterhand und sind ein Schmuck des Almanachs.

Herr Schreiber, der Herausgeber, hat das bisher von ihm bearbeitete Feld der didaktisch-lyrischen Poesie verlassen, und zeigt sich hier als epigrammatischer Dichter mit wenig Glück, mit desto mehr aber als elegischer, wie die Blumen, das Dunkle, das Heidelberger Schloß und die Elegie beweisen.

Eine allegorische Komödie, von Blomberg bearbeitet, zeigt das Schöne der Allegorie vielmahl, nur selten das Unangenehme ihres Mißbrauches durch zu große Ausdehnung.

Eine kleine prosaische Erzählung vom Grafen Benzel, der Prätor, ist in der gewohnten Manier ihres geistreichen Verfassers mit Witz und Laune vorgetragen. Eine andere Erzählung vom Herausgeber, Roger und Marie, ist zwar nicht ohne Wärme, aber mit zu vielen Unwahrscheinlichkeiten und zu traumähnlich gedichtet.

Was die Kupfer dieses Almanachs betrifft, so muß Rec. bemerken, daß ihr Stich gelungener ist als ihre Zeichnung. Sie sind aber alle nach Originalgemählden gezeichnet.

Minerva, ein Taschenbuch auf 1810. Leipzig bey Fleischer. (XIV und 194 S.)

Würde wohl so, wie sie da ist, der antiken Halbschwester in Athen wenig Freude machen, die breite Erklärung des Titelkupfers von einem Hrn. B — (sollte es nicht der gesprächige Faßbinder aus dem gestiefelten Kater seyn, der alles zu deuten und zu erklären weiß, seinen eigenen Beruf auf Winkelmanns Pfaden fortzuwandeln ausgenommen?) ist gelehrt und mit antiquarischen Anmerkungen reichlich verbrämt, aber so sehr er sich auch zu Geist und Anmuth nothzüchtiget, so fühlt man sich doch mehrmahls zu glauben versucht, er habe die letzte Citate

Ελκει λαγως λεονταβροχω

in einem Anfall von Selbstbekenntniß, bloß zu näherer Bezeichnung seiner Individualität hingeschrieben. Langbeins Heurathsvertrag ist ganz artig, desto weniger ist es das halbe Dutzend Gedichte, die er uns mittheilt. Unter dem Titel Moden und Klima gibt Herr Zimmermann den Anfang einer weitumfassenden Abhandlung, die aus einer Verwechslung der Begriffe Mode und Tracht entstanden zu seyn scheint; ihr Zweck ist noch nicht klar. Elegien von K. Streckfuß sind zart gehalten, doch ohne Tiefe und Innigkeit des Gefühls. Die Legende Kremsmünster von Fr. v. Pichler beurkundet bey vieler Anmuth eine mehr als weibliche Darstellungskraft. Die Freunde von Louise Brach-

mann sind von geringerm Gehalt als ihre frühern Arbeiten. — Ein schwäbischer Ritter aus den Zeiten der Kreuzzüge, der sich am liebsten mit der Unsterblichkeit der Seele beschäftiget, ist auf jeden Fall eine drollige Erscheinung. Die Gedichte von J. v. N. tragen ganz Geist und Gepräge der 60ger Jahre des vorigen Säculums, besonders erinnert das: an meine Leyer, unsanft an die bekannten Spruchverse des A B C Buches. Den Logogriph würde sich die Dame (denn als solche bekennt sie sich in der letzten Zeile) wohl erspart haben, wenn ihr Meißners Worträthsel aus einem der Becker'schen Almanache:

Einst trug die ganze Welt mein Joch;
Ließ rückwärts mich, so trägt sie's noch.

bekannt gewesen wäre. Hr. Bredow erzählt in dem historischen Frauenspiegel viel schöne Dinge, die wir aber leider längst wissen, und wenn sie uns etwa entfallen wären, täglich in den klassischen Autoren nachlesen können; dagegen sagt uns ein Hr. Platner in dem Geburtstagsgedicht eine Menge Sächelchen, von denen zwar jene kein Wort wissen, die aber auch eben so gut ungesagt geblieben wären. Es ist sonderbar genug, daß man seit einiger Zeit glaubt, ein Nachspiel bedürfe keiner andern Eigenschaft, als daß nur 2 oder 3 Personen darin sind. Die Gedich-

te von Seidel sind recht artig, vorzüglich der Todtengräber voll innigen Gefühls.

Taschenbuch für das Jahr 1810. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Frankfurt am Mayn bey Fr. Wilmans. (304 S.)

J. Paul in seinen Ehespiegelscherben wie in allen seinen letztern Arbeiten ist klärer und verständlicher als er es sonst war. Sie enthalten manche Wahrheiten, die Beherzigung verdienen. Aus den Manuscripten der Frau v. Genlis erhalten wir eine sehr manierirte und intrikirte Novelle: Der irrgeführte Liebhaber, die wir dem Herausgeber gern erlassen hätten. Die Maske von Buchholz ist herzlich fade; und ohne allen Werth die Gedichte von Pellegrin und Varnhagen, der erste fängt ein Lied so an:

Ein Flüstern, Rauschen, Klingen,
Geht durch den Frühlingshain —

wir hören aber eigentlich bey seinen und seines Gelichters Versuchen nur ein Summen, das durch den Hain der Kunst geht, und sich fruchtlos bemüht, für einfachen Waldgesang gehalten zu werden. Drollig genug in ihrer Verrenkung sind die Elegien von Z —. Auch er scheint fest zu glauben, der Geist der Antike bestehe einzig in dem

Von ellenlanger Participien und einer Fügung des Worte, die wenigstens — nicht deutsch ist. Zum Belege folgende Verse:

> — ein niedliches Hüttchen
> Messebereisenden, selbst städtebewanderndes Haus,
> Nicht zum Bewohnen bestimmt dem Gewinnmachrei-
> senden Fremdling,
> Waaren verkauft er darin, nicht von dem fernen
> Gestad'
> Schwimmende; durch blauwogende Fluth im geschi-
> gelten Meerschiff
> Nicht tiefsinkendes Rad's rossenverderbliche Last;

(o Homerus!) Mit zartem Sinn und schöner Charakteristik ausgestattet sind die beyden romantischen Aufsätze von Minna S. auch ein Reiseabentheuer und die Cantorprobe; wirklich verräth diese Dame so viel Sicherheit, daß man wähnt, es sey eine männliche Hand, ein männlicher Geist unter dieser Hülle verborgen. Das Abentheuer im Bade von Niemeyer ist ein ganz artiger Schwank, dem jedoch etwas mehr Humor zu wünschen wäre.

Urania. Taschenbuch für das Jahr 1810. Amsterdam im Kunst und Industrie-Comtoir. (XXXVI und 394 S.)

In der Einleitung erscheint Hr. Hofrath Böttiger wie gewöhnlich als ein schwätzender Pedant, er springt immer aus einem ins andere; meist nur um seine todte Gelehrsamkeit auszukramen, oft auch um einem edlern poetischen Gemüth einen boshaften Rückenstich zu versetzen (der jedoch zum Glück nicht sehr verletzt); auch hier findet sich beydes wieder, und auch ein drittes Officium, das wir längst an ihm kennen, erfüllt er, nähmlich als wohlbestellter, sächsischer Trompeter der Welt zu verkünden: wie letzlich der und jener unter sächsischer Protection stehende Künstler ein Werk vollendet habe — gern würde er sagen, wie Raphael von Urbino, wenn nicht noch ein kleines Restchen Schaam in seinem antiquarischen Gemüthe verblieben wäre. Auch hier braucht man Lob für einige Gemählde, deren Copien man uns vorlegt, und Hr. Böttiger ward berufen; wenn aber die Gemählde nicht durch unverzeihliche Treulosigkeit der Copisten ganz verkehrt worden sind (was wir von den Anstalten des Industrie-Comtoirs nicht hoffen wollen), so werden sie weder durch den Tabakrauch des Hrn. Hofraths als Repräsentanten des hogart'schen Saturnus, noch durch dessen gespendeten Weihrauch aus eigener Fabrike, jemahls zu einiger Bedeutung gebracht werden können. Kügelgens Sibille drücket nichts aus als ein strenges Streben nach der Antike, sein David ein Harfenspieler

von

von alltäglicher Gestalt. Hebe, den Adler des Zevs liebkosend ist, ein Gedanke, der schon so oft benützt ist, und welchen Hr. Hartmann nichts weniger als neu ausgeführt hat; der Engel bey den drey Marien ist ohne schöne Proportionen, und die Madonna in Nakus heiliger Familie eine moderne Dame mit zierlichen Pauschermeln zwischen alten Jüdinnen. Die Erden-Kreis-Relation von J. P. Fr. Richter ist voll Laune und reich an artigen Wortspielen. Der Gartenhüter von Kind ein recht freundlicher Schwank, und desselben Rosalda ein wunderliebliches Gebilde voll Zartheit und Tiefe des Gemüths. Ein Fln. v. Ahlnfeldt hat Chamouny ein Reisefragment und Lied auf der Reise geliefert, beyde sagen uns, daß — sie gereiset sey, ein vortreffliches Nahmengedächtniß und viel Schreibelust hat. Theodor Körner, ein noch wenig genannter Nahme, gibt Beweise eines heranblühenden bedeutenden Talents und wenn er sich gleich aus den Daktylen noch gar nicht herauszufinden weiß, so zeigt sich doch in allem ein freyes geistiges Leben, und er bewährt, so nahe seine Stoffe mit manchen Schillerschen verwandt sind, sowohl in der Anlage als in der Ausführung stets seine Originalität, was bey Berührung mit Jenem, so wenigen unserer jungen Dichter gelungen ist. Vorzüglich geglückt ist Amphiaras, ein sonderbarer Gedanke der Schrecken-

stein und Elbstrom aber sehr brav ausgeführt. Die Schwestern des Amandenklosters von Louise Brachmann lesen sich recht gut, doch ist der Kunstgriff Ludovikos nicht männlich und das Religiöse der Erzählung ohne Innigkeit. Hr. Mahlmann fängt an katholisch zu werden, aber so schön die Stützen der Rückkehr aufgebaut sind, so fehlt es ihnen doch ganz an innerer Wahrheit. Die Strafe im Voraus von Varnhagen ist eine recht artige Novelle, die Entführung von Laun nicht ganz so gehaltlos, als wir es von ihm gewohnt sind; sehr brav die Briefe eines genialen Frauenzimmers von Minna S.; das Nachtgesicht von La Motte Fouqué, Anschauen Gottes von Schütze so manierirt und ohne dichterischen Werth als die Gedichte von Dippolt und Pellegrin.

Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr 1810. Leipzig bey A. F. Böhme. Mit Kupfern. S. 308.

Dieser Almanach erfüllt redlich das Versprechen seines Titels: Nutzen und Vergnügen, und entspricht nach Kräften seinem Zwecke: weibliche Bildung.

Der poetische Theil enthält zwar keine Meisterstücke, aber doch manches gelungene Gedicht,

unter welchen sich vorzüglich die von G. Friedrich auszeichnen.

Der prosaische Theil biethet eine sehr angenehme Mannigfaltigkeit. Erzählungen wechseln mit belehrenden Aufsätzen, fremde Länder- und Völkerkunden mit häuslichen Vorschriften. Alle diese Aufsätze aber, wie auch die Gedichte, haben die schöne unverkennbare Tendenz, Tugend und Gesundheit des weiblichen Geistes und Körpers — und dadurch das häusliche Glück zu befördern.

Die Kupfer sind größtentheils gut, nur hier und da ein bischen steif gezeichnet.

Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1810. Darmstadt, bey Karl Wilhelm Leske. S. 356. Mit dem Portrait des Großherzogs und der Großherzoginn von Hessen, und vier Kupferstichen von Schnell, und zwar: die Jünger von Emaus nach Rembrandt, Jesus und Maria nach Guido Reni, der heilige Hieronymus nach Michael Angelo, und die Jungfrau Pero, welche ihrem zum Hungertode verurtheilten Vater im Gefängniß die Brust reicht, nach Lanfranco; dazu kommen noch vier Ansichten verfallner Schlösser.

Stich und Zeichnung der Kupfer sind besser als in vielen andern Almanachen.

Uebrigens ist dieses Taschenbuch ernsthaften Inhalts, und mehr zum Nutzen als zum Vergnü-

gen, Papier und Lettern sind wahrscheinlich aus diesem Grunde nicht die elegantesten.

Der Inhalt ist folgender: Eine sehr interessante statistische Tabelle über die rheinischen Bundesstaaten, worin ihr Eintritt in den Bund, ihre geographische Grösse, ihre Bevölkerung, ihre Einkünfte und Kontingente zur Bundesarmee angegeben werden. Eine Uebersicht der ältern Geschichte des Herzogthums Westphalen, von dem geistl. geheimen Rath Schmidt zu Giessen, gut vorgetragen, ohne jedoch ausgezeichnet schön zu seyn. Mehr allgemeines Interesse hat die Geschichte Theodorichs des Grossen, Königs der Ostgothen, von Schleyermacher, mit Kraft und Würde vorgetragen, und mit treffenden Bemerkungen geschmückt. Den Beschluß macht eine Novelle: Giulio und Bianka, von Th. v. Haupt, deren Stoff die Novelle di Bandello geliefert haben. Die Handlung ist weder besonders gut intriguirt, noch fein motivirt; das blühende Kolorit des Styls macht aber, daß sie sich doch ganz angenehm liest.

1. Les Soupirs de Muses. A Paris chez Janet, Libraire et Marchand de Musique. 105 S.

2. Esprit Anacréontique des Poëtes français. à Paris chez Delaunay Lefuel. 166 S. Beyde mit Kupfern.

Nro. 1. zeigt, daß die Franzosen nun von fremden Literaturen mehr Notiz nehmen, als ehemahls, und daß sie jetzt auch an dem von ihnen sonst vernachlässigten Felde der ernsten lyrischen Poesie Geschmack finden.

Der größere Theil dieser Sammlung enthält elegische Melancholie oder sapphische Zärtlichkeit athmende Gedichte, welche größtentheils Nachbildungen älterer und neuerer Poesien von Moschus, Horaz, Gallus, Catull, Ossian, Tasso, Metastasio und Pope sind. Einige dieser Nachbildungen sind wirklich schöne Echo's jener hohen und ernsten Geister, und auch in Hinsicht der Form gelungen, manche aber dagegen sehr frey bearbeitet, das ist, ziemlich nach dem bekannten französischen Zuschnitt gemodelt, und daher auch ziemlich frostig und schaal.

Nro. 2 ist das Gegenstück des vorigen, eine Auswahl Witz, Scherz und Freude athmender Gedichte, aus den trefflichsten ältern und neuern französischen Dichtern genommen. Daß die Wahl gut getroffen ist, beweisen die Nahmen Bernard, Chaulieu, Delille, Dorat, Favart, Florian, Fontenelle, Gresset, La Fontaine, Cl. Marot, Rousseau, Voltaire u. m. andere, welche diesen Almanach mit allerliebsten Stücken bereicherten.

Die Zeichnung von den Kupfern beyder Almanache ist zwar nicht die gelungenste, Idee und Format derselben aber sehr artig und niedlich.

Kriegs-Kalender für gebildete Leser aller Stände. Zweyter Jahrgang 1810. Mit schwarzen

und kolorirten Kupfern. Leipzig bey Georg Joachim Göschen, 434 S. Nebst einem Kalender der Weltbegebenheiten in den Jahren 1795, 1796 und 1797.

Dieser Kriegs-Kalender hat noch einen zweyten Titel: Taschenbuch der neuesten Kriegsbegebenheiten, und ist ganz gewiß der interessanteste und gehaltreichste von allen, welche in diesem Jahre in Deutschland erschienen. Er liefert eine Reihe höchst merkwürdiger Thatsachen, trefflicher Charakterschilderungen, großer Handlungen hoher Häupter und äußerst wichtiger Ereignisse aus der Vor- und Mitwelt. Wenn man daran etwas rügen kann, so ist es der hie und da ein bischen zu enthusiastische Ton, welcher Manches in gar zu schönem Lichte vorträgt. Die Perlen des Ganzen sind Woltmanns Ideen über einige der wichtigsten politischen Begebenheiten unserer Zeit, und der Krieg in Spanien und Portugall von Rehfues. Der erstere Aufsatz ist das Resultat tiefen Nachdenkens, mit Fülle, Kraft und Würde vorgetragen, wodurch der Geist über das ihn umgebende Getümmel zu klaren, heitern und großen Ansichten erhoben wird, die ihm nicht ungegründete Hoffnungen besserer Zukunft geben. Die Geschichte von Rehfues ist mit Scharfsinn und reifer Urtheilskraft in einem sehr ruhigen Tone kräftig und schmucklos geschrieben. Die übrigen Aufsätze sind gleichfalls größtentheils

aus der Zeitgeschichte genommen. Napoleon und Wieland, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig und Gustav der III. liefern höchst interessante Gemählde. Auch die Vergangenheit muß zu schönen Parallelen mit der Gegenwart aus ihrem Grabe hervorgehen. Ein Vergleich zwischen der Kriegskunst und den Feldherrn alter und neuer Zeit ist eben so schön als ohne alle Vorliebe geschrieben.

Einen sehr angenehmen Kontrast gegen den hohen Ernst dieser Aufsätze machen zwey kleine Piecen: Mein Aufenthalt in der Nepomucks-Kirche während der Belagerung der Reichsfestung Zirbingen, von Jean Paul Richter, mit äußerst viel Humor geschrieben, aber viel leichter gehalten als alles andere, was Jean Paul bisher schrieb; dann ein Bataillenstück: die Marketänderinn und der Lieferant, voll Witz und Laune.

Die Kupfer sind größtentheils gut gezeichnet. Als Titelkupfer erscheint das Portrait des Erzherzogs Karl, hierauf jenes Sr. Majestät der Kaiserinn von Oesterreich. Unter den übrigen Kupfern zeichnen sich aus: Wieland in der Unterredung mit Napoleon, Wallensteins Lager, gezeichnet von Schnorr, und zwey Karrikaturenstücke: der metaphysische Winkelklubb und die Politiker im Schnapshause, beyde vortrefflich von Ramberg gezeichnet und radirt.

Göttingischer Taschen-Kalender für das Jahr 1810. Göttingen, bey Heinrich Dietrich.

[illegible] er die Würde eines Rectors des Lyceums. Ueberhaupt war er ein sehr thätiger, bescheidener, und stiller Mann, der gründliche Aufklärung und viele Kenntnisse, mit Würde und Anstand verband; daher sich Achtung und Liebe überall erwarb.

In seinen früheren Jahren, ehe er Professor ward, verfaßte er die zwey beliebten Werke: der Geisterseher, gedruckt 1790, und die Wundergeschichten, 1792. Späterhin schrieb er wenig, weil er sich ganz mit seinem Lehrfache und seiner Familie beschäftigte. Für seine Zuhörer verfaßte er ein philosophisches Lehrbuch, welches i. J. 1802 in deutscher Sprache gedruckt wurde. Als hernach die Philosophie in lateinischer Sprache vorgelesen werden mußte, so übersetzte er es in diese Sprache. Davon wurde aber nur im Jahr 1806 der erste Theil gedruckt. Das übrige ist größtentheils vollendet, und wäre wahrscheinlich längst gedruckt, wenn Kränklichkeit und unruhige Zeiten ihn daran nicht gehindert hätten. Sein literärischer Nachlaß im Manuscripte bestehet: in Bemerkungen über verschiedene Recensionen; in einem nicht vollendeten Aufsatz über Kant und seine Werke, etwa 10 Bogen stark; und in einigen einzelnen Bogen, aus denen man sieht, daß es sein gegründeter Wunsch gewesen wäre, wenn einzelne Theile der Philosophie neu und nach anderen Principien bearbeitet würden. Alle diese Aufsätze beweisen, daß er sehr thätig für seine Wissenschaft gewesen ist, und gewiß mehr zu deren Verbesserung geleistet haben würde, wenn er eine festere Gesundheit genossen hätte.

Am 24. November 1809 starb zu Pesth im 78ten Lebensjahre der berühmte Joh. Jakob Winterl, k. k. Hofrath, Doctor der Philosophie und Medizin, ordentlicher Professor der Chimie und Botanik an der königl. ungrischen Universität zu Pesth, correspondirendes Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttin-

gen, der naturforschenden Gesellschaft zu Heidelberg, der physicalischen und mineralogischen zu Jena, an der Brustwassersucht. Er war zu Eisenerz in Steyermark geboren, und ein gelehrter und unermüdlicher Naturforscher und Chimiker. Sein neues dualistisches System der Chimie machte seinen Nahmen, so wie einst den Nahmen Lavoisier's, in ganz Europa berühmt. Die gelehrte Societät zu London, das Pariser Institut, viele gelehrte Societäten Deutschlands und verschiedene deutsche Gelehrte erliessen an ihn wegen seines neuen Systems der Chimie ehrenvolle Zuschriften. Viele Sauerbrunnen in Ungern hat er chimisch untersucht. Auch um die Flora Ungerns erwarb er sich Verdienste. Die verredelte Obstbaumzucht beförderte er in Ungern und nahmentlich zu Pesth durch sein Beyspiel. Er gab folgende Werke im Druck heraus: Monathliche Früchte einer gelehrten Gesellschaft in Ungern: Brachmonath 1784. Pesth und Ofen in 8. S. 56. Prolusiones ad Chemiam Saeculi Decimi Noni, Budae, typis Universitatis Regiae Pestiensis, 1800 in 8. p. XII et 467. Accessiones etc. Budae 1802 in 8. Auch erschienen von ihm verschiedene Aufsätze in deutschen Zeitschriften. Sein Schüler, Joh. Schuster, arbeitete seine Prolusiones und Accessiones um, und gab sie im deutschen Gewande unter folgendem Titel heraus: Darstellung der vier Bestandtheile der anorgischen Natur. Eine Umarbeitung des ersten Theils seiner Prolusionen und Accessionen von dem Verfasser. Aus dem Lateinischen übersetzt von Johann Schuster. Jena, bey Friedrich Frommann. 1804 in 8. S. XLVI und 528.

*

Am 19. November 1809 starb Georg Schrader, Director der Nationalschulen zu Ofen und Pesth.

*

Am 1. May 1809 starb zu Sáros-Patak Stephan Porkolab, vormahls Professor der Theologie am re-

der Genius der Kunst schon früh jenen Funken entzündete, der bald zur hellen Flamme auflodernd, die herrlichsten Gebilde belebte.

Er war noch kein Jahr alt, als er seinen Vater verlor. Seine bedrängte Mutter trug nun allein mit mütterlicher Hingebung die Sorge für fünf Kinder. Doch bald darauf ward ihre kummervolle Anstrengung durch einen Strahl von Hoffnung belohnt, welchen ihr Bruder Joseph Deutschmann, ein Bildhauer aus Imst in Tyrol ihr gab. Er übte seine Kunst in St. Nicola, *) einer Propstey regulirter Chorherren unweit Passau aus, kam nach Unter-Falpetan seine Verwandten zu besuchen, und tröstete seine verwitwete Schwester vorzüglich durch das ihr gemachte Versprechen, ihr jüngstes Kind, den kleinen Franz in der Folge zu sich zu nehmen, und ihn zum Künstler zu bilden, wenn dessen natürliche Anlagen diesem seinen Vorhaben entsprächen. Die Mutter voll Freude über diesen Antrag sah mit Ungeduld der schon geahneten glücklichen Zukunft ihres Sohnes entgegen. Kaum waren einige Jahre verstrichen, so erhielt der kleine Knabe Meißel und allerley andere Instrumente zur Bearbeitung des Zirmholzes, welches man ihm als Material gab. Seine Vorbilder konnten freylich keine anderen als Berchtolsgadner-Figuren seyn. Indeß sollte das Kind auch nur schnitzen, sein Gefühl für Formen angeregt werden, und dieß wurde erreicht, denn Formen aufsuchen und nachschneiden war von nun an des Knaben liebste Beschäftigung. Sie sollte es aber auch bleiben. Das zu dieser Beschäftigung nothwendige, der Natur der Kinder ganz entgegen gesetzte ruhige Verhalten, das oftmahlige Mißlingen derselben sollte dem Knaben sein Spielzeug nicht verleiden, der Wunsch dasselbe gegen anziehendere Unterhal-

*) Diese Propstey gab von jeher einem Bildhauer freye Wohnung und ein jährliches Deputat unentgeldlich.

gen der Kinder im Freyen zu vertauschen, in dem sechsjährigen Bildhauer nicht rege werden; darum entfernte ihn die verständige Mutter von allen benachbarten Gespielen, und suchte ihm seine Beschäftigung so angenehm als möglich zu machen.

Die Ausbildung einer entschiedenen natürlichen Anlage wurde dem jungen Zauner also Bedürfniß, wurde bald Hang in ihm. Ein schöner Wink zur psychologischen Richtung des keimenden Genies, aus einer armen ländlichen Hütte, manchem Städter gegeben, der aus der reichen Quelle des Erkenntnißes schöpft, immer schöpft, und so selten anzuwenden versteht.

Ein beträchtlicher Korb ward von dem jungen Zauner im achten Jahre seines Alters schon mit seinen genialischen Producten angefüllt, als ein benachbarter Bildhauer, Balthasar Horer in seine Heimath aus Wareith, wo er arbeitete, zurückkehrte. Was war natürlicher, als daß Mutter und Sohn eilten, ihren Kunstschatz der Prüfung eines Kenners zu unterziehen. Da wurde corrigirt, begriffen und aufgemuntert. Muthvoller gings also von Neuem ans Schnitzen und Modelliren, denn die Bedingung von Deutschmanns Versprechen war erfüllt, und Horer gab bessere Vorbilder vor, ließ den Jungen zuweilen bey sich arbeiten, nahm ihn am Ende gar zu sich, führte ihn nach dem Benediktiner-Stifte Marienberg in Tyrol, wo er an einem Altare arbeitete, und behielt ihn bis in sein 16. Jahr.

Im Jahre 1756 glaubte man dem nun schon sichtbar werdenden Künstler die Bahn zu einem ausgedehnteren Unterrichte eröffnen, und die Leitung auf derselben dem braven Oheime in St. Nicola seinem Versprechen zur Folge überlassen zu müssen. Dahin wurde also mit brennender Lehrbegierde gewandert. Er fand dort eine Werkstätte, in welcher seine Gehülfen für mehrere Prälaturen und benachbarte Klöster Kirchengegenstände verfertigten; und an Deutschmann einen redlichen Mann, der mit väterlicher Sorgfalt bereit war, seinen Neffen zu

lehren so viel an selbst wußte. Wenn gleich dieser sein nunmehriger Meister in der Schule der Mittelmäßigkeit gebildet, oder vielmehr verbildet, die Kraft nicht hatte, sich über die Schranken der damahls vorzüglich in den Klöstern Deutschlands noch allenthalben herrschenden Geschmacklosigkeit hinauszuschwingen; so fand der junge Zauner doch auf den kleinen Reisen, die er mit seinem Oheime machte, auch hier und da Gelegenheit Besseres zu sehen, er lernte unterscheiden. Dazu wurde von ihm während seines zehnjährigen Aufenthaltes in St. Nicola noch ein anderer wesentlicher Vortheil erreicht: Er fand bey den mannigfaltigen Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden, Gelegenheit sich in der Bearbeitung einer jeden Gattung Stoffes, die dem Bildhauer vorkommen kann, eine ausgezeichnete mechanische Fertigkeit eigen zu machen, ein Vortheil, der ihm erst in der Folge im Verlaufe seines Studiums auffallend zustatten kam. Er bereuete darum mit Recht auch später nie, sich diese Fertigkeit in mechanischen Kunstgriffen (eine der schwierigsten Aufgaben in der Bildhauerey) damahls selbst auf Kosten der in seiner Lage nothwendig länger unterbliebenen höheren Ausbildung seines Kunstsinnes erworben zu haben. Die Theorie muß hierin mit der Ausübung gleichen Schritt halten, wenn das ferne Ziel geschmackvoller bildlicher Darstellung erreicht werden soll. Ist jene nur die Vorläuferinn von dieser, und nimmt man es durch mehrere Jahre mit dem Praktischen der Kunst, vorzüglich der Bildhauerey nicht so genau in der Voraussetzung, dasselbe sey um so leichter nachzuhohlen, als man schon längere Zeit hindurch zuvor sich es zum ausschließenden Geschäft machte, seinen Geist durch bloß idealische Anschauung der Schönheit gegen die Macht der zwar gedachten, aber noch nicht erfahrnen Wirklichkeit sicher stellen zu wollen, das Vernunftvermögen also allein auszubilden, so wird das Ziel, ausübender Künstler zu seyn selten oder nie erreicht. Kunstkenner kann man so werden, zum Modelleur, zum Zeich-

ner kann man es höchstens bringen, aber schwerlich wird man auf diesem Wege jemahls Bildhauer oder Mahler im eigentlichen Sinne des Wortes. Die vernachläßigte Sinnlichkeit vindicirt ihre unterdrückten Rechte, in welche die Vernunft zu früh Eingriff that, dadurch, daß Aug und Hand ungeübt dem für ihre zu geringe Gewandtheit in seiner Bildung zu weit voraus gegangenen Geiste nicht mehr folgen, und schüchtern die kühnen Züge zu den für sie zu schwierigen Gebilden der Einbildungskraft, versagen. Die noch ungeübte Hand muß Viel schneiden und verschneiden, bis sie es dahin bringt, daß Gedanke und Schnitt des richtigen Umrisses nur ein Moment in der Zeit ist.

Auf dieser Stuffe mechanischer Ausbildung stand Zauner im 10ten Jahre seines Aufenthaltes in St. Nikola. Er schnitt mit ungewöhnlicher Fertigkeit aus Holz nach, und jeder Schnitt galt, seinem sicheren Meißel widerstand der Marmor umsonst, und das Metall brachte er mit Leichtigkeit in jede Form. Daß er dort mehr nicht lernen konnte, sah er wohl ein, er fühlte aber auch, daß die Stuffenleiter der Ausbildung zur Kunst über das bloß Mechanische hinaus führen müsse. Jede gesehene edlere Form, jede Erzählung dessen, was die Kunst außer der von ihm gekannten Sphäre noch zu leisten vermag, schwellte seinen Busen mit Sehnsucht nach besseren Vorbildern, nach Unterricht in der Theorie derselben. Er gieng nach Wien, und kam da in seinem 20ten Jahre 1766 kaum für die augenblicklich nothwendigen Bedürfnisse gedeckt an. Ein Empfehlungsschreiben von seinem biedern Oheime an Professor Schletterer, und einige gleich nach seiner Ankunft gemachte Proben seines Talentes, vorzüglich seiner Fertigkeit im Praktischen, verschafften ihm Arbeit bey diesem. So hatte er gleich in den ersten 14 Tagen seines dortigen Aufenthaltes die für einen erfahrnen Bildhauer noch manchmahl bedenkliche Arbeit unternommen, zwey grosse

Engel im Steinbruche aus dem Groben zu hauen, und binnen acht Tagen mit Richtigkeit zu Stande gebracht. Schletterers kurzdauernde Leitung führte ihn zur sorgfältigeren Nachahmung der Natur, gab seinem Style mehr Wahrheit, Einfachheit und Bestimmtheit. Die damahls noch unbedeutend gewesene Anzahl der Antiken in der Akademie, nach welchen er in seinen Muße-Stunden studierte, berichtigten seine Grundsätze über das Verhältniß des menschlichen Körpers, und bahnten seinem forschenden Geiste den Weg zur Anschauung und zum Erkenntniße des Ideals. So gingen 5 Jahre herum, und Zauner war schon Künstler, aber noch nicht als solcher gekannt. Das sich fühlende Talent dürstet nach Gelegenheit, sich an größere Aufgaben zu wagen, und dabey als Sieger zu zeigen. Er hatte darum kaum erfahren, daß der Schloß-Garten in Schönbrunn neuerdings mit Kunstwerken ausgeschmückt werden sollte, und er stand schon in Verbindung mit dem Hofstatuarius Bejer, welchem die Besorgung der dort aufzustellenden Statuen anvertraut war. Zwey Jahre modellirte er bey diesem, und führte Manches aus, nur — nicht unter seinem Namen. Sein Endzweck wurde aber dabey nicht erreicht. Er zog sich wieder zurück, dachte an die höhere Bestimmung der Kunst, und vergaß Gelderwerb. Die Antike zog ihn wieder an. Die Kunst soll nicht nach Brot gehen, er vermiethete darum sein Talent nicht mehr, und begnügte sich mit dem dürftigen Erwerbe, welchen ihm nächtliches Rahmenschnitzen verschaffte. Der Tag gehörte der Betrachtung der geisterhebenden Denkmähler der Vorwelt, und dem Modelliren nach denselben. Zugleich suchte er das Vorzüglichste von neueren Kunstwerken auf, wo er es nur immer finden konnte, um durch Vergleichung zu sehen, wie es die Meister seines Jahrhunderts mit der Natur und dem Ideale gehalten haben. Raphael Donners Statuen, die gegenwärtig den Brunnen auf dem neuen Markte in Wien zieren, mußten sein vorzügli-

ches Augenmerk auf sich ziehen. Sie waren damahls im bürgerlichen Zeughause unter einem Haufen von Karren, Schaufeln und anderem Taglöhner-Geräthe vergraben. Zauner befreyte sie von ihrem barbarischen Drucke, und die vortrefflichen Werke lohnten ihn für ihre Erlösung mit reichlichem Nutzen, den er bey seinem Studium darnach fand. Donners einfache mit Ueberlegung gewählte Natur, die mit Geschmack festgehaltenen Züge seiner bezähmten Einbildungskraft, und die aus seiner leichten gefälligen Behandlungsart entstandene Grazie seiner Figuren damahls schon zu erreichen, würde seinem glücklichen Nachahmer ein Spiel gewesen seyn, aber Zauners Genius zeigte ihm dießmahl eine andere Bahn vor. Wir dürfen nicht vergessen, daß unser Künstler gleichzeitig mit seinem nunmehrigen Studium sich ernsthaft auf die Architektur verlegte, in der gegründeten Ueberzeugung, daß die Theorie dieser Kunst bis auf einen gewissen Grad dem Bildhauer eine unentbehrliche Hilfswissenschaft ist. Nur aus der wechselseitigen Einwirkung von beyden gehen harmonische Resultate bey decorirten Prachtgebäuden hervor, da hingegen bey ihrer Trennung Mißverhältnisse des Einen zu dem Andern des Künstlers einseitige Bildung laut aussprechen.

Eine andere Bestimmung sagten wir oben, führte Zaunern von seinem freyen Studium ab. Professor Barth, der berühmte Anatom und Oculist, hatte die vortreffliche Idee, auf Kosten des Hofes im Universitäts-Gebäude, ein Kabinett von aus Holz geschnitzten anatomischen Präparaten zu errichten. Barth, ein Kenner der Kunst, wurde durch die Präcision der Zaunerschen Arbeit bestimmt, ihm den Antrag zur Ausführung dieser Idee zu machen, und diesem war ein solches Unternehmen um so willkommener, als er stäts alles Gute aus Hang beförderte, und dabey Gelegenheit hätte, die damahls noch schwankenden Grundsätze der Kunst-Anatomie zu berichtigen. Ein ganzes Jahr

hindurch arbeitete Zauner nach Barth's Präparaten mit solchem Erfolge, daß ihn die Kaiserinn Theresia durch öffentliche Ertheilung einer goldenen Medaille zum ferneren Fortgange darin aufmunterte. Ein von ihm aus Spindelbaum- vulgo Pfaffenkäppleinholz in Basrelief geschnittener Schädel, der noch im Museum der Universität aufbewahrt wird, ist der sprechendste Beweis seiner damahligen Verwendung. Doch wozu konnte ihn die längere Fortsetzung dieses Unternehmens führen? — Seinem schöpferischen Geiste entsprach diese mechanische Nachahmung nicht. So sehr er also das Nothwendige und für das Studium der Medizin daraus entspringende Nützliche einsah; so glaubte er doch mit Recht, er könne hierbey leicht durch ein bloß mechanisches Talent ersetzt werden, indeß sein auf dem Wege der Cultur schon fortschreitendes Genie für höhere Kunst bestimmt war. Er mußte also den ihm später gemachten ehrenvollen, unter andern Rücksichten vortheilhaften Antrag für einen Jahrsgehalt von 1000 fl. durch 12 Jahre hindurch anatomischer Bildhauer zu bleiben, ausschlagen. Wie gut er daran that, beweisen uns seine späteren Werke, die uns der durch mehr als ein Decennium in die Fesseln der strengen Regel eingeengte und dadurch zum Mechaniker herabgesunkene Künstler wohl nie mehr hätte aufstellen können.

Eine neue Aussicht auf sein sich lange vorgestecktes Ziel zog ihn mächtig an. Er wurde dem Mezän der Künste, dem Fürsten Kaunitz vorgestellt. Der Fürst sah ihn zum ersten Mahle, hörte nur von seiner Geschicklichkeit, und faßte den edeln Entschluß das Talent näher kennen zu lernen. Als oberster Leiter der Verschönerung Schönbrunns trug er ihm auf, ein Modell zu einem dort zu errichtenden mit Bildhauer-Arbeit zu verzierenden Brunnen zu machen. Die Zeit hierzu war gemessen. In 15 Tagen stand das Modell vor dem fürstl. Kenner, erhielt Beyfall, wurde der Kaiserinn als zweckmässig vorgestellt, und die Ausführung dessel-

den in Stein dem Verfertiger des Entwurfes hierzu
überlassen. Auch die übrigen noch zu machenden Brun-
nen sollte er übernehmen, die auf 7 Monathe hierzu
festgesetzte Zeit war aber zu kurz, um alles selbst zu
machen, und dem Künstler zu viel an der guten Aus-
führung der ersten öffentlichen Arbeit unter seinem
Nahmen gelegen, um sich mit mehr als dem Werke zu
befassen, wozu er das Modell schon gemacht hatte. In
der bestimmten Zeit standen die 3 österreichischen Flüs-
se, die Donau, die Ens und die Traun mit ihren At-
tributen personificirt, und schön gruppirte Kinder auf
dem Bassin. Sie zogen die Aufmerksamkeit der Kaiser-
inn und des Fürsten so sehr auf sich, daß gleich nach-
her 1776 beschlossen wurde, ihn als österreichischen Pen-
sionair nach Rom zu schicken. Nun war Zauner in sei-
ner eigenthümlichen Sphäre. Mengs Busen öffnete
sich ihm bald, sein gewähltes Kunst-Cabinett stand
ihm zu Geboth; Er war also an der Quelle, nach der
er lange dürstete. Fünf Jahre schöpfte er aus ihr, und
er kam als vollendeter Künstler zurück. Die dem Für-
sten Kaunitz aus Rom eingeschickte aus Gyps gemachte
Copie Apolls vom Belvedere, eine Gruppe von 2 Schuh
hohen Figuren, welche den die Andromeda befreyenden
Perseus vorstellt, und eine aus Marmor verfertigte
Clio waren seine Vorläufer und rechtfertigten seine bald
nachher 1782 erfolgte Anstellung als Akademie-Rath
und Professors Adjunkt, dann 1784 als wirklicher Pro-
fessor der Bildhauerey in Wien und dessen Wahl zum
Mitgliede derselben. Als solcher ist er als eine Haupt-
triebfeder anzusehen, die der Akademie in Hinsicht auf
Bildhauerey neuen Schwung gab. Jedes in der Folge
von ihm öffentlich aufgestellte Werk begründete mehr sei-
nen Ruhm. Der Wiener-Hof machte Bestellungen von
größter Bedeutung bey ihm, und Zauner entsprach der
höchsten Erwartung, die man sich von ihm machte. Dieß
konnte nichts anderes zur Folge haben, als daß er im
Jahre 1796 zum wirklichen Hofstatuarius ernannt wur-

de, in welcher Eigenschaft er sich wenig mehr mit Privat-Arbeiten befassen konnte, da die von dem Hofe bestellten Arbeiten, und darunter vorzüglich Josephs Denkmahl, eines der größten und wichtigsten Werke seiner Zeit sein Genie Jahre lang ausschliessend allein forderten.

Nach Fügers Uebernahme der Direction der Bilder-Gallerie im Belvedere wurde Zauner im Jahre 1806 zum Director der Akademie der bildenden Künste in Wien erwählt. Darüber ist seitdem nur eine Stimme, die, daß er vorzugsweise geeignet ist, der Akademie Fügers Verlust zu ersetzen.

Im Jahre 1807 wurde er zur Belohnung für das große Werk, das Denkmahl Josephs, in den Adelstand erhoben, und erhielt eine goldene mit Brillanten besetzte Dose, mit 10000 fl. und einer lebenslänglichen Pension von 3000 fl. W. W.

Tief muß es jeder Verehrer der Kunst fühlen, daß Zauners Gesundheit nun so schwach ist, daß sie ihm schwerlich mehr gestatten wird, noch irgend ein Werk zu unternehmen. Er hat indeß seine Bahn mit Würde zurückgelegt, und genug gethan, daß die späte Nachkommenschaft seinem Nahmen in seinen Werken huldigen wird.

Die vorzüglichsten derselben sind:

1. Zwey 14 Schuh W. M. hohe Statuen von Stein, auf dem Fronton des gräfl. Friesischen Gebäudes auf dem Josephs-Platze. Sie stellen das Commerz und die Freyheit vor.
2. An dem Portale desselben Gebäudes steht rechts und links eine Gruppe von zwey 15 Schuh hohen Caryatiden aus Stein, welche das Gebälke tragen. Diesen vortrefflich ausgeführten Figuren merkt es wohl Niemand an, daß sie in weniger als zwey Monathen gemacht und aufgestellt seyn mußten.
3. Ein Hymeneus aus cararischem Marmor, 3 Schuh hoch. Er hält mit der rechten Hand einen Blumen-

den in Stein dem Verfertiger des Entwurfes hierzu überlassen. Auch die übrigen noch zu machenden Brunnen sollte er übernehmen, die auf 7 Monathe hierzu festgesetzte Zeit war aber zu kurz, um alles selbst zu machen, und dem Künstler zu viel an der guten Ausführung der ersten öffentlichen Arbeit unter seinem Nahmen gelegen, um sich mit mehr als dem Werke zu befassen, wozu er das Modell schon gemacht hatte. In der bestimmten Zeit standen die 3 österreichischen Flüsse, die Donau, die Ens und die Traun mit ihren Attributen personificirt, und schön gruppirte Kinder auf dem Bassin. Sie zogen die Aufmerksamkeit der Kaiserinn und des Fürsten so sehr auf sich, daß gleich nachher 1776 beschlossen wurde, ihn als österreichischen Pensionair nach Rom zu schicken. Nun war Zauner in seiner eigenthümlichen Sphäre. Mengs Busen öffnete sich ihm bald, sein gewähltes Kunst-Cabinett stand ihm zu Geboth; er war also an der Quelle, nach der er lange dürstete. Fünf Jahre schöpfte er aus ihr, und er kam als vollendeter Künstler zurück. Die dem Fürsten Kaunitz aus Rom eingeschickte aus Gyps gemachte Copie Apolls vom Belvedere, eine Gruppe von 2 Schuh hohen Figuren, welche den die Andromeda befreyenden Perseus vorstellt, und eine aus Marmor verfertigte Clio waren seine Vorläufer und rechtfertigten seine bald nachher 1782 erfolgte Anstellung als Akademie-Rath und Professors Adjunkt, dann 1784 als wirklicher Professor der Bildhauerey in Wien und dessen Wahl zum Mitgliede derselben. Als solcher ist er als eine Haupttriebfeder anzusehen, die der Akademie in Hinsicht auf Bildhauerey neuen Schwung gab. Jedes in der Folge von ihm öffentlich aufgestellte Werk begründete mehr seinen Ruhm. Der Wiener-Hof machte Bestellungen von größter Bedeutung bey ihm, und Zauner entsprach der höchsten Erwartung, die man sich von ihm machte. Dieß konnte nichts anderes zur Folge haben, als daß er im Jahre 1796 zum wirklichen Hofstatuarius ernannt wur-

9. In der Hofkirche bey den Augustinern zu Wien stehen am Hochaltare zwey vortrefflich gearbeitete sieben Schuh [illegible] hohe Genien aus Marmor.

10. Das schon oft beschriebene Monument Laudons, mit vortrefflichen Basreliefs und Sinnbildern zu Hadersdorf nächst Wien.

11. Das Grabmahl Leopolds des Zweyten in der Hofkirche bey den Augustinern zu Wien. In einem offenen, auf einem erhabenen Fußgestelle stehenden Sarkophag ruht der geharnischte Leichnam des Kaisers in ganz ausgestreckter Lage. An demselben zeigt sich die in einer göttlichen weiblichen Gestalt vorgestellte Religion stehend gegen die Leiche hin. An den Seiten des Postamentes stellen Bilder in halb erhobener Arbeit Leopolds Verdienste um Oesterreich dar. Auf dem Gesimse liegen die Reichsinsignien. Die zwey mehr als lebens großen Hauptfiguren sind von weissem, der Sarkophag und das Postament von färbigem böhmischen Marmor; die Insignien und Verzierungen von vergoldetem Bronze. Das Ganze trägt das Gepräge von Großheit, Würde und Einfachheit.

*) Der Kupferstecher Pichler hat dasselbe in geschabter Manier herausgegeben. Es bestehen aber nur wenige Abdrücke davon, da die Kupferplatte nicht lange Zeit nach ihrer Verfertigung vernichtet wurde.

12. Das Brustbild Sr. M. des gegenwärtig regierenden Kaisers Franz des Ersten, aus carrarischem Marmor, welches sich nun in dem physikalischen Kabinette bey Hof in Wien befindet.

13. Die Büste desselben Regenten aus Bronze, aufgestellt im Theresianum zu Wien.

14. Das Bildniß des Erzherzogs Karl in einer Büste aus carrarischem Marmor, für den Kronprinzen aus Bayern.

15. Das letzte und größte seiner Werke, das Zauner am Ende seiner rühmlichen Laufbahn schuf, ist das Mo-

Monument Josephs des Zweyten, das gegenwärtig bestehende größte dieser Art.

Die bey Degen im Jahre 1807 zugleich mit einem Kupferstiche von März erschienene Beschreibung hiervon macht eine nähere Hinweisung darauf von uns überflüssig. Sein durch diesen Koloß als Bildhauer gezeigtes Talent ist allgemein gewürdigt. Nur einige Bemerkungen noch, welche die angeführte Schrift nicht enthält, dürften hier an ihrem Platze stehen.

Zauner ist unter den Bildhauern neuerer Zeit der erste, und noch der einzige, der den Guß eines solchen Werkes allein leitete, selbst besorgte. Dafür ward ihm auch der bisher seltene Vorzug zu Theil, daß Mann und Pferd ohne den geringsten Fehler aus den Formen kamen. Alle seine Vorgänger in ähnlichen Werken, und später selbst der mit Recht so berühmte Canova mußten die traurige Erfahrung machen, daß es sehr gefährlich ist, Formen von solchem Umfange Männern anzuvertrauen, deren Geschicklichkeit im Metallgießen überhaupt wohl bewährt seyn mag, denen aber Formen dieser Art selten oder nie zum Gusse vorkamen, und welche eben deßhalb ihre für den gewöhnlichen Bedarf einmahl angenommene Routine von den Erfordernissen zu einer ausserordentlichen Unternehmung eher abführt, als geschickt zu derselben macht. Eine kolossale Statue zu Pferd giessen, ist ganz etwas anderes, als Kanonen oder kleinere Statuen in den Metall-Form bringen. Dieses mußte Zauner erfahren haben, sonst würde er sich nicht mit dem Bewußtseyn seiner Selbstständigkeit an ein so grosses Werk allein gewagt haben. Sein Genie aber half ihm da, wo der gewöhnliche Mechanismus Anderer nicht auslangte.

Wie sehr wäre es demnach zu wünschen, daß das in Ellmaurers Beschreibung dieses Monumentes versprochene Werk; die Geschichte der ganzen Manipulation desselben, zu Stande käme. Dadurch würde wenigstens wieder einmahl ein wichtiger Zweig vaterlän-

bildender Kunst für die Nachwelt gepflanzt, da ohnehin so manche vortreffliche Blüthe in Oesterreich nur darum als Blüthe schon abfällt, weil Niemand sie pflegt.

Nun nur noch einen Blick auf den Kostenbetrag dieses Monumentes im Vergleiche mit den Summen, welche auf andere ähnliche, aber ihrem Umfange und Gehalt nach nicht so grosse Werke verwendet wurden.

Das Denkmahl Peters des Ersten in Petersburg von Falconet kostete im Ganzen 424,610 Rubeln.

Die Kosten für das Monument Friedrichs des Fünften zu Kopenhagen betrugen . . . 491898 Rthl.

Die Statue Ludwigs des Fünfzehnten kostete allem Anscheine nach mehr noch.

Das Monument Josephs des Zweyten kam mit Allem beyläufig und höchstens auf 366055 fl. in Bankozetteln.

Uebersicht der theatralischen Erscheinungen in Wien bis zu Ende Januars 1810.

Die Annalen der Literatur und Kunst versprachen in ihrem letzten Intelligenzblatte vom December des Jahrs 1809 das Verzeichniß der seit Mitte Novembers gegebenen theatralischen Neuigkeiten: Es folgt hierbey bis letzten Januar nach chronologischer Ordnung, da eine andere für dieses allzubunte Quodlibet nicht wohl zu finden seyn dürfte.

Das Schauspiel der Hoftheater und das Theater an der Wien bewiesen sich am thätigsten. Wenig lieferte die Oper, noch weniger das Ballet der Hoftheater, welches letztere durch die Abreise einiger Tänzer und durch die Krankheiten der gebliebenen überhaupt eine traurige Ruine des glänzenden Zustandes vor zwey Jahren bildet.

Das deutsche Schauspiel gab: „den liefländischen Tischler,“ oder „das Inkognito Peter

des Großen," in drey Aufzügen nach dem Französischen. Ein ziemlich gewöhnliches und ziemlich lang ausgesponnenes Intriguenstück, das den erhaltenen Beyfall nur dem braven Spiele mehrerer Mitglieder verdankt. „Anklage und Rechtfertigung," Originalgemählde in fünf Aufzügen, erlebte mit Mühe zwey Vorstellungen. Es ist ohne Zweifel das schlechteste aller Originale, die seit zehn Jahren auf dem Hoftheater erschienen; und das Gerücht, welches uns verkündigt, daß dasselbe eigentlich für die Leopoldstadt gemacht, dort aber abgewiesen worden sey, verdient vollen Glauben. Das einmüthige, obwohl fruchtlose Bestreben unserer besten Schauspieler, dieses Machwerk vom Untergange zu retten, zwingt uns, denselben Eifer für manches Meisterwerk in Anspruch zu nehmen. „Der häusliche Zwist" und „die Zerstreuten," von Kotzebue, vorzüglich letzteres, sind ein paar allerliebste Nachspiele, die vielen Beyfall fanden. Ueberhaupt hat Hr. v. Kotzebue in diesem Augenblicke fast das Monopol auf unsern Bühnen erlangt. Im Monath December verging kaum Ein Tag, in dem nicht auf einem der drey vereinigten Theater Stücke von ihm dargestellt wurden. An manchen Tagen waren sogar alle drey Vorstellungen von ihm! — „Der verbannte Amor" und „Sorgen ohne Noth" des nähmlichen Autors folgten sich schnell. Beyde Stücke gefielen. Das erste ist eine ziemlich genaue Nachahmung des Schröderschen Lustspiels „Keiner hat Recht." Das zweyte, im Dialog eines der witzigsten Producte des vielschreibenden Verfassers, so wie in Anlage und Charakterzeichnung eines der nachlässigsten. Es unterblieb nach zwey Aufführungen. Zu Ende vorigen Monaths erschien zum Vortheile der Regisseurs und Inspicienten „die Braut von Messina" von Schiller. Eine würdige Vorstellung, gleiche Ehre den Schauspielern bringend, die ihre besten Kräfte verwendeten, und dem Publikum, das, ergriffen von der gött

Dichtung, die öfteren Aufführungen reichlich besucht. Eine lange Betrachtung der Einzelnheiten würde den Raum dieser Blätter überschreiten. Die Chöre, als erster Versuch, gingen ziemlich gut. Unter den Chorführern hatte Hr. Reil am besten die antike Grösse und Ruhe gefaßt. Mad. Weissenthurn fügte die Isabella nach ihrem Organe und darum vorzüglich zog sie die erste Rede der Herrscherinn, und die späteren tragischen Scenen in das bürgerliche weinende Drama. Dlle. Adamberger war über das stumme Spiel in den letzten Aufzügen, das durch Wegstreichung fast aller Worte noch schwieriger wurde, bey den ersten Vorstellungen in sichtbarer Verlegenheit. Sollte die Schuld vielleicht an zu weniger Ausübung auf den Proben liegen, die wir doch bey solchen Werken mit größter Genauigkeit vermuthen? Die Bewegungen und Stellungen der beyden Chöre waren nicht stets im Geiste des Verfassers, der Ernst und Würde zur Hauptbedingung macht. Daß die Ritter in ihrem Ornate zugleich Stühle und Requisiten abtragen, wird dem Auslande unglaublich scheinen. Die Decorationen waren schlecht. Endlich wolle uns noch die Direction die Bemerkung erlauben, daß die Dunkelheit der Scene in den Hoftheatern zunimmt, und bald mit jener, in der sich vor Anfang das Publikum befindet, wetteifern wird. In den letzten Aufzügen der ersten Vorstellung der Braut von Messina ging das Geberdenspiel der Personen, die sich nicht nahe an der vordern Lampenreihe aufhielten, ganz verloren.

Die Oper lieferte „den Sammtrock" ein Singspiel in 1 Aufzug nach Kotzebue von Gyrowetz. Die Compositionen dieses Meisters sehen sich seit einiger Zeit, seit seiner Agnes Sorel, alle gleich. Die gegenwärtige Oper gefiel durch Hrn. Weinmüllers fleissige Ausführung. „Uthal" Singspiel in 1 Aufzug, nach dem Französischen, Musik von Méhul. Alle Sänger blieben dießmahl hinter den Forderungen, die das

Publikum an sie zu machen berechtiget ist. Vorzüglich wurden die wichtigsten Stellen des Dialogs mit Verlegenheit und Kälte gegeben, und so fand dieses in Stoff und Musik gleich vortreffliche Werk nur mittelmässigen Beyfall. Hrn. Vogels Romanze ist niedlich, aber gewiß nicht von Méhul, und nicht passend für die Stimmung, in der Uthal sich eben befindet. Die Oper des Hoftheaters gibt überhaupt selten eine ausländische Musik echt und unverfälscht. Die ersten Sänger zwingen den Geist des Ganzen unter ihre Individualität. Hier verdient das Theater an der Wien Lob, welches, weit entfernt die Meister erster Classe verbessern zu wollen, vielmehr um eben diese Zeit Méhuls „Joseph" mit pünctlicher Treue und größter Sorgfalt gab.

Von Herrn Angiolini empfingen wir ein Ballet: Hercules und Achelous. Es fand und verdiente geringen Beyfall. Schon die Wahl des Stoffs ist unglücklich, da unter allen Mitgliedern des Ballets sich kein Hercules und keine Mutter der Dejanira vorfindet. Die Ausführung ist langweilig im veralteten Geschmacke. Selbst ein Vorzug der Angiolinischen Ballets in der scenischen Ausarbeitung, wird bey der Unbedeutenheit der Handlung zum Fehler. Die grossen Anstalten zu kleinen Zwecken erregen Lächeln und keine Wirkung. Die Angiolinische Königinn behandelt Gemahl und Tochter als strenger Hausregent, der König, eine gute Hausfrau, beugt sich unter das weibliche Scepter mit vieler Gelassenheit, nicht so die Tochter, die dem Flußgott Achelous die deutlichsten Zeichen der Abneigung gibt. Wenn Hercules endlich zum Schlusse Achelous in's Wasser stürzt, so geschieht eben keine herculische That, er thut ihm nur, wie Hr. Angiolini seinen Zuschauern, er schickt sie nach Hause.

Mit grossem Fleisse hat das Theater an der Wien fortgefahren, beynahe wöchentlich Neuigkeiten zu liefern, die zum Theil auf den Vortheil der Casse, zum Theil auf die Ehre der Bühne berechnet waren. Wenn

wir in der ersten Hinsicht die Aufführung von „Jakob und Kätchen" verzeihen, so fühlen wir uns gedrungen, die würdigen Darstellungen von „Joseph und seine Brüder," Oper von Méhul und von „Attila" Schauspiel nach Werner, zu loben, in welchen beyden eine Eleganz und treue Sorgfalt, in Decoration, Garderobe und Requisiten, ein Reichthum in Comparserie, und vor allem ein Zusammenwirken aller Mitglieder zu einem Zwecke bemerkbar ist, die wir auf den Stadttheatern mehr wünschen, als erblicken. Unaufgeführt hätte die veraltete Operette „die amerikanische Familie" das ziemlich langweilige Lustspiel „die Gäste" von Vogel, und des Nähmlichen Lustspiel „der Erbe" bleiben mögen, welches Letzte bey wirklichem Werthe, aus Nebenumständen, mißfiel. Die jüngst gegebene Operette „Dichter und Tonkünstler von Ungefähr" so wie das Lustspiel „vier Schildwachen auf einem Posten" sind niedlich. Die Musik der Operette ist von Hrn. Catel, Compositeur der Semiramis.

Ausländische Nachrichten.

Beförderungen, Belohnungen und Ehrenbezeugungen:

Durch eine Entschliessung des Königs von Holland vom 12. April sind die Herren J. Banks zu London, Berthollet zu Paris, Jacquin zu Wien, Jefferson, bisheriger Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, Pallas in Taurien, la Place zu Paris, Volta zu Pavia und J. G. Walter zu Berlin zu auswärtigen Mitgliedern der ersten Classe des holländischen Instituts der Wissenschaften und Künste ernannt worden.

* * *

Die Herren Hofräthe und Professoren Harles und Breyer zu Erlangen sind von der Academia Italiana di Scienze, Lettre ed Arti zu Florenz als Ehrenmitglieder aufgenommen worden.

* * *

Hr. Amatus Goujond-Banpland, der Reisegefährte des Hrn. Alex. v. Humboldt und Herausgeber des botanischen Theils der Humboldt'schen Reise, ist von dem französischen Kaiser mit einem ansehnlichen Gehalte zum Oberaufseher der Domaine Malmaison ernannt worden. Wahrscheinlich wird er das durch Ventenat's Tod unterbrochene Prachtwerk: Le jardin de

Malmaison, fortsetzen, sobald der zweyte Theil seiner Plantes equinoxiales geendiget seyn wird.

* * *

Schon im verwichenen Jahre wurde Herr von Feuerbach zu München als wirklicher geheimer Rath in das neu constituirte Staatsraths-Collegium versetzt.

* * *

Hr. Geh. Rath Schmalz zu Berlin ist bey dem Appellations-Senate des königl. Kammergerichts angestellt worden.

* * *

Ebendaselbst ist der Hr. Geh. Kriegs- und Domänenrath Uhden als Staatsrath bey der Section im Ministerium des Innern für den Cultus und öffentlichen Unterricht ernannt worden.

* * *

Der bisherige königl. Preuss. Feldprediger in Halle, Hr. C. W. Spicker, ist zu Frankfurt an der Oder als Prediger an der St. Marienkirche und zugleich als ausserordentlicher Professor der Theologie bey der dortigen Universität angestellt worden.

* * *

Von den Lehrern der Universität zu Jena sind von dem Herzoge von Weimar Hr. Hofrath Schnaubert, Ordin. der Juristenfacultät und erster Prof. der Rechte, zum geh. Justizrathe, Hr. Hofrath Eichstädt, Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst zum geh. Hofrathe, Hr. Dr. und Prof. Med. Stark und Suckow zu Hofräthen ernannt worden.

* * *

Der durch seine mineralogischen Schriften rühmlich bekannte bisherige Steuer = Assessor Leonhard zu Hanau hat die Administration des Salinen = Berg = und Hüttendepartements mit dem Charakter eines Kammerraths erhalten.

* * *

Hr. Degerando zu Paris, berühmt durch seine philosophischen Schriften, ist vom Kaiser zum Generalsecretär des Ministeriums des Innern und zum Mitgliede der Ehrenlegion ernannt worden.

* * *

Die kaiserliche Universität zu Moskau hat den Hrn. Professor Bode zu Berlin zu ihrem auswärtigen Ehrenmitglied aufgenommen.

* * *

Dem Hrn. Jean Paul Friedrich Richter, und Hrn. Werner, Verfasser der Weihe der Kraft, hat der edle Fürst Primas eine Pension von 1000 fl. ertheilt.

* * *

Die Kieler Universität hat dem berühmten Componisten und Virtuosen Hrn. B. Romberg das Diplom als Doctor der Musik übersandt.

Nekrolog.

Am 29. May starb zu Cassel Joh. v. Müller zu Sylvelden, Königl. Westphälischer Staatsrath und Director des öffentlichen Unterrichts, geb. zu Schafhausen am 3. Jan. 1752. Er kam im J. 1781 als Professor der Geschichte an das damahlige landgräflich = hessische Collegium, privatisirte nachher einige Jahre zu Delices bey Genf und zu Schafhausen; dann ging er 1786 nach

Mainz als Hofrath des damahligen Kurfürsten und Universitätsbibliothekar, wurde 1788 dessen Geh. Rath und Kabinetssekretär, 1791 Geh. Staatsrath, 1793 wurde er bey der damahls Römisch - Kaiserlichen Hof- und Staatskanzelley als wirklicher Hofrath, und 1800 als erster Custos der Kaiserl. Bibliothek angestellt; kam im J. 1804 als Königl. Preuß. Geh. Rath, Historiograph und Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin. Zu Ende des Jahrs 1806 war er im Begriff, in Königl. Würtembergische Dienste zu treten, als ihn der Kaiser von Frankreich nach Paris berief und ihm die Stelle eines Minister Staatssekretär bey dem König von Westphalen antrug. Diese Stelle vertauschte er bald mit einer Stelle im Königl. Staatsrath und der Oberaufsicht über die Universitäten und Schulen im Königreiche. Er war einer der vielseitigsten und belesensten Gelehrten unserer Zeit, ein eben so gründlicher Geschichtsforscher, als originaler Geschichtschreiber; diesen doppelten Charakter hat er durch sein klassisches, leider nun unvollendetes Werk über die Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft für alle Zeiten beurkundet. An der Allg. Lit. Zeitung nahm er seit dem Jahre 1788 einen sehr thätigen Antheil als Mitarbeiter, und nachdem ihn seine Amtsverhältnisse mit dem Jahre 1806 diesen aufzugeben nöthigten, bezeugte er doch sein lebhaftes Interesse an ihrem Fortgange, welches er noch in einem Schreiben kurz vor seinem viel zu früh erfolgten Tode in sehr verbindlichen Ausdrücken erklärte. — Bey seiner feyerlichen Beerdigung hielt der edle Staats - und Justizminister, Hr. Siméon eine treffliche Standrede, die im Westphälischen Moniteur abgedruckt worden ist.

* * *

Bald ist auch die zweyte Zierde des germanischen Völkerbundes im Fache der Geschichte nach Johannes v. Müller dahin gegangen, wo Tullus und der reiche

Aneus wohnen. Dem dankbaren Schüler und hochherzigen Historiographen folgte der freymüthige, viel und tiefwissende Lehrer und Historiologe nach wenig Monaten. August Ludwig v. Schlözer wurde den 5. Jul. 1735 zu Jagstadt an der Jart im Hohenloh-Kirchbergischen geboren, und stammte aus einer alten, rechtlichen Predigerfamilie. Noch in Wittenberg, wo er zuerst studierte, war Theologie auch seine Bestimmung. Schon damahls zeigte er kräftigen Widerstand gegen jede Unbild. Er focht einst, wenig Augenblicke vor dem Eintritt des Professors in den Hörsaal, ein Duell durch, wozu ein schreyendes Unrecht, das seinem Nachbar zugefügt war, ihn reitzte. Hier lernte er auch die orientalischen Sprachen zuerst kennen, die wenige Jahre später das Werkzeug seines Lieblingsplans im Leben, einer Reise in den Orient, werden sollten. Denn von früh an brannte in ihm die Lust, Asien, die Wiege der Menschheit, mit eigenen Augen zu sehen. Seine erste Verpflanzung nach Schweden und sein vierthalbjähriger Aufenthalt in Stockholm, schienen freylich nicht der geradeste Weg dazu, öffneten aber zuerst dem feurigen Jüngling die schriftstellerische Laufbahn. In Schwedischer Sprache gab er zu Stockholm zuerst 1758 seinen Versuch einer Handelsgeschichte heraus, und sammelte die Stoffe zu seiner erst 1772 erschienenen allgemeinen nordischen Geschichte. Nach seiner Rückkehr widmete er sich in Göttingen ganz der Vorbereitung zu seiner Reise ins Morgenland, studierte mit Macht arabisch, worin er selbst unter seines grossen Gönners, Michaelis, Auspizien 5 Studenten Unterricht ertheilte, und Medizin, worin ihm der grosse Accoucheurarzt Röderer, sein künftiger Schwiegervater schon das Thema: de pabulo vitae, zur Inauguraldisputation gegeben hatte. Schon waren 200 Dukaten als Reisepfennig erkargt, schon mit dem Dänischen Consule in Bourdeaux Rücksprache genommen, um dort auf einige Zeit in einem grossen Komtoir praktische Komtoir-

übung zu erhalten, als er durch Büsching fürs erste als Hauslehrer und Gehülfe des Historiographen Müller in Petersburg angeworben wurde, und, immer sein arabisches Reiseprojekt im Auge, das ja von Rußland aus über Stambul auch ging, im Novemb. 1761 wirklich in Petersburg ankam. Seine Abentheuer, Kämpfe, Schmerzen und Erquickungen von dieser Zeit an bis 1765 hat er uns in einem köstlichen Abschnitt von Selbstbiographie, die in Göttingen 1802 erschien, und für alle, die aus der Studierstube in die Welt und Hofkabale sich zu stürzen Lust haben könnten, ein Enchiridion seyn muß, die beste Auskunft gegeben. Die letzten zwey Jahre seines dortigen Aufenthalts waren schon ehrenvoller und für die Denk- und Druckfreyheit im ganzen Russischen Reiche unter der grossen Katharina von entschiedenem Einfluß. Aber sie waren auch die erfahrungsreichste Vorschule für den Göttinger Professor der Statistik, Politik und Weltkunde. Hier lernte Schlözer altslavonisch, und studierte kritisch die Chroniken, vor allem den Nestor; hier schrieb er seine russische Grammatik, hier trieb er zuerst das statistische Tabellenwesen, angelockt durch die Geburts- und Sterbelisten im ganzen Russischen Reiche, hier, als Geschichtslehrer in einem adelichen Erziehungs-Institut entwarf er zuerst den Plan seiner Universalgeschichte nach Goguet, Voltaire, Robertson. Von 1760 trat er, seinen Göttingern wiedergeschenkt, dort sein Professorleben an, verzichtete, eine Reise nach Italien und in die Schweiz abgerechnet, die er in spätern Jahren mit seiner trefflich gelehrten und schönen Tochter unternahm, auf alle Reiseentwürfe, und lobte sich dafür ein Reise-Kollegium vor den erwähltesten Jünglingen des nördlichen Europa's zu lesen. Was er von nun an hier durch Wort und Schrift wirkte, steht als ein heiliges Vermächtniß, der Mitwelt und Nachwelt heilig in die Seele von einer Myriade edler Männer geschrieben, die, einst in Göttingen

seine Schüler, Bewunderer seines höchst lebendigen witzblitzenden originellen Vortrags waren.

Seine Briefe nach Eichstädt enthalten die kräftige Apologie seiner oft Frechheit gescholtnen Publicitätsliebe, von der das jetzige Geschlecht kaum eine Ahnung behalten dürfte. Als in den spätern Zeiten die Flamme des Revolutionskrieges auch die Hannöverischen Lande ergriff, und endlich fast ganz verzehrte, zog sich Schlözer immer mehr in seine alten Domainen der Russischen Geschichtsforschung und Statistik zurück, wofür auch bis zuletzt seine Kritiken in den so achtungswürdigen Göttinger Anzeigen klassisch blieben. Sein Nestor, zu dessen Herausgabe er schon in Petersburg 1767 durch seine Probe Russischer Annalen den Grund gelegt hatte, ist als gelehrte, kunstgerechte, kritische, erklärende Ausgabe des wichtigsten Annalisten des Norden, sein schönstes, bleibendes Denkmahl. Die Zueignung desselben an Alexander, dem er verheißt, er werde noch 1850 das tausendjährige Jubileum der Stiftung des Russischen Reichs feyern, erwarb ihm den Wladimirorden und den Russischen Adel. In den letzten Monaten seines Lebens, wo die ihm schwer eingehenden Veränderungen in seiner nächsten Umgebung ihn ganz in sich zurückdrängten, und an seinem sonst felsenfesten Körper nagten, war Nestor und Russische Geschichte der einzige Trost des 75 jährigen Greises. Auch erreichte er wirklich das Ziel, das er sich gleich Anfangs vorgesteckt hatte, durch die Vollendung des 5. Theils, der in der Handschrift fertig ist. Er hatte sich in der Universalgeschichte einen eignen neuen Weg gebahnt, über welchen er in frühern Zeiten auf einmahl mit Herdern in Streit gerieth. Witz im Auffinden des Parallelismus der entferntesten Zeit und Ortverhältnisse war hier seine Hauptstärke, wobey ihm der bewundernswürdige Umkreis von Sprachen, die er grammatisch gründlich erlernt hatte, alle Quellen zugänglich machte, und besonders auf den Stammbaum der mogolischen, slavi-

chen und finnischen Völkerschaften über deren Kolonien und Wanderungen er den lichtvollsten Ueberblick hatte, hinführte. Sein Talent der auffallenden Kombination machte ihn auch als Schriftsteller für die Jugend sehr geschickt, deren Phantasie er meisterhaft aufzuregen und zu leiten verstand. Es ist daher sehr zu wünschen, daß, so wie von seinen historischen kleinen Schriften, so auch von seinem trefflichen Geschenke für die Kinderwelt eine vollständige Ausgabe veranstaltet werde. Schade, daß er den ganzen Cyclus einer Staatsgelahrtheit, wovon eigentlich nur zwey Abschnitte erschienen sind, nicht vollendete. Seine Metapolitik ist voll herrlicher Winke. Aber schon die Zeit ertrug die Fortsetzung nicht. Seine kaustischen Anmerkungen, seine mit derber Solidität ausgesprochenen Urtheile machten ihn furchtbar, und den Windbeuteln, die er gern entlarvte, zu einem Schreckbild, aber der akademischen Jugend war er ein Gott. Sein Hörsaal faßte oft die Zuhörer nicht. Auch waren darunter nicht selten Zuhörerinnen. Seine zahlreichen Feinde nannten ihn oft einen Goldgreifen und Despoten in seinem Hauswesen. Warum sollte er aber bloß seine Buchhändler bereichern? Er hatte mit der Vandenhoekschen Handlung den Kontrakt, daß für jedes von ihr verkaufte Heft seines Briefwechsels und seiner Anzeigen er die Hälfte des Nettopreises erhielt. Dieß machte bey einigen 1000 Exemplaren grosse Summen. Die Sparsamkeit war bey ihm, so wie alles, auf ein System gebracht. Alles beschriebene Papier war ihm werth! es muß ein grosser Schatz der wichtigsten Anekdoten und Briefschaften in seiner Verlassenschaft seyn. In seinem Hauswesen hielt er allerdings die strengste Ordnung, und liebte rauschende Feste und Zerstreuungen schon darum nicht, weil sein einziger Geiz, der mit der Zeit, sich damit nicht vertrug. Aber er war der zärtlichste, fröhlichste Gatte und Vater. Seit seinem 33sten Jahre lebte er mit der trefflichen Gattinn, die er nur ein Jahr be-

weinte. Sie, eine vollendete Kunststickerinn, war ihm das Orakel des Geschmacks und der feinen Lebensverhältnisse. Seine Tochter, Dorothea, gehört noch jetzt zu den Zierden ihres Geschlechts. Sie verband früh schon, was sonst unvereinbar scheint, tiefe Gelehrsamkeit mit der zartesten weiblichen Grazie, und bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, die Russische Münzgeschichte in den trockensten Reduktionen und Münzberechnungen, nahm, eine neue Olympia Morata, im Jahre 1787 von der philosophischen Fakultät, nach vorgängiger Prüfung, die Doktorwürde, und that alles, was die hier erlaubte Eitelkeit des geliebten Vaters befriedigen konnte. — Wie gewissenhaft Schlözer bey Bearbeitung seiner Schriften gewesen, beweist unter andern der Umstand, daß er die ersten 6 Bogen seiner Selbstbiographie erst sechs erwählten Censoren unterwarf, und ihre strengen Kritiken fordernd und benutzend, diese unterdrücken ließ, die folgenden aber nach den Regeln, die er sich aus den Kritiken gebildet hatte, ausarbeitete. Ueber eine Unart und einen physischen Mangel pflegte er selbst sich Preis zu geben und so der Nemesis zu opfern. Er hatte sich auf seiner ersten Seereise das Tabakrauchen angewöhnt, das er stark fortrieb, und nun oft, wenn damahls Faust sein Lied wegen der Pockennoth sang, ausrief: man sollte lieber Tabaksnoth schreyen. So pflegte er auch von seiner Myopie, die allerdings weit ging, ihm aber frische Augen zum Lesen und Schreiben bis ins hohe Alter bewahrte, die lächerlichsten Beyspiele zu erzählen. Er war ein Deutscher Mann, mit deutscher Kraft und Gründlichkeit, die man oft Mikrologie schimpfte, indem man doch dabey vergaß, welche Masse er zugleich umspannte, und welche Nenner aus diesen kleinen Zählern hervorsprungen. Möge, was er nur begann, seine Biographie, der würdigste hinausführen. In dem Saale der Göttinger Bibliothek steht die Büste seiner Tochter von Trippel in Rom, als sie mit dem

Vater dort war, gefertigt. Wo steht Schlözers eigene Büste?

* * *

Am 1. May starb zu Colmar der durch seine Talente eben so sehr, als durch seine moralischen Eigenschaften ausgezeichnete Dichter Konrad Gottlieb Pfeffel, hessendarmstädtischer Hofrath und ehemaliger Director der Kriegsschule zu Colmar, im 73sten Jahre seines Alters, von welchen er beynahe 50 Jahre in der Blindheit zugebracht hatte.

* * *

Am 2. May starb zu Helmstädt der berühmte Theolog Heinrich Phil. Kon. Henke, Dr. und erster Professor der Theologie und Abt zu Königslutter, Generalsuperintendent der Diöcese von Schöningen, im 57. Jahre seines thätigen Lebens. Die A. L. Z. verliert an ihm einen ihrer ältesten und würdigsten Mitarbeiter.

* * *

Am 27. July 1809 starb zu Genf der als Naturforscher und Literator rühmlich bekannte J. Senebier, Bibliothekar der dasigen Stadtbibliothek, im 67. Jahre seines Alters.

* * *

Im März starb zu Rom der aus Hannover gebürtige junge Gelehrte Hagemann, Lehrer der Kinder des jetzigen Königs von Neapel, dessen Bekanntschaft mit der Sanscritsprache bereits mehrere Nachrichten rühmlich erwähnt haben.

Un-

Unterrichts-Anstalten.

Plan des landwirthschaftlichen Unterrichts für das Institut zu Hofwyl.

Nicht für den gemeinen Landmann, den Bauer ist es eingerichtet, für diesen wird durch den practischen Geschäftsgang von Hofwyl gesorgt, — sondern für gebildete Männer, die ihr Leben dem Landbau widmen, ihn heben, ihn dem mechanischen, bewußtlosen Thun entreissen wollen; denen es am Herzen liegt, in ihrem engen oder weiten Wirkungskreis wohlthätig für ihre Mitbürger zu wirken; durch aufgestellte Grundsätze und die Resultate ihrer Erfahrungen im Gebiethe des Landbaues die Arbeiten des Landmannes befördern, und so ihm die Last seiner Tage erleichtern wollen.

Wer den Landbau nicht bloß in dem Zustande, in welchem er sich nun einmahl befindet, mechanisch fortführen, sondern am schönen Werke seiner Vervollkommnung arbeiten will, den werden die Hülfsmittel, welche die Naturwissenschaften darbiethen, in seinem Unternehmen trefflich unterstützen. Nur muß er sie nicht in ihrem ganzen endlosen Umfang treiben wollen, sondern von jedem Zweige der Wissenschaften ausheben, was ihm frommt. Wie dieß möglich sey, und wie die einzelnen, aus ihrer Kette gerissenen Fragmente, nach den Ansichten des Landmanns in eine neue Ordnung gebracht, in neue unauflösliche Verbindungen treten können, glauben wir im vorliegenden Plane zu zeigen. Je mehr Ordnung, je mehr System in eine Sache gebracht ist, desto leichter faßt sie der menschliche Geist auf.

Kein Theil darf einzeln, darf vom Ganzen losgerissen dastehen.

I. Mathematik.

A. Geometrie.

B. Geradlinigte Trigonometrie.
C. Nivellierkunst.

II. Naturgeschichte.

A. Mineralogie.
a) Erdarten, welche gewöhnlich die Mischung der ackerbaren Krume ausmachen.
b) Fossilien, welche, den Erden beygemischt, den Vegetabilien nachtheilig sind.
α. Salze.
β. Metalle.
c) Fossilien, die als Düngungsmittel dienen.
α. Unverändert, in ihrem rohen Zustande.
β. Durch Kunst verändert.
a. Mechanisch.
b. Chymisch.
d) Fossilien, die als Baumaterialien gebraucht werden.
B. Botanik.
a) Nährende Gewächse.
α. Pflanzen, deren Früchte zur menschlichen und thierischen Nahrung dienen.
1. Getreidearten.
2. Hülsenfrüchte.
3. Bäume und Sträucher, die genießbare Früchte tragen.
β. Pflanzen, deren Stengel, Blätter und Blüthe für Menschen und Thiere genießbar sind.
1. Gemüsearten.
2. Gräser (Halmtragende Futterkräuter.)
3. Stengliche Futterkräuter.
γ. Pflanzen, die wegen ihrer genießbaren Wurzeln angebaut werden.
b) Pflanzen, die einen technischen Geruch haben.
1. Pflanzen, deren Farbestoff benutzt wird.
2. Pflanzen, deren Oehl benutzt wird.
3. Gerbekräuter.

4. Pflanzen, deren Faserstoff benutzt wird.

c) Pflanzen, welche Brennmaterialien liefern. Forstpflanzen.

1. Nadelhölzer.
2. Laubhölzer.
3. Sträucher.

d) Unkräuter.

α. Unkräuter auf dem Ackerfelde.
β. Unkräuter auf Wiesen.
γ. Forstunkräuter.

C. Zoologie.

a) Thiere, welche dem Landmann nützlich sind, indem sie ihm zum Feldbau dienen.

b) Thiere, welche wegen der Producte, die sie uns theils im Leben, theils nach ihrem Tode liefern, gehalten werden.

c) Thiere, welche uns durch Vertilgung schädlicher Thiere nützlich werden.

1. Zahme.
2. Wilde.

d) Schädliche Thiere.

III. Physik.

A. Mechanik.

a) Lehre von den Gesetzen der Ruhe der Körper (Statik.)

b) Die Lehre von der Bewegung der Körper (Dynamik.)

B. Witterungslehre.

a) Atmosphäre.

α. Ruhig.

1. Kalt — warm.
2. Trocken — feucht.

β. Bewegt durch äussere Veranlassung.

1. Sanft.
2. Heftig.

b) Thau.

c) Reif.
d) Nebel.
e) Wolken.
f) Regen.
g) Schnee.
h) Hagel.
i) Donnerwetter.

C. Lehre von den imponderabeln Stoffen.

IV. Chymie.

A. Theoretische.
a) Bestandtheile der Mineralien.
b) Bestandtheile der Vegetabilien.
c) Bestandtheile des thierischen Körpers.

B. Practische Chymie.

V. Agricultur.

A. Ackerbau.
a) Mechanische Vorbereitung des Feldes.
α. Im Allgemeinen.
β. Im Besondern.
b) Chymische Vorbereitung des Feldes.
α. Im Allgemeinen.
β. Im Besondern.

B. Pflanzenbau.
a) Saat.
b) Wartung der Säat.
c) Erndtegeschäfte.
d) Absonderung und Reinigung der Früchte.
e) Krankheiten der Pflanzen.
f) Ausrottung der Unkräuter.

C. Viehzucht.
a) Eigentliche Viehzucht.
b) Benutzung der Thiere.

VI. Technologie.

1. Kalkbrennen.

2. Ziegelbrennen.
3. Bierbrauerey.
4. Branntweinbrennerey.
5. Essigfabrikation.
6. Schmiedehandwerk.
7. Wagnerhandwerk.

VII. Forstwirthschaft.

a) Vorbereitungen zur Saat.
b) Saat.
c) Wartung der jungen Pflanze.
d) Benutzung der Forsten.
e) Taxation.
f) Holzverschleiß.
g) Waldgewerbe.
h) Ausrottung der Forstunkräuter und schädlicher Thiere.

Erfindungen und Entdeckungen.

Herr A. C. Desquinemare, Ingenieur und Mechaniker zu Paris, durch mehrere nützliche Entdeckungen bekannt, hat das Mittel gefunden, die Leinwand gegen Wasser und Luft undurchdringlich zu machen. Der Anstrich, den er auf die Leinwand bringt, ist von solcher Beschaffenheit, daß diese dadurch auf eine lange Zeit unveränderlich bleibt. Der Gebrauch der so zubereiteten Leinwand ist höchst mannigfaltig; mit geringen Kosten kann sie zu Feuereimern, zu Schläuchen von Feuerspritzen, zur leichten Bedeckung von Wagen, Erndtefrüchten u. s. w. zu Kleidungsstücken, Reise- und Schwimmkleidern, und mancherley Aufbewahrungsmitteln von Eßwaaren, Leinenzeug u. s. w. (indem sie gegen Ratten, Mäuse, Milben und andere zerstörende Insecten schützt) gebraucht werden. Die Zuverlässigkeit dieser Entdeckung ist durch die Versuche mehrerer

gelehrten Gesellschaften unter den Augen öffentlicher Beamten erprobt worden. Man wendet sich an den Erfinder selbst, rue Notre-Dame-des-champs, Nro. 21. Faubourg Saint-Germain à Paris.

*

Die galvanische Gesellschaft in Paris hat verschiedene Versuche mit dem Gehirn gemacht, welche dazu dienen, die Functionen desselben zu erklären. Indem man die zwey Conductors einer galvanischen Säule auf das Gehirn eines Thieres einige Minuten nach seinem Tode richtete, so bewirkte man dadurch an der Seite, wo dieses geschah, partielle Zusammenziehungen der Muskeln, welches zu beweisen scheint, daß die verschiedene Theile dieses Organs verschiedene Functionen in Hinsicht auf die Muskelorgane haben. Die nähmlichen Versuche scheinen auch zu beweisen, daß die Functionen des Hirnbeins von denen des Gehirns unterschieden sind, weil seine Reitzung keine Zusammenziehungen bey dem lebenden Thiere hervorbringt, da bey dem Gehirn hingegen diese sogleich erfolgen.

Antikritik *).

Es wird den Herrn Münzsammlern nicht unangenehm seyn, in gegenwärtigen Blättern eine Entziffgerung von einem Münzfreund zu finden, über eine seltene im Appls Münzwerk I. Theil II. Abth. p. 18 angeführten und in Abtruck befindenden rußischen Münze zu finden. Selbe ist vom Czaar Demetrius Iiwanowicz so zwischen 1603 und 1613 gelebet hat geschlagen.

Avers heißt Bozyieiu mylostyiu czar i welyky kniaz Dymytryi Jwanowicz uszia rusywladymarsky mos-kowsky — d. h. Von Gottes Gnaden (Czar) Kayser und Grosfürst Demetrius Jwanowitz russischer Beherrscher von Wladymir, Moskau. Der doppelte Adler in dessen Mittelschild ein Maulthier Revers Nowogorodzky pskowsky Twerdsky poloczky Czar Kazansky gospodar ustrachansky — d. h. Novogrod, Pzov, Twerd, und Pohlen, Czar von Kasan und Grosherr von Astrakan. Der doppelte Adler mit dem Ritter St. Georg im Brustschild.

Bey Gelegenheit aber auch ein baar Worte über die unter dem Jänner 1809 in diesen Blättern erschienene Kritik, über Hrn. Appels zweiten Theil.

Nro. 1. Medaille vom Pabst Paulus III., welche Hr. A. genau nach dem Original beschrieb: macht Hr. Rez. eine so unnütze grosse gegen Beschreibung, daß einem

*) Da der Hr. Verfasser darauf dringt, diese possierliche Antikritik in den Annalen abgedruckt zu sehen, so geben wir sie zur Erbauung unserer Leser in ihrer eigenthümlichen Orthographie.

Leid ist zu lesen; fragt sichs denn wie vielerlei Stempel auf diesen Gegenstand vorhanden sind? im anbetracht der grigischen Schrift liegt der Fehler, weil Hr. Gerold in seiner Druckerei keine grigisch, rußische Schrift hat. Rez. führt Seite 28 den Autor Buckius vermuthlich für Luckius an, welches das Gegenstück ist, für die Beschuldigung Hrn. A. Gulden Cabinets Autor Weiß, für Weise.

Dann aber meines Erachtens gehört zur Rezension nicht, daß man andere vor sich habende Stücke für würklich im Original befindende Stücke verwechselt, wie der Fall ist bey N. 6. vom Pabst Gregor XIV. Rez. behauptet, daß bey seinem Exemplare hinter dem Pabst sowohl, als hinter dem Nepoten drey Personen stünden, gleichwie bey Hrn. A. seinen zu besichtigen Original stehen überall nur zwey: zu was eine solche Unnütze Rezension? es können villeicht verschiedene Stempel vorhanden seyn; hätte Hr. A. alle Veränderungen über manche Gegenstände angeführt und Rez. hätte seinen veränderten Stempel nicht gefunden, so wäre es eine vernünftige und zur Sachkenntniß gemachte Anmerkung gewesen, so aber könnte es dem Leser auf den Gedanken führen, als hätte Hr. A. statt seinen wirklichen Originalien, Idealisirte, oder wie Rez. aus unzuverläßigen Büchern etwas zusammengeschmiert. Bei

N. 25. führt Rez. Mon. en. arg. p. 56. Madai 826 Köhler III. Th. p. 89. Arend S. 232 an, welche alle Thaler Stück von Bischöffen zu Metz anführen, hätte Rez. nur Hrn. A. ersten Theil nachgesehen; im zweiten Theil ist das Stück ein halber Thaler ohne Jahrzahl und derowegen auch genau beschrieben weil es vom Thaler verschieden ist!

N. 33. Scheint Hr. A. habe solche aus eben der Ursach (die vom Domprobst zu Salzburg geprägte Münze, unter die Erzbischöflichen aufgenommen wie Hr. Madai N. 782 den Neustädter, Domprobsten zu Bamberg, unter die Bischöflich Bambergischen.

Was die Türkischen betrifft, hat es Hr. A. selbst genau in Kupfer gestochen um solche klar und deutlich zu sehen: übrigens braucht man nicht zu wissen, ob Rez. je etwas Türkisches gehört haben mag.

Was Rez. bey der Krönungs-Münz N. 63. von der Königinn in Böhmen Eleonora mit 5. Aug.ᵘᵀ will, ist nur Ihm bewust Hr. A. beschreibt deutlich IMPERATRIX AUG.ᵘᵀ etc. und so ist es auch bey Herrgott Num. T. II. P. II. p. XIX. Tab. XXXIII. gestochen, daß es Augustissimi heist bezweifelt Niemand

N. 88. Hr. Rez. fehlt die Jahreszahl 1643 auf, und hält solche als Druckfehler, hätte er sich nur die Mühe geben ein paar Zeilen dieser zu sehen, so hätte er die gemachte Anmerkung von Hrn. A. gelesen, daß der 4 verkehrt sey: übrigen ist es eine Gelegenheits Vertheilungs Münze an die Churfürsten geweesen am Reichs-Tag. —

N. 99. Richtig ist im Drucke das Wort LIM. ausgeblieben, hätte aber Rez. die drey letzten Buchstaben M. S. I. entziefert so wäre für Ihm ein Dank übrig geblieben.

N. 127. Bey der Kevenhüllerischen Münze von 1560 ist das Wort D ü n n e Münze ausgeblieben, da doch noch das Gewicht zu 1 Loth dabey stehet; Rez. hat seine Gelehrsamkeit mit Obstipui etc. übel angebracht. Hätte Rez. bey der Orcianischen oder Obicischen Münze N. 142 den Avers entziffert, so hätte er doch den Münzfreunden ein Vergnügen gemacht, der Revers ist deutlich und die Mühe unnütz gewesen.

N. 146. Auf dem Stücke stehet deutlich Hauseraven Rez. muß nur das Original ansehen. —

Bey Rez. muß mit die Genealogischen und statistischen Hilfsquellen (ausser Weigels nürnbergischen Genealogischen Wapenkalender, Englischen Wahrsager oder höchstens ein Fahrentrap) eben so wie bey Hrn. A. aussehen, sonst wäre Ihm ein schönes Feld offen gestanden, seine Gelehrsamkeit zu zeigen die N. 147 angeführte

Münze von Marquis Prie welche für eine Französische Familie angegeben wird ist falsch. Im Imhof finde ich, daß eine spanische Familie Pryago, ein Laurentius zu der Zeit Grand von Spanien war, und A. 1487 gestorben ist; mir scheint diese Münze seye diesem zuzuschreiben, indem der Avers einen deutlichen Fingerzeig dazu gibt.

Uebrigens ist noch zu erinnern, daß da. Hr. Madai die zeitlichen Burggrafen von Friedberg etc. unter die Gräflichen aufgenomen hat, warum soll Hr. A. die Dogen oder Herzoge von Vendig nicht unter die weltlichen Herrn aufnemen?

Bey N. 204. Von der Stadt Mainz ist uns Hr. A. eine Seite zu beschreiben schuldig geblieben, vermuthlich ist es das Brustbild Frideric Wilhelm König von Preussen vom Rez. ist gar nicht zu begehern ein solch numismatischen Fehler einzusehen, weil er höchst nur Druckfehler zu rügen weiß —

Ich Danke Hr. A. für seine mühsamen Mittheilungen und wünsche, daß Er sich dadurch nicht abschrecken laßt, seine weiteren versprochenen Arbeiten uns mitzutheilen, besonders aber das Kabinet von kleinern Münzen und Medaillen, wo so Mangel vorhanden ist, besonders aber im Oesterreich noch wenige aufgetretten sind, die sich gewagt hätten in diesem so weiten Fache etwas geleistet zu haben, und sollten auch hier und dort Rezensenten auftreten, so werden solche gewiß sich Bemüchen Aufschließe und Belehrungen (Wenn derselben benöthigt seyn sollten) zu geben, die der Gesichte oder der Münze selbst anbaßen werden, als sich mit abgeschmacken Wortspielungen, kleinen Druckfehlern, oder persöhnlichen Gehäßigkeiten abzugeben.

Vom Harascewicz Official
des Gr. Lit. Ritus in Lemberg.

I. Verzeichniß

der im Jannerhefte 1810 recensirten inländischen Schriften.

II. Verzeichniß

der im Januarhefte 1810 recensirten ausländischen Schriften.

III. Verzeichniß

der inländischen Buchhändler, deren Schriften im Januarhefte 1810 recensirt worden sind.

IV. Verzeichniß

der ausländischen Buchhändler, deren Schriften im Januarhefte 1810 recensirt worden sind.

V. Verzeichniß

der inländischen Intelligenznachrichten im Jenner-hefte 1810.

Beförderungen.

Nekrolog.

Bildende Künste in Wien.

VI. Verzeichniß

der ausländischen Intelligenznachrichten des Januar-, heftes. 1810.

Beförderungen, Belohnungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Unterrichtsanstalten.

Erfindungen und Entdeckungen.

Annalen der Literatur und Kunst.

Februar, 1810.

Inländische Literatur.

Erbauungsschriften.

Der Geist des Christenthums von seiner wohlwollenden Seite dargestellet. Von Jakob Frint, k. k. Hofkapellan und Professor der Religionswissenschaft an der Wiener Universität. Wien und Triest bey Joseph Geistinger. 1808 in gr. 8. S. 256.

In diesen eilf Predigten spiegelt sich ein sanfter, und Achtung einflößender Geist der Religion. Reines Christenthum ist ihr Inhalt, ungeschminkte Tugend der hohe Zweck, der erreicht werden soll, und die Erfüllung der Standes- und Berufspflichten das Mittel, welches zum erhabenen Ziele der

Gottähnlichkeit führt. Schön sind die Bilder gezeichnet, die den Menschen am Wege der Tugend verharrend, oder auf Abwegen ausgleitend, vorstellen. Der Herr Verfasser versteht die Kunst, in seiner Rede dahin einzulenken, wohin er den Zuhörer oder Leser geführt haben will, vom Allgemeinen zum Besondern, vom weit Entfernten (wenn gleich bisweilen auf eine Art des weniger angenehmen Umweges) zu dem Nahen und Bekannten. Wenn Hr. Frint nach der längern Einleitung, (die in der Vorerinnerung S. IV folgender Massen entschuldiget wird: Ich bin gewohnt, für den mir angewiesenen Zeitraum einen Plan zu entwerfen, wo ich sodann seine einzelnen Theile an die gewöhnlichen evangelischen Abschnitte nach Thunlichkeit anschliesse. Darin liegt der Grund, warum einige Einleitungen etwas länger ausgefallen sind, als es wohl hätte geschehen sollen.) zum vorgesetzten Thema kommt: so rückt der, Anfangs an Professor-Ton erinnernde Vortrag in die liebliche Sphäre der schönen Künste hinüber, und wird da im Geleite der zwey Schutzgöttinnen des Redners — ihre heiligen Nahmen sind: Geschichte und Philosophie — lehrreiche Darstellung des Religiös-wahren, angemessen seinem Auditorium in der Hofkapelle, und gefälliger Wohlklang.

Hr. Frint hat den Menschen, besonders den Stadt-Einwohner, vielseitig beobachtet; darum das treffende Vorhalten seines Handelns und Thuns, und seiner daraus erkennbaren Absicht. Hat er irgend eine Handlungsweise der Menschen, die der Sinnlichkeit zum Freudengenuß dient, nach Maßgabe ihrer Bedeutenheit eindringend-ernstlich, doch stets mit Anstand und Würde, vorgestellt: dann weiß er auf eine ihm eigne Manier das Anschauen der Zuhörer so unmerkbar, wie beharrlich, und ohne einen transgressen Seitenblick zu machen, auf die Vor- und Nachtheile zu lenken, die man sich dadurch verschaffet, oder zugezogen hat. Vom 3. bis 13. Sonnt. nach Pfingsten inclus. spricht der Verf. von folgenden Gegenständen.

1) „Ueber den Geist Jesu(s) und seiner Religion. 2) Geist der christlichen Taufhandlung. 3) Geist der Firmung. 4) Ueber die christliche Ehe und ihre Wichtigkeit; Vorbereitung dazu. 5) Zweck derselben. 6) Häusliche Andacht. 7) Von der öffentl. Gottesverehrung. 8) Geist der christl. Bußanstalt. 9) Ueber das Sündenbekenntniß. 10) Ueber das Opfer des neuen Bundes. 11) Ueber den Tod." Aus 6 möge eine Stelle der obigen Erwähnung zum Belege dienen. S. 135 „Eine unglückliche Klugheit des Fleisches hat den sanften Geist Jesu(s) und die häusliche Andacht so sehr aus den Familien verbannt, daß man in den meisten

auch nicht mehr eine Spur davon antreffen kann; da hält man ein christliches Morgen- und Abend-geheth für unnöthig, dort für abgeschmackt; hier hat man vor lauter Geschäften keine Zeit, und dort keine Lust dazu; da hält man es für Aberglauben, und dort für eine unfruchtbare Zeitverschwendung; hier hält man es für altväterisch, und dort gar für eine Schande. — Nun wohl; so viele Familien glauben durch die Abschaffung dieser häuslichen Andacht eine unangenehme Last vom Halse geschaft zu haben, und welchen Vortheil haben sie dadurch errungen? Haben seit dieser Abschaffungsperiode die Ehefrauen sanftere, liebenswürdigere, getreuere, fleissigere Männer erhalten, welche sich nirgends glücklicher fühlen, als in dem Kreise ihrer eignen Familie? Haben die Ehemänner bessere, aufrichtigere, wohlthätigere und sparsamere Frauen gefunden, die ihnen als die redlichsten Freundinnen ergeben sind; welche mit Bereitwilligkeit ihren Luxus und Aufwand dem Besten der Familie opfern? Haben seit dieser Zeit die armen Geschöpfe, die Kinder, sorgfältigere Väter, zärtlichere Mütter erhalten, welche ganz für ihre Verpflegung leben? rc."

S. 130 gefällt dem Rec. die Angabe der Absicht von den bisher behandelten Heilsmitteln in unsrer Kirche. „Das war seine schöne Absicht, da er eigene Anstalten traf, alle unsere Schicksale und Handlungen mit dem lebendigen Andenken an

seinen Vater in Verbindung zu setzen; Menschenwohl wollte er befördern, wenn er die Geburt des Menschen durch die Taufe, seinen Eintritt in das jugendliche Alter durch die Firmung, das männliche aber durch das Sakrament der Ehe, und das häusliche Leben durch die Privat-Andacht mit dem feyerlichen Andenken an Gott in Verbindung zu setzen suchte, damit wir durch den beständigen Hinblick auf unsern allwissenden Richter, auf die künftige Belohnung und Strafe den drohenden Gefahren der Sünde entrissen, und in allen Perioden des Lebens bey der Tugend- und Pflichterfüllung erhalten werden."

Bey 10, wo über die mannigfaltigen Leiden im menschlichen Leben viel Gutes und Wahres gesagt wird, hätte Rec. auch der heiligen Oehlung erwähnt, die nebst dem heil. Abendmahle dem Kranken Trost und Stärkung verleiht.

Weil in diesem kleinen Werke die Sprache rein vorkommt, und die Moral lauter, die Religion erhaben sich zeiget: so muß Recensent bemerken, daß ihm S. 105 das gesteigerte adverbium rein thierisch mißfiel; („O ja, bey solchen rein thierischen Absichten,") es stört in des Rec. Vorstellung den moralischen Begriff von Absicht, und den von Thier.

Arzneykunde.

Prager medizinische Ephemeriden für das Jahr 1805 von Anton Hain, der Heilkunde Doctor ꝛc. Prag, gedruckt bey Gottlieb Haase 1809. in 8.

Mit so vieler Begierde auch Recensent jedes practisch-medizinische Buch in unserem Theorie reichen Deutschland ergreift; so muß er bekennen, daß ihn eine Stelle in des Herrn Verfassers Vorrede nicht wenig abschreckte. Hr. Hain gesteht in derselben pag. IV, daß die darin vorkommenden Materien schon vor ihm besser bearbeitet wurden, und wenn dem so ist, warum die Lesewelt mit einem gleichsam unnützen Werke belästigen?

Allein der Hr. Verf. geht in seiner Bescheidenheit zu weit. Er erwähnt S. 6 einen Gegenstand, der nie genug erörtert worden ist, nähmlich den Vorwurf, daß die verschiedenen Hautausschläge, welche während (oder auch nach) der Schutzpockenimpfung erscheinen, dieser heilsamen sehr zu preisenden Operation zugeschrieben werden. Rec. hätte gewünscht, daß Hr. Hain die Gründe, die er hier zur Widerlegung dieser richtigen Einwendung zusammen getragen hat, besser ausgeführt hätte, da jedermann die Wichtigkeit derselben einsehen muß. Rec. als practischer Arzt, hatte schon oft Gelegen-

heit mündlich wider dieß höchst nachtheilige Vorurtheil zu kämpfen.

S. 8 spricht der Hr. Verf. von der so häufig vorkommenden, allerdings die höchste Rücksicht verdienenden Krankheitsform, vom Husten nähmlich, der einzig und allein aus der getrübten Function der Digestionsorgane entspringt. Aber statt diesen Gegenstand mit Gründen zu erörtern, begnügt er sich auszurufen: „man müßte blind seyn, wenn man fehlerhafte Digestionen und die daraus entspringenden Folgen nicht als Schädlichkeiten, welche den Husten veranlassen könnten, ansehen wollte.“ Diese sogenannten rednerischen Floskeln mögen sehr schön in einer Predigt klingen, nicht aber in einem wissenschaftlichen Werke, wo man alles erwiesen haben will.

Von S. 9 bis 15 werden zwar recht alltägliche schon unzählige Mahl wiederholte Dinge gesagt, aber bey der Erwähnung der Bauchflüsse der Lungen- und Wassersüchtigen, hat der Hr. Verf. vergessen, das Studium dieser Krankheiten zu beschreiben, da sie bekanntlich nur in letzter Folge der Erschlaffung und Atonie des Darmkanals sind, im Anfange hingegen, aus ganz andern Ursachen entstehen können, ja man sieht zuweilen in der Wassersucht, wo die Kräfte des Patienten nicht ganz danieder liegen, Diarrhoeen, die nicht zu müßig und zu häufig sind, zum größten Heile der Kranken entstehen.

Daß Hr. Hain S. 14 in gastrischen Fiebern (Rec. wird von dieser Benennung später sprechen) schlechterdings alle Ausleerungsmittel insgesammt, ohne auf die Epoche dieses Uebelbefindens gehörige Rücksicht zu nehmen, verwirft, streitet wider alle Erfahrung, da bekanntlich im Anbeginne des complicirten nervösen Fiebers mit wirklich gastrischem Stoffe, die Brechmittel, so treffliche Hülfe leisten.

Die Bemerkung S. 16, daß das erysypellas pustulosum mit schnellem nicht hartem Pulse, Delirien u. s. w. durch den streng reizentziehenden Heilplan kuriert würde, verdient um so mehr hierorts erwähnt zu werden, da bekanntlich diese Entzündungsgattung meistens den schnurstraks entgegengesetzten Heilplan erheischt. — —

S. 37 eifert Hr. Hain wider die Benennung Schleimfieber. Unbegreiflich sey es ihm, sagt er, wie man ein Uebelbefinden nach einem blossem Symptome und nicht nach dem wesentlichen Zustand des Organismus benennen könnte. Hat der Hr. Autor vergessen, daß er der Complication des Nervenfiebers mit gastrischer Saburra S. 14 den Nahmen gastrisches Fieber gab?

Die von Hrn. Hain uns mitgetheilte Beobachtung S. 39, daß der Ausgang eines von ihm, ganz gut beschriebenen febris lentae nervosae denjenigen tödtlicher war, bey welchen diese Krankheit nicht mit Kälte oder Schauer angefangen hatte, ist eben so neu als unbegreiflich. — —

Die Gründe, die Hr. Hain S. 42 und 43 gesammelt, welche wider die Purgiermethode in asthenischen Fiebern sprechen, sind zwar ganz gut geordnet, aber daß er dabey wagt von Hippokrates in einem verwerflichen Tone zu sprechen, ist auffallend. Er tadelt den Ausspruch dieses göttlichen Mannes, si quid est movendum, move. Rec. fragt jeden Sachkundigen, ob dieser nicht bey heterogenen Stoffen in dem Magen, bey eben genommenen Giften, bey Würmern im Darmkanale, bey Steinen in der Blase u. s. w. seine vollkommene nie zu bezweiflende Richtigkeit habe?

S. 46 erzählt uns der Hr. Verf., daß die Lehrruhr mit einem entzündlichen (welche Gattung von Entzündung?) Zustande der Leber und des Darmkanals verknüpft war und schleimichte Mittel erforderte. Rec. kann nicht umhin, demselben Glück zu wünschen, daß ihm in dieser gräßlichen, so schwer zu heilenden Krankheit, solche geringfügige Mittel genügten. — —

Vortrefflich ist des Hrn. Autors Beobachtung S. 47, daß bey dem Typhus, die sich dazugesellende so fatale Gedärmentzündung, oft die Folge der zu reizenden Heilmethode sey. Rec. hat dieß nur zu oft bestätigt gefunden.

Von S. 64 bis 69 bemüht sich Hr. Hain, die ziemlich oft wiederholten aber nie befriedigenden Gründe anzugeben, warum die verschiedenen Hautausschläge, die wir im Typhus erscheinen se-

ßen, nie als Resultate der veränderten Säfte, sondern einzig und allein jener der erkrankten festen Theile zu betrachten seyn. Rec. muß bekennen, daß, wenn irgend eine Lehre geeignet sey, diesen wichtigen Gegenstand in einem ewigen Dunkel zu lassen, dieß gewiß der Fall mit der Brownischen Theorie ist. So lange eine scharfe Linie zwischen den sogenannten festen und flüssigen Theilen des Organismus gezogen bleibt, so lange machen wir uns vergebliche Hoffnung die mannigfaltigen Erscheinungen des gesunden und kranken menschlichen Körpers erklärt zu sehen.

Das Geständniß des Hrn. Verfs. S. 69, daß er im nervösen Typhus selten sich des Kampfers bediene, ist befremdend. Fast alle Aerzte betrachten ihn als eines der vorzüglichsten Medikamente in dieser Krankheit; wozu Rec. ebenfalls gehört. Uebrigens bemerkt er zu seinem Vergnügen, daß auch Hr. Hain das Waschen mit lauem Wasser und Wein in diesem Uebelbefinden so wirksam fand. Wenn die Haut sehr trocken, brennend und die Unruhe bedeutend ist, dann gibt es kein schneller wirkendes Mittel zur Herstellung der Ruhe, des Schlafs, der Ausdünstung als das eben anempfohlene.

Nachdem unser Autor von S. 80 bis 86 abermahls von den Fiebern überhaupt spricht, kömmt er auch auf die Ruhr und behauptet kühn, daß das Aderlassen und das Purgieren in dersel-

den schädlich sey, ohne den wichtigen bereits von den größten Praktikern gemachten Unterschied zu machen, ob dieses Uebelbefinden von der Synocha oder dem Synochus begleitet sey. So selten auch ersteres geschieht, so ereignet es sich doch zuweilen, so wie auch dann und wann sich Complicationen mit gastrischer Saburra im Anfange einfinden und man darf daher nicht so allgemeine Sätze aufstellen.

Was Hr. Hain S. 117 von dem sogenannten Kindbettenfieber sagt, stehet zwar ganz im Einklange mit der Brownischen Theorie, ist aber keinesweges aus der Erfahrung der Jahrhunderte, und dessen Ausspruch, daß die hier im Allgemeinen angewendete Kurmethode fast j e d e r z e i t reizend und stärkend sey, zeigt, daß ihm entweder wenige Kindbettenfieber vorkommen, oder daß er diese Krankheitsform mit dem Typhus verwechselte.

Die S. 124 beschriebene Maserepidemie, die so häufig nervös war, ist allerdings bemerkenswerth, da diese Afterproduktion der allgemeinen Bedeckung, bey weitem öfters mit der Synocha erscheint, wo alsdenn die Affektion der Respirationsorgane ganz andre Mittel erheischt, als Decocte vom isländischen Moose, Aufgüße von Baldrian und virginischer Schlangenwurzel, oder Elixir vitrioli Mynsp., mit denen Hr. Hain dabey so glücklich gewesen zu seyn, erzählt. — —

S. 127. berichtet uns der Hr. Verf. daß im Monate September Melancholien, häufiger als in jedem andern Monate, bey beyden Geschlechtern vorkamen. Die Weiber waren, nach dessen Ausdrucke, mit sich selbst sehr beschäftigt, die Männer hingegen waren mit sich sowohl als mit Andern unzufrieden. Rec. fragt, ob man wohl mit sich selbst unzufrieden seyn kann, ohne sich nach des Hr. Hain Sprachgebrauch, mit sich selbst zu beschäftigen? Wo ist also der Unterschied zwischen der Melancholie, die den Mann und jener die das Weib befiel?

Die Gründe, welche der Hr. Verf. S. 136 und 137 gesammelt hat, um zu beweisen, daß die Ursache des Durchfalls, nicht bloß nur einem Ueberflusse der Galle (eine Meinung, der kein vernünftiger Arzt seit geraumer Zeit mehr beypflichtet) sondern vielmehr von der Atonie und Erschlaffung der festen Theile, vorzüglich des Darmkanals herzuleiten sey, sind viel zu allgemein und daher keinesweges erschöpfend. Rec. glaubt, daß dieses Uebelbefinden aus sehr vielen Ursachen entstehen kann, welche durch eine genaue Nachforschung der gestörten Funktion in einem oder dem andern der mannigfaltigen Organe, die sich im Unterleibe befinden, jederzeit ausgemittelt werden müssen, wozu freylich der rohe Brownianismus der schlechteste Wegweiser ist.

Was übrigens die in diesem Buche mit vielem Fleiße gesammelten Witterungsbeobachtungen

betrifft, so muß Rec. bekennen, daß so sehr dieselben einen bedeutenden Einfluß auf den Ursprung der herrschenden Krankheiten haben, es ihn doch nicht wenig befremdete, Hrn. Hain darunter den Kopfgrind, die Krätze, die Lähmung nach Ausschweifung und Verschwendung des Saamens, und so manches andre Uebelbefinden, zählen zu sehen, die doch bekanntlich zu jeder Jahrzeit, ohne mindeste Participation der Witterung, nach gegebener Veranlaßung erfolgen.

Diesem Werke ist angehängt, eine kurze Abhandlung über die bisher so beträchtliche Sterblichkeit der Kinder ꝛc. So wichtig auch dieser Gegenstand ist, so fand dennoch Rec. keine einzige wichtige Stelle in diesen Blättern, die nicht bereits bey einem andern Autor anzutreffen sey, und darunter will er nur einiges, worüber der Autor sich nicht gut auszudrücken scheint, hier erwähnen. Hr. Hain ruft pag. 201 aus: „Zahllos und unübersehlich sind die Leiden, die eine zu hoch gespannte, bloß künstlich unterhaltene Theurung, über die Menschheit verbreitet! Indem sie die Gemüther niederschlägt, untergräbt sie natürlich auch die Kräfte u. s. w.“ Aber wozu den Beynamen künstlich unterhaltene setzen? Ist das nicht die Folge jeder Theurung, möge sie aus der Natur der Umstände nothwendig hervorgehen, oder bloß das Spiel der Erkünstlung, das Werk der nimmersatten Gewinnsucht seyn. Uebrigens bekennt Rec.,

daß er an keine erkünstelte Theurung, die lange anhalten soll, glaube. Sie hat ewig und unwandelbar nur zwey wichtige Ursachen, entweder Seltenheit der nöthigen Bedürfniße, oder Ueberfluß des Geldes. — —

Ebendaselbst wähnt der Hr. Verf. zur Ursache der Schwächlichkeit der Kinder, die Verheyrathung der Aeltern von ungleichen Constitutionen, Temperamenten und Gemüthsarten. Rec. ist der Meinung, daß diese Verschiedenheit in beyden Geschlechtern eben recht geeignet sey, eine bessere Mischung in der Leibesfrucht hervorzubringen. Darum ist stete Verehlichung in einer und derselben Familie so schädlich; darum ist die sogenannte Blutschande fast bey jeder Nation ein religiöses Gesetz; ohne den gehörigen Gegensatz entartet das Produkt. Die Racen der Thiere aus derselben Zucht degeneriren bald.

S. 203. sagt Hr. Hain, daß man in der Bildung der herrlichen Anlagen der menschlichen Natur von einem Extrem zum andern überging und bald den Verstand mit gänzlicher Zurücksetzung der Einbildungskraft zu vervollkommnen suchte u. s. w. Rec. begreift die Möglichkeit nicht, wie man den Verstand vervollkommen kann, ohne dabey die Einbildungskraft zu berücksichtigen. Es gibt in der ganzen grossen Reihe der Wissenschaften, von der Mathesis angefangen keine einzige, wo die Imagination nicht

ihren Antheil nimmt, folglich auch mit dem Verstande immer mehr ausgebildet wird, und so ist diese Stelle wenigstens sehr dunkel.

S. 208 endlich meldet uns der Hr. Autor, daß die heiligen Väter Augustinus und Hieronymus die Vermischung der Eheleute, die nicht aus Absicht zur Zeugung, sondern mehr aus Liebe und Lüsternheit geschieht, für unerlaubt und eine läßliche Sünde halten. Da nun Hr. Hain dieses sehr wahrscheinlich hier anführt, so soll es ihm als eine der Ursachen der Schwächlichkeiten der Kinder gelten. Allein hierin geht er wieder, wie in manchem andern zu weit. Die Kinder der Liebe gedeihen oft (freylich nicht in Findelhäusern) trefflich, werden kräftig an Leib und Seele, trotz dem daß die Aeltern während des Liebesgenußes meistens nicht allein die Absicht, sondern sogar den Wunsch zur Zeugung fern halten. Man kann solche Aussprüche, dictirt vom lobenswürdigen Eifer der heiligen Väter (deren moralische Tendenz Rec. verehrt) mit gebührender Achtung anhören, aber der philosophische Arzt darf nichts aufnehmen, was er nicht in der Natur vollkommen bestätigt findet.

Die Erhaltung der Gesundheit des Soldaten. Behandelt von Thaddäus v. Bayer, Kaiserl. Königl. Gubernial-Sanitäts-Rath; letzt gewesenen Protomedicus ꝛc. ꝛc. in Böhmen. Wien gedruckt mit Gerold'schen Schriften. 1803.

Eine gemeine, weder durch Scharfsinn, noch durch neue Ansichten sich auszeichnende Schrift, die nichts enthält, was man nicht schon aus Franks medicinischer Polizey und aus Beinls Staats-Arzneywissenschaft besser wüßte, die indessen als das letzte Werk des im August 1809 zu Baaden bey Wien verstorbenen Protomedicus v. Bayer Duldung verdient.

Statistik.

1) Statistische Uebersicht der sämmtlichen Europäischen Staaten nach ihrem Zustand in der zweyten Hälfte des Jahres 1806 dargestellt von Joseph Marx Freyherrn von Liechtenstern. Wien 1807.

2) Statistische Uebersicht des Oesterreichischen Erbkaiserstaates. Nach seinem Zustande in der ersten Hälfte des Jahres 1807. Dargestellt von Joseph Marx Freyherrn von Liechtenstern. Mit einer Charte der Monarchie. Wien 1807.

3) Statistische Uebersicht des Oesterreichischen Kaiserstaats. Nach dessen Zustand in dem Anfange des Jahres 1809 dargestellt von Jo-

seph

seph Marx Freyherrn von Liechtenstern. Mit einer Charte dieser Monarchie. Wien, 1809.

4) Vergleichende Uebersicht, des Areals und der Volksmenge, der Cessionen und Acquisitionen des österreichischen Kaiserstaats in den letzten fünf Jahren. Frankfurt am Mayn 1809. Bey J. B. Mohr.

Höck, Randel, Grellmann und Hassel haben statistische Nachrichten über Oesterreich geliefert, die im nördlichen Deutschlande hoch gefeyert und allgemein gepriesen wurden. Daß sich ihre Nachrichten nicht aus officiellen Quellen herschreiben, versteht sich wohl von selbst. Liechtenstern, Demian, Hermann, Schwartner und de Luca sind die Gewährsmänner ihrer Nachrichten. Hermann's und Schwartner's Verdienste sind bekannt genug, als daß sie hier einer rühmlichen Erwähnung bedürften. Auch Demians statistische Kenntnisse hat die Welt bereits nach Verdienst gewürdiget, nur von dem Freyherrn von Liechtenstern, der als General-Statistiker Oesterreichs unstreitig den ersten Platz verdient, soll hier die Rede seyn.

Wenn wir dasjenige, was über die Statistik Oesterreichs im Inlande erschien mit den Arbeiten vergleichen, welche über andere Staaten Deutschlands zu Tage gefördert wurden, so zeigt sich,

daß dieser Staat seine Statistik weit fleißiger bearbeitet habe, als andere Reiche. Oesterreich hat manche seiner wissenschaftlichen Werke anspruchlos der Welt übergeben, zufrieden, wenn sie seinen Bewohnern nützten und so ihren Zweck erreichten.

Auch wenn man es nicht wüßte, wie sehr Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Carl die Publicität befördern und aus Höchsteigenem Antriebe verdienten und geachteten Männern die wichtigsten und vortrefflichsten officiellen Verhandlungen zur Benützung mittheilen, so müßte es auf jeder Seite der Liechtensternschen statistischen Werke über Oesterreich klar werden, daß bey der Weitläuftigkeit seiner Staaten, bey der Verschiedenheit der Nationen, Regierungsformen und Sprachen, ein einzelner Privatmann unmöglich ein Gebäude von so verschiedenartigen und oft schwer zu erhaltenden Bestandtheilen aufführen könne. Und was hat nicht Oesterreichs allgeliebter Erzherzog Johann für die Länder- und Völkerkunde dieses Staates gethan! Rastlos und keine Beschwerde scheuend durchstieg Er die höchsten Alpen Oesterreichs, durchforschte überall mit eigener Ansicht die Natur und die Menschen, ihre Sitten, Gebräuche, ihren Charakter und Handlungsweise, sammelte so die herrlichsten Daten und wird der Welt ein Werk übergeben, welches das schönste Denkmahl eines Prinzen ist, der die Wissenschaften eben so sehr ach-

et und schützt, als er die Unterthanen Seines Erlauchten Herrscher-Hauses mit Liebe umfaßt.

Die vorliegenden Werke sind nach Schlözers Wunsche alle in Tabellenform bearbeitet, da keine andere Darstellungsweise statistischen Nachrichten so zusagt, wie diese.

Hr. Baron von Liechtenstern durchgeht erstlich Europa überhaupt und dann behandelt er die einzelnen Reiche, wie sie in der zweyten Hälfte des Jahres 1806 bestanden haben, nach folgender Ordnung: Oesterreich, Preußen, Deutschland, Schweiz, Frankreich, Italienisch-Lombardischer Staat u. Hetrurien, Kirchenstaat, Neapel, Sicilien, Sardinien, Spanien, Portugal, Holland, Groß-Brittanien, Dänemark, Rußland, Türkey. Er gibt von jedem Lande den Namen und Länderbestand, den Flächeninhalt nach geographischen Quadratmeilen, die physikalische Beschaffenheit, die Zahl der Einwohner, das National- und Religionsverhältniß, die Nahrungszweige, die Staatsform, die Finanzen und die bewaffnete Macht an. Die ganze Uebersicht besteht aus nicht mehr als zwey Bogen. Dennoch vermißt man an ihr nichts, was zu einem schnellen Ueberblicke erforderlich ist. Kurz und gedrängt sind die Nachrichten, die der Hr. Verf. liefert. Aber es war ja auch nur der Zweck, eine summarische Uebersicht von Europa zu liefern. Die beygefügte Charte ist mit vieler Mühe und

Genauigkeit gezeichnet und der Stich derselben mit Sorgfalt und Delicatesse behandelt.

Die zweyte der hier angezeigten Schriften hat mit der dritten eine Form und einen Zweck, zum Theile auch denselben Inhalt. Da aber die dritte Schrift um zwey Jahre später erschienen ist (was bey einem statistischen Werke oft von grosser Bedeutung ist) und da sie auch einer grösseren Ausdehnung geniesst, folglich mehrere Daten enthalten muß, als die zweyte; endlich, da wir von dem unermüdeten Fleiße ihres Hrn. Vrf. vermuthen, daß er an der letztern viel gebessert und gefeilt haben werde, so halten wir uns an dieselbe, und die Hauptbemerkungen, die wir über sie machen, gelten daher auch von der vorhergehenden.

Wenn der Hr. Verf. in der ersten der hier angezeigten Schriften eine generale Uebersicht von Europa lieferte, so giebt er uns in den gegenwärtigen zwey Schriften ein statistisches Vue über die österreichische Monarchie. Da es aus eilf Folio Blättern besteht, so kann man sich denken, daß es etwas detaillirter, als die Uebersicht von Europa sey. Den Anfang dieser Uebersicht macht das Land, die erste Rubrike enthält die Haupteintheilung des Staatsgebiethes, dann werden die Provinzen genannt, endlich die Grösse angegeben, das ist, der Flächeninhalt in geographischen □ Meilen ausgedrückt und die Varianten nach älteren und neuen wirklichen Berechnungen beygefügt. Diese

Angabe der Varianten ist ungemein interessant zur Vergleichung und wir sind dem Hrn. Baron daher wirklich vielen Dank schuldig. Es sind Daten, die nur dem Hrn. Verf. bey seinen grossen und ausgebreiteten Verbindungen zugänglich waren. Auf die Grösse folgen die Grenzen der österreichischen Länder untereinander und mit fremden Staaten, denen noch die durch Zahlen ausgedrückte Länge der Grenzlinie mit fremden Staaten beygefügt ist. Nun kommt das Klima, die Gewässer, der Boden überhaupt, die Beschaffenheit desselben, in Hinsicht auf seine vorwaltenden Bestandtheile und auf seine Fruchtbarkeit, endlich der Boden in Hinsicht auf seine verschiedene Erhöhung. Diese Rubriken sind nicht bloß mit vieler Aufmerksamkeit und Mühe und mit Oekonomie bearbeitet, sondern sie enthalten auch so viele originelle, aus keiner andern gedruckten Schrift entlehnte Nachrichten und Verbesserungen, welche diese Schrift weit über die in unsern Zeiten so gewöhnlichen Compilationen erheben. An diese Rubriken hat der Hr. Verf. jene der Bevölkerung gereiht. Er giebt hier die Zahl der Einwohner nach den Conscriptions-Listen und einzelnen Provinzen meistens von mehreren Jahren an, setzt die wahrscheinliche Zahl derselben Anfangs 1809 bey und berechnet dann, wie viel auf einer geographischen □ Meile Menschen leben. Er bestimmt dann den Unterschied derselben nach ihrem Geschlechte, Alter, Religion, Abstammung und Stän-

gerlichen Verhältnissen und wirft einige Blicke auf ihre physischen und moralischen Eigenheiten, von denen er die körperliche Beschaffenheit, die Nahrungsmittel, die Kleidung, die Wohnungen, die moralischen Eigenschaften insbesondere und die Lebensdauer betrachtet. Nun geht es an die Wohnplätze, wo der Hr. Verf. die Verschiedenheit und Anzahl derselben bey jeder der einzelnen Provinzen nach Städten, Märkten, Dörfern und Gegenden darstellt. Dieser Angabe ist die summarisch ausgedrückte Zahl der Wohngebäude beygeschlossen. Eine gedrängte Beschreibung der merkwürdigeren Ortschaften macht die Folge. Nun kommen die Nahrungszweige, und zwar die erste Erzeugung von der Landwirthschaft überhaupt, der Pflanzen-Cultur und der Thierzucht. Diesen ist der Betrag des Angebauten oder zu irgend einem Landwirthschaftszweige benützten Bodens in Jochen zu 1600 □ Klaftern und das Verhältniß des nutzbaren Flächenraums zur Bevölkerung beygefügt. Hierauf stellt der Hr. Verf. den Bergbau und die Gewerbe dar. Der Umsatz, das ist, der Handel an sich, das Frachtwesen und übrigen Hülfsmittel des Handels, als die Hauptjahrmärkte, die Zollordnung, Zettelbank, das Maaßwesen und das Geld machen den Beschluß dieses Absatzes. Nun gibt der Hr. Vrf. einen allgemeinen Umriß der Geschichte des Staates, erstlich überhaupt, und dann nach den einzelnen Provinzen. Er stellt dann die Staatsform und die

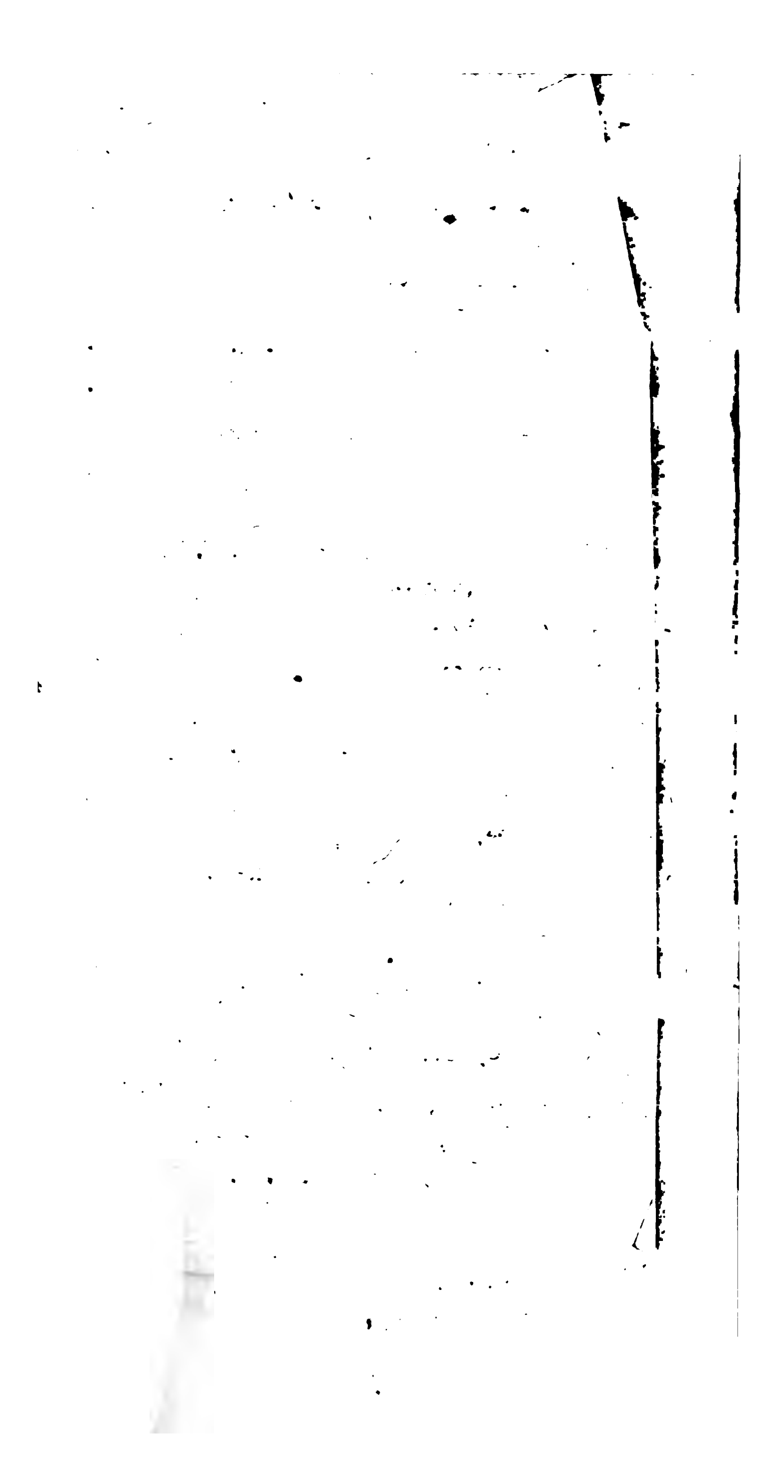
äußern politischen Verhältnisse dar. Er geht fer-
ner zur Staatsregierung über, die er nach der
Wohlfahrtssache, Sicherheitssache, nach den Fi-
nanzen und nach der Kriegsmacht behandelt. Den
Beschluß dieses interessanten Werkchens macht die
Staatsverwaltung, die anfangs überhaupt geschil-
dert, dann nach den einzelnen Provinzen detail-
lirt ist. Die einzelnen Rubriken dieses Abschnittes
sind politische und geistliche Behörden, Justizstel-
len und Militärbehörden. Ein Hauptvorzug des
Hrn. Verf., welchen wir bey so wenigen Statisti-
kern, welche über Oesterreich schrieben, wahrge-
nommen haben, ist, daß sich Hr. Freyherr von
Liechtenstern bey seinen Zahlenangaben immer auf
seine Autoritäten bezieht, die meistens officielle
Gültigkeit haben. Dieß gilt vorzüglich von dem
Areale, von dem nutzbaren Boden, von der Volks-
menge, von den Staatseinkünften und Ausgaben
u. s. w. Sollten diese auch nicht immer statistische
Approximationen seyn und sollte hiebey auch manch-
mahl eine von den Ansichten des Schriftstellers ver-
schiedene Rücksicht der Regierung mit ins Spiel
kommen, so haben diese Daten doch, so fern ih-
ren Werth, als man annehmen kann, daß diese
Rücksichten bey zehn Fällen höchstens fünf Mahl
eintreten. Daß Hr. Baron v. Liechtenstern in die-
ser statistischen Darstellung nicht übertrieben habe,
dafür ist dasjenige Bürge, was das Land und

Volk der österreichischen Staaten in dem letzten Kriege geleistet haben.

Die schönen und gesegneten Provinzen Oesterreichs haben Hülfsmittel genug, die momentanen Uebel eines schnellen, vorübergegangenen Krieges bald wieder zu heilen. Oesterreichs väterlicher Monarch wird dasjenige, was zum Wohle seiner Völker in der Länderverfassung, an den verschiedenen Branchen der Administrationen, für den Cultus, für das Erziehungs- und Unterrichtswesen, für die Aufklärung und das Fortschreiten seiner Unterthanen in den Wissenschaften und Künsten nöthig ist, mit weiser Huld verfügen. Denselben eine anständige Geistesfreyheit gestattend, wird Er sich überzeugen, daß nichts die Liebe des Volkes zu einem Monarchen mindern könne, der stets das Wohl seiner Länder als die innigste Angelegenheit seines Herzens betrachtete, und mit dem redlichsten Willen zu befördern suchte.

Die vierte der hier angezeigten Schriften hat einen anonymen Ausländer zum Verfasser. Er schöpfte seine Daten vorzüglich aus Höck, Hassel, Grellmann, Liechtenstern und aus einigen ausländischen Zeitschriften. Sie besteht aus sechs Abtheilungen:

I. Kaiserlich-österreichische Staaten in den Jahren 1804 und 1805.



onen und Acquisitionen, als Folge des
urger Friedens 1805.

serlich-österreichische Staaten in den Jah-
806, 1807 und 1808.

ssionen als Folge des Friedens zu Wien
9.

Kaiserlich-österreichische Staaten am Ende
Jahres 1809.

Totalübersicht von 1804 bis 1809.

(Anhang.)

a) Großherzogthum Würzburg.

b) Oesterreichisches Breisgau.

c) Oesterreichs Großmeisterthum des deutschen
Ordens.

Wir übergehen die übrigen Aufsätze dieses
Werkes und theilen unsern Lesern bloß den Zu-
stand der österreichischen Monarchie nach dem Frie-
den zu Wien am 14. October 1809 in beyliegen-
der Tabelle mit:

Geschichte.

Geschichte der königl. Hauptstadt und Grenzfe-
stung Olmütz im Markgrafthume Mähren.
Von Joseph Wladislaw Fischer. Erster
Band. Olmütz, auf Kosten des Verfassers.
205 S. 8.

Der Herr Verfasser theilt die politische Geschichte in zwey Zeiträume, deren ersten vom Ursprunge der Stadt bis 1618 der 1. Band enthält, so wie den zweyten der 2. Band in sich fassen wird. Der 3. Band soll die Kirchengeschichte liefern, und eine topographische Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Stadt diesen Band und das ganze Werk beschliessen. Es ist nicht zu verkennen, daß bey der Verfassung des gegenwärtigen Bandes alle gedruckten historischen Werke, die von Mähren handeln, gebraucht worden sind. Die S. 204 verzeichneten Handschriften sind von sehr ungleichem Werthe, worunter die Olmützer Chronik vom J. 1548 obenan steht, eine sehr unzuverlässige Quelle, die den Hrn. Vrf. zu manchen Behauptungen verleitete, die vor der strengern Kritik nicht bestehen können. Die Ableitung des Nahmens Olmütz von Halt die Mütz oder von allen Mützen erklärt Hr. F. selbst für lächerlich, und leitet Holomuc, Holomauc von Hollom-moc ab, das einen starken kahlen Felsen oder Steinberg bedeuten soll. Besser hätte er es getroffen, wenn er den Nahmen von Holo und mauc, (letzteres ist ein Abstractum von mutiti,) abgeleitet hätte, wornach die Stadt von trüben stehenden Wässern rings herum ihre Benennung erhalten hätte. Den Nahmen Olomucium will Hr. F. schon im zehnten Jahrhunderte gefunden haben. Rec. findet ihn erst um die Mitte des eilf-

ten. Die böhmische Libussa soll im J. 721 Olmütz mit Mauern umgeben und mit zwey Schlössern versehen haben. Aber was hatte denn die genannte Herzoginn in Mähren zu schaffen? Ungeachtet des freymüthigen Geständnisses S. 30; nach welchem die älteste Geschichte dieser Stadt „mit einer solchen Finsterniß umgeben ist," daß sich davon wenig zuverlässiges, aus Mangel an echten Quellen sagen lasse, so wird doch Seite 38 — 40 eine Beschreibung der Stadt vom J. 1030 aus der Olmützer Chronik mitgetheilt, woran kaum der zehnte Theil glaubwürdig ist. Nach bessern Quellen konnte nun die 3. Abtheilung, nähmlich die Geschichte unter den zu Olmütz residirenden Prinzen des böhmischen Herrscherhauses (S. 42 — 80), bearbeitet werden. Aber auch hier hätte (S. 43) die Zahl der Einwohner unter Wratislaw (1053—1061) nicht gegen 10,000 angegeben werden sollen. Hr. F. hingegen ahndete das Unzuverlässige der Angaben in der Olmützer Chronik so wenig, daß er (S. 55) wiederum eine Beschreibung der Stadt vom J. 1105 aus derselben aufnahm, daß er (S. 62) die Anzahl der Häuser und die Größe der Bevölkerung vom J. 1130 nach ihr bestimmte, daß er (S. 67) das Mährchen von den im J. 1149 eingemauerten Benedictinern zu Hradisch für eine wahre Begebenheit erklärte, die nicht nur aus unpartheyischen gleichzeitigen Urkunden (welchen doch?) vollständig erwie-

sen, sondern in neuern Zeiten auch dadurch bestätigt worden sey, weil man noch vor einigen Jahren die vermoderten Gebeine der Eingemauerten fand. Die tatarische Belagerung vom J. 1241 wird (IV. S. 80 f.) mit so vielen kleinen Umständen beschrieben, daß schwerlich auch jeder Umstand historisch erwiesen werden könnte. Die Fahne, die der Sieger Jaroslaw von Sternberg den Tatarn abnahm und den Olmützern schenkte, sollen nach S. 93 die Schweden nach Stockholm geschickt haben. Die jetzt auf dem Rathhause zu Olmütz aufbewahrte Fahne, rührt von den Kumanern her, die nach V. S. 93 f. Olmütz in den J. 1252 und 1253 belagerten und Mähren verheerten. Aus der weitern Geschichte, vom Jahre 1260 bis zum Hussitenkriege, wollen wir einiges herausgeben. K. Ottokar erlaubt 1261 den Olmützern ein Rathhaus (theatrum seu domus communis) zu bauen. Im J. 1278 ergaben sich die Olmützer an Kaiser Rudolph. Sie erhielten Freyheiten vom K. Wenzel II., Wenzel III., der in Olmütz ermordet worden, vom K. Johann. Markgraf Karl errichtete 1348 zu Olmütz die Landtafel für das Olmützer Gebiet. Markgraf Johann bestätigte 1352 den Olmützern die Magdeburger Rechte nach einer zu Breslau genommenen Abschrift. Unter diesem Markgrafen genoß die Stadt das goldene Zeitalter. VI. Hussitenkrieg. „Unvergänglich, sagt der Hr. Verf., ist der Ruhm

der Tapferkeit, den unsre edeln Voraltern durch ihren Patriotismus damahls sich erworben!" Die Olmützer unterstützten den Kaiser Sigmund und Albert mit Geld und Leuten. Kapistran that der Verbreitung der hussitischen Lehre grossen Abbruch. VII. Georg Podiebrads Regierung. In einer Urkunde vom Jahr 1459 nennt er Olmütz Julii-Mons, ex nomine olim Julii Caesaris fundatam et nuncupatam. Pabst Paul II. fordert die Olmützer durch eine Bulle (1465) wider Georg auf. Ihre erste Antwort macht ihrer Treue Ehre. Bischof Protas beredet sie endlich doch zu dem Bündnisse drey anderer Städte wider Georg. Sie öffneten dem K. Mathias die Thore. VIII. Gesch. vom J. 1478 bis 1618. K. Wladislaw und K. Mathias unterhandelten den Frieden zwischen Neustadt und Olmütz (1470). Unter K. Ludwig ward der evangelische Prediger, Paul Sperat, (1524) zu Olmütz in einen Thurm gesperrt, dann verwiesen. Dem K. Ferdinand huldigte die Stadt 1527. Die Olmützer Katholiken prügeln (1553) die Lutheraner zur Stadt hinaus. Nach Aufhebung der Compactaten (1567) duldete man auch letztere. Unter Rudolph (1586) wurde der Magistrat bloß mit Katholiken besetzt. Im Jahr 1602 ward den Lutheranern, Kalvinisten und Pikarden die Ausübung ihrer Religion untersagt, doch 1608 wieder erlaubt. Aus der Gesch. des Handels (IX) merken wir an, daß Markgraf

Johann der Stadt 1351 das Stapelrecht ertheilte und mit Ausdehnung auf die Kaufleute des deutschen Reichs im J. 1354 bestätigte. Deutsche lassen sich in Olmütz häufig nieder. In der Gesch. der Künste und Handwerker (X.) kommen bey dem J. 1290 vier Bildhauer, und bey dem J. 1460 vier Kupferstecher vor. Unglaublich! Eine Marktordnung für Fleischer wird S. 168 im Auszuge, und S. 169 f. eine Beschreibung der künstlichen (nun verdorbenen) Rathhausuhr geliefert. Sie ward 1422 vom Meister Anton Pohl vollendet. In der Gesch. der Literatur und Universität (XI.) stößt man wiederum auf einige unerweisliche Behauptungen. Wie und woher konnten (S. 177) die Mährer nach der Zerstörung des Staates ihre slavischen Buchstaben bekommen haben, nachdem die Bemühungen Cyrills und Methods längst verschwunden waren? Uebertrieben, zum Theile auch falsch, ist die Erzählung von der alten Schule, die im J. 1235 schon 369 Schüler gezählt haben soll. In der 1288 auf der Laska gestifteten Schule konnten sich weder Martinus Polonus, noch Dalemil Mezericky gebildet haben. Die erste Buchdruckerey in Olmütz errichtete Conrad Baumgarten im J. 1499 (nicht 1466). Wie kommt es, daß von spätern Buchdruckern eben so wenig, als von Schriftstellern hier zu finden ist? Die Akademie, die der Wilh. Prusinowsky gestiftet und den Jesuiten 1566 übergeben hatte,

erhob K. Maximilian im J. 1573 zur Universität. (XII.) *Unglücksfälle, Theurung, Wohlfeilheit und andere Begebenheiten.* Nicht einmahl das unglaubliche Datum, daß 3604 Menschen im J. 973 gestorben seyen, kam dem Hrn. F. verdächtig vor. (XIII.) *Ankauf der städtischen Güter.* In den *Anmerkungen* über die Sitten, Gebräuche und Gesetze S. 193 bis ans Ende, wäre noch manches zu rügen, doch wir begnügen uns, unsre Leser mit dem Inhalt des Buches bekannt gemacht zu haben, und hoffen, daß der Hr. Vrf. auf die Blößen seiner Gewährsmänner aufmerksam gemacht, in den folgenden Bänden alles strenger prüfen werde.

Positiones ex historia religionis, et litteraria Regni Hungariae, item Caesaralogia (Caesarologia,) quod (quas) coram Illustrissimo Domino Domino Mauritio Libero Barone a Sahlhausen, S. C. et C. R. A. Maj. Consiliario Districtus literarii Cassoviensis superiore Directore atque tota Facultate Philosophica anno reperatae salutis MDCCCVI mense Augusto ex Institutionibus Andreae Josephi Biszaglics de Duonopolie. (,) AA. LL. et Phil. Doct. in Reg. Acad. Cassoviensi Fac. Phil. Senior. Histor. Pragm. Relig. Literar. Regni Hung. ac Caesarol. Prof. Reg. Publici Ordinarii (,) resolvendas et impugnandas susceperunt: nobiles eruditi ac peri-

docti Domini D. L. B. Nicolaus Vésey, de Eadem et Hájnáts-Kő. D. L. B. Joan. Luczinszky, de Ragtitze et Milosin, Stip. Reg. D. L. B. Ladisl. Barkóczy, de Szala D. Gedeon Farkas, de Derskocz, e C. R. D. Ionas Májthényi, de Kosselökö, e C. R. D. Maximil. Okolitsányi de Eadem, Stip. R. D. Franciscus de Papa. (,) S. R. I. Eques, D. Samuel Komjáthy de Eadem. D. Antonius Bekes de Szalarej. Philosophiae, & Historiarum in primum annum (besser primo anno) auditores. Cassoviae, 1806. Typis Francisci Landerer de Füskút. 8. 16 pag.

Die Einrichtung an den königl. Akademien in Ungern, von einigen ausgewählten Studierenden Sätze aus den von den Professoren vorgetragenen Wissenschaften öffentlich vertheidigen zu lassen, hält Recensent für sehr nützlich. Daß die vertheidigten Sätze gewöhnlich gedruckt werden, ist sehr gut, denn das Publikum lernt daraus den Geist des Vortrags einigermassen kennen. Rec. nahm daher die vor ihm liegenden Sätze mit Vergnügen in die Hand und glaubt, daß auch die späte Recension derselben in den Annalen nicht ohne Nutzen seyn wird.

Rec. muß gestehn, daß er bey so vielen Sätzen mit der historischen Ansicht des Hrn. Professors von Reszaglios nicht übereinstimmt, daß er viele Behaup-

hauptungen desselben unkritisch und irrig fand. Solche Sätze sind folgende:

Im ersten Satze behauptet der Verf., daß der Ursprung der Religion von dem ersten Menschen herzuleiten sey (religionis exordia a primo homine repetenda esse), was schon aus der Geschichte Adams folge. Allein weiß der Hr. B. nicht, daß die Geschichte Adams in ein mythisches Gewand eingehüllt sey, wie Eichhorn, Gabler, Jahn und andere berühmte Exegeten bewiesen haben?

Im sechsten Satze sagt der Verf. mit dürren Worten: „Religionem Christianam in Pannoniae (Pannoniam) invectam fuisse, primo statim Christi saeculo admodum verosimile (?) est, potestque (?) statui cum Cl. Salagio ex Fariato primos Pannoniorum Apostolos fuisse D. D Petrum (?), et Paulum (?), eorumque Discipulos (?); floruisse (?) Religionem Christianam primis Christi saeculis in Pannonia vetustissimi ejusdem Episcopatus fidem faciunt (?)." Was soll man von der historischen Kritik und von dem Pragmatismus des Verf. denken, wenn er solche falsche Sätze hinschreibt?

Im achten Satze sagt er gegen alle Geschichte von der Bekehrung der Magyaren zur christlichen Religion: Conversio haec Gentis Hungaricae ad Sacra Christiana sacerdotibus Occidentalis Ecclesiae in acceptis referenda est." Hat denn Hr. B. nicht die Schriften des Gottf. Fried. Schwarz gelesen, der unumstößlich bewiesen hat, daß die Ungern zuerst durch griechische, und erst später durch

lateinische Priester zur christlichen Religion bekehrt wurden?

Im zwölften Satze erwähnt der Verf. die Religionsfreyheit, welche die Evangelischen von der augsburgischen und helvetischen Confession in Ungarn durch den Reichstagsschluß von 1608, durch den Linzer Frieden und unter Ferdinand III. erhielten, verschweigt aber (warum dieß?) das Josephinische Toleranzedict und die von Leopold II. auf dem Reichstage zu Ofen sanctionirte Religionsfreyheit. Von den Begünstigungen der Protestanten auf dem Reichstage unter der Regierung Ferdinands III. sagt er: sie hätten majores favores erhalten contradicentibus utut catholicis statibus (Seite 7.) Recensent weiß aus der Geschichte, daß bloß die katholische Clerisey contradicirte, und dieß that sie auch unter Leopold II., abe̲r ohne Erfolg. Die Religionsgeschichte von Ungarn schließt Hr. B. mit dem Satz: „Fatendum tamen est, Reges ex Augusta Domo Austriaca, ardentissimo semper Zelo in Religionem Catholicam fuisse; et in deffendenda (defendenda), ac propaganda ea D. D. olim Hungariae Regum gloriam emeruisse.“ Warum erwähnt der Vrf. nicht zugleich, daß ein Maximillian, ein Joseph II., Franz, die Protestanten in Ungarn in ihrer Religionsfreyheit geschützt haben? Ein Professor der Religionsgeschichte muß unpartheyisch schreiben, und dem Leser nicht zu erkennen geben, ob er katholisch oder protestantisch gesinnt sey!

Gegen des Verf. Kaisergeschichte hat Rec. folgendes zu erinnern. In dem zweyten Satz rühmt der Vrf. des Augustus clementia (Rec. hat in den classischen römischen Geschichtschreibern das Gegentheil gelesen und weiß aus ihnen, daß Augusts scheinbare Güte und Leutseligkeit während seiner Regierung bloß Verstellung war), und sagt ausdrücklich: profusis in Romanos Beneficiis, ita omnium (?!) animos sibi devinxit, ut ei Dominatum summum haud inviti (Rec. muß hier ausrufen: Credat Judaeus Apella!) deferent (deferrent.)"

Im vierten Satz wird Constantin der Große, dessen Vergehungen ganz verschwiegen werden, gepriesen und am Ende hinzugesetzt: sunt, qui eidem vitio tribuunt, quod translata Sede Imperii, Roma Constantinopolim, occasionem dividendo Imperio praebuerit; sed hi ex eventu Res metiuntur, ignari divisionem Imperii seu ex status, seu ex arbitraria causa semper fieri potuisse, quaecunque Civitas sedes Imperii antea exstitisset." Rec. erinnert hierauf nur den Verf., daß es in der Geschichte auf jeden Fall besser sey, aus dem Erfolg auf die Vergangenheit, als nach der Möglichkeit auf die Zukunft zu schliessen.

Die unpolitische Theilung des römischen Reichs durch Theodosius den Großen entschuldigt der Verf. im sechsten Satz folgendermassen sehr unbündig: „Divisio Imperii in fine Saeculi 4. facta est per Theodosium M. quo Facto eundem Rei-

Publicae minime consuluisse plerique sentiunt; sed enim neque Imperiis mole sua laborantibus, multa, et quandoque gravia desunt incomoda (incommoda).

Im siebenten Satze sagt der Verf., das orientalische Kaiserthum sey auch das griechische genannt worden, deswegen weil die Beherrscher derselben größtentheils aus griechischen Familien waren. Allein das orientalische Kaiserthum würde vielmehr deswegen das griechische genannt, weil es Griechenland im weitern Sinne umfaßte.

Die Behauptung des Verf. im 16ten Satz, daß der Bauernkrieg in Deutschland unter Karl V. durch Luthers Anhänger angezettelt worden sey „innovationes tamen Lutheri in Religione Christiana; et per socios ejusdem commotum Bellum, Rusticum non modicas optimo Principi peperunt molestis" ist historisch falsch. Luther predigte und schrieb ja gegen den Bauernkrieg! Auch irrt sich der Verf. in seiner Behauptung, daß Luther in der christlichen Religion Innovationes machte; seine Lehre stimmt mit der Bibel und den Kirchenvätern überein; er suchte nur kirchliche Mißbräuche abzuschaffen und den herrschenden Volksglauben zur ursprünglichen Einfachheit und Reinheit des Christenthums zurückzuführen, die Untersuchung, in wie weit ihm dieß gelungen oder nicht gelungen sey, gehört nicht hieher.

Auch in den Sätzen aus der Literaturgeschichte Ungarns kommen Irrthümer vor. Im ersten Satz sagt der Verf. „Injurii sane esse-

mus in Gentum (gentem) nostram, si Majoribus nostris, ipsis adeo Hunnis, omnem Litterarum, scientiarumque cognitionem abjudicaremus.“ Dadurch, daß man den Vorfahren der heutigen Ungern und noch mehr den Hunnen (die Hr. B. für die Stammväter der Ungern zu halten scheint) Literatur abspricht, ist man gegen die ungrische Nation so wenig ungerecht, als wenn man behauptet, daß die alten Deutschen in ihren Wäldern zu den Zeiten des Tacitus keine Literatur hatten und kannten. Die Verdienste der Jesuiten um das Schulwesen und die Literatur in Ungarn exagerirt der Verf., indem er im sechsten Satz von ihnen behauptet: „quorum indefessis Conatibus Res Litteraria ita propagata est, ut quot in Regno essent Nobiliores Urbes, ac Oppida (,) tot Publica Litterarum extarent domicilia.“ Die Literatur blüht noch keinesweges so sehr in Ungarn, als der Verf. in dem achten Satz behauptet: „Juxta illud (nämlich das Systema Studiorum unter der Königinn Maria Theresia) ordinata universa Res Litteraria tantos fecit Progressus, ut Hungaria cum ceateris (caeteris) litteratissimis Regionibus conferi, ac paulo post de palma (?) concertare possit, spem hanc nobis faciunt Fructus illi uberimi, quos et nos laete intuemur, et exteri admirabundi suspicant, dum in Hungaria omnia (?) studiis fervere eamque viris, omnigena eruditione excultis, ac, ab editis Libris, clarissimis refertam audiunt.“ So weit ist es mit der Ge-

lehrsamkeit in Ungern noch nicht gekommen. Wenigstens gehört der Verf. nicht unter diese viros omnigena eruditione excultos ac ab editis libris clarissimos. Und warum erwähnt denn der Verf. nicht der Res litteraria der Protestanten in Ungarn, die nicht nach diesem Systema Studiorum ordinirt ist. Das Novum Systema Studiorum, das 1806 im Druck erschien, führt der Verf. auch nicht an.

Diese kleine Schrift wimmelt von Druckfehlern (oder vielleicht auch zum Theil von Schreibfehlern des Verf.?) Zum Beweis folgende Reihe von Beyspielen. S. 3. steht Historiem st. Historiam; Dilnvium st. Diluvium; Nemrodi st. Nimrodi. S. 4. Idololatrinae st. Idololatriae; Abrahamunis st. Abrahamum. S. 6. exordia st. exordio; Mathia st. Matthia. S. 8. sunt st. sunt. S. 11. Discondias st. discordias. S. 13. Domni; Gentum st. gentem; Coutrarium st. contrarium. S. 15. storentissimam st. florentissimam; hinc st. huic. S. applausa st. applausu, u. s. w. Die Ortographie wird nicht gehörig beobachtet.

Verdienste des Habsburg-Lothringischen Regentenstammes um die Oesterreichische Monarchie und ihre geliebten Unterthanen. Wien, bey Anton Pichler. 1810. 84 S. 8.

Eine magere des Gegenstandes unwürdige Zusammenstellung der hohen Verdienste, welche sich der

Habsburg Lothringische Regentenstamm um die österreichische Monarchie erworben hat. Die ganze Broschüre ist eigentlich nur topographisch abgefaßt, d. h. sie nennt nur jene Verdienste, die sich dieses Kaiserhaus durch Errichtung einer wohlthätigen Anstalt u. s. w. erworben hat. Das Wenige, was hier in anderer Gestalt vorkommt, ist Chronikmässig vorgetragen.

Diplomatik.

Martini Schwartner, Bibliothecae Reg. Scient. Universitatis Pestanae Custodis Primi, et Professoris Diplomaticae, introductio in rem diplomaticam aevi intermedii, praecipue hungaricam, cum Tabulis V. aeri incisis. Editio secunda auctior et emendatior. Budae typis Regiae Universitatis Pestanae. MDCCCII. 8. pag. XVI. et 403.

Die Beurtheilung eines so wichtigen und vortrefflichen Werks, als Schwartners Lehrbuch der Diplomatik ist, in unsern Annalen wird auch im Jahre 1810 noch nicht überflüssig seyn. Die Verdienste Schwartners um Ungarns Diplomatik und Statistik sind sowohl im Inlande als im Auslande anerkannt. Die erste Ausgabe seines Lehrbuchs der Diplomatik, die 12 Jahre früher als die zweyte erschien, wurde in Deutschland mit Beyfall und mit Erstaunen, daß in Ungarn in diesem Fache etwas

so vortrefflich es erschien, aufgenommen. Schwartner wollte auf seinen errungenen Lorbeeren keineswegs ausruhen, er studierte fortwährend die im Auslande erschienenen diplomatischen Werke (vor allem aber das so wichtige große diplomatische Werk der Benedictiner in Paris), sammelte und las alte ungrische Urkunden und benützte die wichtigen von Jesuiten verfaßten diplomatischen Schriften, die auf der Universitätsbibliothek zu Pesth aufbewahrt werden. So in der Diplomatik immer weiter fortschreitend, arbeitete er sein Lehrbuch um, berichtigte und vermehrte er es. Rec., einer der wärmsten Verehrer der Verdienste Schwartners um Ungarns Diplomatik und Statistik, erkennt die großen Vorzüge dieser zweyten Ausgabe an, und versichert, daß die ungrische Diplomatik durch dieselbe sehr viel gewonnen hat. Nichtsdestoweniger weicht er in manchen Abschnitten des Werks von den diplomatischen Ansichten und Grundsätzen des gelehrten Verf. ab. Er wird seine Erinnerungen mit der Freymüthigkeit vortragen, die der Humanität des ihm persönlich bekannten Verf. gewiß am willkommensten seyn wird, und es wird ihn freuen, wenn die Leser der Annalen seine Erinnerungen der Aufmerksamkeit und der sorgfältigen Prüfung werth finden werden. Er wird seine Erinnerungen der Anzeige des Werks einweben.

Die Prolegomena (Seite 1 bis 54) handeln in zwey Abschnitten von den Diplomen und von der Diplomatik überhaupt. Die Entstehung der Diplomen oder Urkunden wird

vom Verfasser gut aus einander gesetzt. Die Etymologie des Worts Diplom hätte der Verfasser nicht übergehen sollen. Diplom kommt von διπλόω ich verdoppele, daher δίπλωμα eigentlich: etwas Doppeltes. Mit diesem Worte bezeichneten die Griechen und Römer kleine Tafeln, die bald von Bley bald von Holz mit Wachs überzogen, bald von Elfenbein gemacht waren und entweder mit einem Gelenke oder mit einem Riemchen zusammen gefügt waren (δίπτυχα, pugilares). Auf solchen Täfelchen schrieb man allerley, auch Testamente. Nachher brauchte man das Wort auch von andern doppelt zusammengelegten Schriften, z. B. Patenten, durch welche die römischen Kaiser Jemand zum Senator machten und wodurch das Jus civitatis romanae ertheilt wurde. Vergleiche Svetonius in vita Augusti Cap. III. in vita Neronis Cap. XII. Symmachus V, epist. 36. Die römischen Kaiser hatten einen eigenen Secretair dazu, der die Diplome schrieb, und weil die Secretairs meist liberti waren, hieß der Secretair libertus diplomaticus. Ferner wurde das Wort diploma gebraucht für Reisepaß. So schrieb Cicero an seinen Freund Balbus, der im Exil lebte, er dürfte zurückkehren, aber das diploma sey noch nicht ausgefertigt. Cic. epist. ad famil. VI. 12 und ad Atticum X, 17. Auch wurde das Wort diploma gebraucht von schriftlichen Erlaubnißscheinen, die Jemanden gegeben wurden, um auf Kosten und in Geschäften des Staats zu reisen. Solche Freyscheine gaben die Kaiser und die Gouverneurs der Provinzen.

Sie heissen auch tabulae testamentales und literae retractoriae, und späterhin dipluma oder diploma, auch combinae. Ein Beyspiel davon ist abgedruckt in Baronii annales, Tom. III. bey dem Jahre 312, und in Schoenemanns Codex für practische Diplomatik S. 101.

Die ältere Diplomenzeit läßt sich wohl am füglichsten in folgende drey Perioden theilen. Erste Periode: vom fünften Jahrhundert bis zu Karl dem Grossen zu Anfang des neunten Jahrhunderts. Aus dieser Periode sind wenige Urkunden übrig, meist Gnadenbriefe der fränkischen Könige, Schenkungen. Zweyte Periode: Zeit der Carolinger unter den sächsischen und schwäbischen Kaisern bis zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts. Auch aus diesem Zeitraum ist bey weitem der größte Theil kaiserliche Briefe, und einige kirchliche und Privaturkunden. Zu Ende der Periode kommen auch Lehnsurkunden vor. Dritte Periode: vom 13. Jahrhundert bis in die Mitte des 16. In dieser Periode wird das Diplomenwesen am mannigfaltigsten und schwierigsten. In diesem Zeitraum vindicirten sich die Fürsten nach und nach die Landeshoheit. In diesem Zeitraum fing man an die Landessprachen zu Urkunden zu brauchen und die eckigte gothische Schrift mit den vielen Abbreviaturen wurde eingeführt. Da aus dieser Periode viele Urkunden übrig sind, die sich noch auf die jetzige Verfassung, und auf die Zeitbegebenheiten beziehen, so ist sie für die Diplomatik die interessanteste.

In der Einleitung hätte der Vrf. auch das Verhältniß der Diplomatik zu andern verwandten Wissenschaften anzeigen und dadurch die Grenzen ihres Gebiets scharf bezeichnen sollen. Man rechnet die Diplomatik zu den historischen Wissenschaften und betrachtet sie als eine Hülfswissenschaft der Geschichte. Dieß ist sie allerdings, insofern aus ihr zur Geschichte, Heraldik und Geographie des Mittelalters geschöpft wird. Allein deswegen ist die Diplomatik noch kein Theil der Geschichte. Die Diplomatik greift in das Gebiet der Palaeographie hinein, in sofern sie von ihr die Kenntniß der alten Schriftarten borgt, aber deswegen ist sie kein Theil der Palaeographie, denn die palaeographischen Lehren gehören nur zu ihren Vor- und Hülfskenntnissen. Freylich ist die Diplomatik in den meisten Werken so behandelt worden, als ob die Schriftkunde in der Diplomatik der Hauptzweck wäre. Von der Kritik borgt die Diplomatik die allgemeinen kritischen Regeln und wendet sie auf einzelne Urkunden an; sie braucht aber ausserdem noch specielle Regeln, die aus den Diplomen selbst abstrahirt werden müssen. Man hat darüber gestritten, ob die Diplomatik den Nahmen einer Wissenschaft verdiene oder nicht? Nach dem bisher gesagten läßt sich der Streit folgendermassen beylegen. Die Diplomatik kann keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne (d. i. eine Reihe von Sätzen, die durch allgemeine Principien, aus welchen sie fliessen, verbunden sind) seyn, aber sie ist doch eine Wissenschaft, in sofern sie aus methodisch verbundenen Sätzen besteht.

Herr Professor Schwartner hat in seinem Werke Gatterers Plan ganz beybehalten, was Recensent sehr bedauert. Er theilt die Diplomatik, wie Gatterer, in die Graphik, Semiotik und Formelkunde. Allein zu einem vollständigen System der Diplomatik gehören unstreitig folgende Theile: 1) Die Graphik oder die Kunst die verschiedenen Schriftarten in den alten Urkunden zu lesen; 2) die diplomatische Sprachkunde. 3) Die allgemeine Kenntniß von dem verschiedenen Inhalt der Urkunden; 4) die Kenntniß der Formeln und Feyerlichkeiten, mit welchen die Urkunden abgefaßt wurden (diplomatische Zeichenkunde oder Semiotik und Curialien - oder Formelnkunde); 5) die diplomatische Kritik oder Lehre von der Beurtheilung der Echtheit und Unechtheit der Urkunden. 7) Die Archivkunde oder die Lehre von der Behandlung der Urkunden in Archiven. Allerdings ist noch in keinem Lehrbuch der Diplomatik dieser vollständige Plan der Diplomatik ausgeführt worden: aber was noch nicht geschehen ist, kann noch werden.

Der erste Theil des vorliegenden Lehrbuchs enthält die Graphik. (S. 55 bis 121.) Das erste Kapitel ist überschrieben: de literarum scriptura. Recensent macht zu diesem Kapitel nur folgende Bemerkungen. In der diplomatischen Graphik darf man sich nicht auf den Ursprung der Schrift und der verschiedenen Schriftarten einlassen, wie der Vrf. nach Gatterers Beyspiel thut, denn dieß gehört in die allgemeine Pa-

läographie. Zu die diplomatische Graphik gehört nur das aus der Paläographie, was auf Diplome Bezug hat. Die diplomatische Periode setzt die damahlige römische Schrift, die später nur umgemodelt wurde, schon voraus. Also nur vom fünften Jahrhundert an braucht man die römische Schrift zu kennen, um die Urkunden lesen zu können. Lateinische Cursivschrift kommt schon in Denkmählern aus der Mitte des vierten Jahrhunderts vor. Eine mit dem Datum 444 hat Maffei angeführt. Die Benedictiner haben die verschiedenen Formen der Buchstaben in mehreren Alphabeten vollständig geliefert, aber durch die vielen kleinen Verschiedenheiten die Hauptsache verwirrt und zu kleinlich dargestellt. Man kann aber die Sache sehr erleichtern, wenn man nur die Hauptveränderungen der Buchstaben in Tabellen kenntlich macht, und das Alphabet genetisch darstellt. Man muß nähmlich die Capitalschrift voranstellen, und so die Hauptformen, wie sich nach und nach die Schrift verändert hat, bis auf die jetzige gangbare lateinische, deutsche und slawische Schrift verfolgen. Diese genetische Darstellung des Alphabets hat den Nutzen, daß man die Verschiedenheit und den Zusammenhang der Hauptformen übersehen lernt, daß man daraus sieht, daß die Veränderungen nicht Zufall oder Laune waren, sondern sich alles aus dem Geschwindschreiben natürlich ergeben, und daß man dadurch die Fertigkeit erlangt, bey jeder noch so verworrenen Schrift den Hauptzug von den Verbindungszügen abzusondern. Diese Methode empfiehlt

Recensent bey dem Vortrag der Diplomatik zu beobachten, und versichert, daß Anfänger nach dieser Methode in der kürzesten Zeit Diplome lesen lernen. Der Hr. Verf. hat ein solches aber nicht vollständiges Alphabet auf der ersten Tafel geliefert.

Caput II. De vocabulorum scriptura in diplomatibus observata.

Caput III. De Scriptura vocabulorum, seu Orationis, in serie continua. A. De directione in scribendo varia. B. Stigmeologia diplomatica. Dieses Kapitel enthält manches, was nicht sowohl in die diplomatische Graphik, als vielmehr in die allgemeine Paläographie gehört, z. B. von der Horizontalschrift, von den Interpunctionen auf alten Inschriften u. s. w. Hr. Schwartner nimmt folgende drey Arten der Urkundenschrift im Mittelalter an: Scriptura Franco-Gallica seu Merovingica; Scriptura Carolingica; Scriptura Neogothica seu monastica.

Caput IV. De materia, in qua et ex qua scripta sunt diplomata; seu de instrumentis scriptoriis. Dieses Kapitel sollte der Natur der Sache nach das erste in diesem Theile seyn. Ueber den Gebrauch des egyptischen Papiers glaubt Rec. die Bemerkung machen zu müssen, daß es sonderbar ist, daß Herodot (II, 92) und Theophrast (Historia plantarum IV, 9) nichts von dem Gebrauch der Papyruspflanze zum Schreiben sagen, ob sie gleich in den angeführten Stellen die anderweitige Benutzung

derselben weitläuftig anführen. Aus diesem Stillschweigen läßt sich freylich nicht folgern, daß man sie damahls noch nicht zum Schreiben gebraucht hätte, weil Herodot selbst Lib. V. Cap. 58. egyptisches Papier zu kennen scheint, und Theophrast sagt, man brauche es auch zu andern Zwecken, Indessen scheint doch damahls der Gebrauch noch nicht allgemein gewesen zu seyn, und in der That erst nach Alexanders Zeiten würde das egyptische Papier allgemein verbreitet und besonders zu Alexandrien in grosser Menge verfertigt. Den ersten Gebrauch der heutigen Schreibfedern setzt der Verf. S. 118 in das siebente Jahrhundert: allein ihr Gebrauch war schon im sechsten Jahrhundert bekannt, obgleich noch nicht allgemein, denn der Gebrauch der Schreibröhre (calami) dauerte noch bis ins 16. Jahrhundert. Vergl. Beckmanns Geschichte der Erfindungen, III. Band S. 47 folg. IV Band S. 289. Noch fügt Rec. über den Gebrauch der Goldschrift in Urkunden die Bemerkung bey, daß wenige deutsche Kaiser Urkunden mit goldenen Buchstaben schrieben. Ein solches Chrysographon aus dem Gandersheimischen Archiv ist abgebildet in Leibnitzii Origines Guelphicae, Tomo IV. tab. 14, andere von den Kaisern Heinrich II. und Conrad III. werden aufbewahrt zu Paderborn und Corvey. Siehe Nouveau traité diplomatique Tome I. Urkunden mit Silberschrift hat man noch nicht gefunden. Am Schluße dieses Theils stellt der Verf. 120 das Problem auf: Definire secundum graphicae regulas aetatem diplomatis dati, ita

ut exinde simul authentia eius appareat. Nach Recensentens Urtheil hätte der Verfasser in einem eigenen Kapitel die Beurtheilung der Urkunden nach den Regeln der diplomatischen Graphik vortragen sollen.

Zweyter Theil. Diplomatische Semiotik. (Seite 121 bis 221.) Enthält sechs Kapitel. Recensent macht zu diesem Theil nur folgende Anmerkungen. Das weisse Wachs zu Siegeln war das älteste und gewöhnlichste bis auf Kaiser Friedrich III. Seit dem 13. Jahrhundert wird der Gebrauch desselben seltener. Gelbes Wachs kam erst im zwölften Jahrhundert auf. Im 14ten und 15ten Jahrhundert findet man es öfters in klösterlichen Urkunden von Privatpersonen. Bey den Franzosen kommt es erst im 14ten Jahrhundert vor und dauerte bis auf die neuern ersten Zeiten in königlichen Urkunden. In Ungarn wird im 13ten und 14ten Jahrhundert das gelbe und grüne Wachs ohne Unterschied gebraucht, bis im 15ten Jahrhundert das rothe das herrschende wurde. Das rothe Wachs wurde im Occident vor dem eilften und zwölften Jahrhundert nicht üblich. In Frankreich findet man zuerst rothes Wachs unter Ludwig VII. vom Jahre 1137, in England schon seit Wilhelm II., der im J. 1087 zur Regierung kam, in Deutschland siegelte zuerst mit rothem Wachs Friedrich I. 1152. In Ungarn wurde es zuerst im 14ten Jahrhundert unter König Robert gebraucht und bald fingen auch die Bischöfe und Magnaten an roth zu siegeln, im 15ten Jahrhun-

dert

dern erhielten auch die Gespannschaften und königlichen freyen Städte das Recht mit rothem Wachs zu siegeln. Auch in Deutschland erhielten die Grafen und Städte nur nach und nach das Recht mit rothem Wachs zu siegeln, z. B. die Grafen von Mannsfeld erst im Jahre 1511. Seit dem 15ten Jahrhundert wurde es in Deutschland nach und nach allgemein. Auch die Päbste brauchten stets das rothe Wachs. In Frankreich wurde es nur in gewissen Provinzen, in Languedok gebraucht. Grünes Wachs findet man im Occident nicht vor dem 12ten Jahrhundert in Frankreich, dann in Deutschland am Ende des 13ten Jahrhunderts, in England im 14ten Jahrhundert, in Ungarn wurde es im 13ten Jahrhundert von Bischöfen und Kapiteln häufig gebraucht. In Deutschland brauchte man es selten, in Frankreich war es bis zur Revolution im Gebrauch, in England wird es noch bey gewißen Urkunden gebraucht. Siegel von blauem Wachs findet man nirgends. Indessen haben Friedrich III und Carl V. Privilegien mit blauem Wachs zu siegeln ertheilt. Siegel von schwarzem Wachs findet man im Mittelalter in Deutschland gar nicht, aber der Patriarch zu Constantinopel, der Großmeister des deutschen Ordens in Preußen und der Johanniter in Malta siegelten mit schwarzem Wachs. Das Beyspiel vom Gebrauche des schwarzen Wachses in Ungarn verdankt Herr Schwartner dem gelehrten Senior und Prediger Czirbesz in Iglo. Auch Siegel von braunem Wachs kommen in Deutschland vor. Hr. Schwartner vermuthet, daß die

Siegeloblaten von Priestern erfunden und zuerst gebraucht wurden. Rec. scheint es wahrscheinlicher, daß sie wegen ihrer Bequemlichkeit von Kaufleuten in der Zeit des Handels der Hanse erfunden worden. Daß das Siegellack im 16ten Jahrhundert schon im Gebrauch war, erhellt vorzüglich aus der Schrift eines Portugiesen, die den Titel führt: Aromatum et simplicium historia. Antwerpen 1571. 8. darinn werden schon angeführt: baccili, quibus in obsignandis epistolis utimur. Die Majestätssiegel waren in Deutschland unter Otto III. und Heinrich II. (also so früh als in Ungarn) schon im Gebrauch, in Frankreich erst unter Heinrich I., in England unter Eduard dem Bekenner.

Dritter Theil. Diplomatische Formelkunde, oder diplomatische Rhetorik. (S. 221 bis 335.) Rec. macht zu diesem Theil nur folgende Bemerkungen. Schicklicher als der von Gatterer gewählte Nahme Formelnkunde wäre die Benennung Curialienkunde; da er von den Curialien der Urkunden handelt. Hr. Schwartner fügte den Nahmen diplomatische Rhetorik bey, aber wie wenig der Name der Anleitung zur Redekunst für die im barbarischen Styl verfaßten Curialien der Diplome passe, sieht jeder von selbst ein. In einem Paragraph des zweyten Kapitels handelt der Verf. von dem gewöhnlichen Inhalt der Diplomen namentlich in Ungarn im Allgemeinen. Diesem Gegenstande hätte aber billig ein besonderer Theil der Diplomatik, der als einer der wichtigsten angesehen werden muß, gewidmet werden sollen.

Die Anrufung im Eingang wird im 12ten und 13ten Jahrhundert besonders seit Rudolph von Habsburg häufig weggelassen und in Privaturkunden und bischöflichen Urkunden fehlt sie in dieser Zeit mehrentheils. Im Jahre 1512 befahl der deutsche Kaiser die Anrufung in allen öffentlichen Urkunden beyzufügen und dieß blieb bis auf die neuesten Zeiten.

Ueber die in dem vorliegenden Lehrbuch nicht aufgenommenen Theile eines vollständigen Systems der Diplomatik vorzüglich zum Gebrauche der Juristen kann sich Vrf. hier nicht verbreiten. Er beschränkt sich darauf, etwas über die Anwendung der Urkunden als Probe anzuführen. Die Urkunden haben als Aufsätze von rechtlichem Inhalt eine große Mannigfaltigkeit. Ihre Bestimmung ist eigentlich juristisch, um Rechte zu ertheilen und Rechte zu erhalten; allein da sie sich auf Personen beziehen, und die ertheilten Rechte, Privilegien, Verträge u. s. w. auch für die Geschichte der Staaten sehr wichtig sind: so haben die Urkunden auch einen ausgebreiteten historischen Nutzen. Durch sie ist die Geschichte bereichert worden, sie hat fabelhafte Sagen abgeworfen, seitdem man archivarische Quellen benutzte. Erst seit der Zeit wurde die Geschichte auch Geschichte der Verfassung und der innern Ausbildung der Staaten selbst. Auch die Hülfswissenschaften der Geschichte haben durch Benutzung der Urkunden sehr viel gewonnen. Die Genealogie fürstlicher und adeliger Häuser gründet sich hauptsächlich auf Urkunden. Für die im mittlern Zeitalter so verwirrte Zeitrechnung sind die Urkunden auch

von der größten Wichtigkeit. Sie dienen ferner zur Berichtigung der Geographie im Mittelalter. Endlich sind sie ein Schatz für Sitten, Denkart und Cultur des Mittelalters. In dieser Hinsicht sind sie noch wenig benutzt: nur Görlitz hat in seiner Geschichte der deutschen Landwirthschaft einen Anfang gemacht. Die meisten alten Urkunden dienen jetzt bloß zu diesem historischen Gebrauch, weil ihr rechtlicher schon erloschen ist. So wichtig und ausgebreitet die historische Benutzung der Urkunden ist, so ist sie doch nur eine Nebenbenutzung; der juristische Gebrauch der Urkunden ist die Hauptbenutzung. Dieß haben die meisten Diplomatiker bisher übersehen. Dieser juristische Gebrauch bezieht sich zum Theil auf das Staats- und Völkerrecht. Die heutigen Staaten sind nämlich erwachsen durch Erbschaften, Erbtheilungen, Erbverbrüderungen und ähnliche Verträge, ferner durch Heyrathen, Lehnsanfall, durch Eroberungen und Abtretungen. Von allen diesen modis acquirendi liegt der Beweis in den Urkunden. Auf Urkunden gründen sich die Besitzungen und Ansprüche der Staaten und Regenten auf ganze Länder, die völkerrechtlichen Verhältnisse der europäischen Staaten beruhen auf Friedensschlüssen und die innere Verfassung der Staaten selbst beruht auf Urkunden. Eine andere juristische Anwendung der Urkunden betrifft das Privatrecht, die Rechte einzelner Stände und Familien; die Gerechtsame von Städten und Familien, die Lehen u. s. w. gründen sich auf Urkunden. Die Urkunden dienen daher, um Gerechtsame zu sichern und An-

sprüche geltend zu machen. In Deutschland zumal gibt es wegen der bis auf unsere Zeiten verwickelten Staatsverfassung große Anwendung der Urkunden bey Deductionen, die bey Streitigkeiten veranlaßt werden. Eine ganze Sammlung davon findet sich z. B. in Pütters Litteratur des deutschen Staatsrechts, und ein Auszug der wichtigsten Deductionen in Schönemann's Handbuch der Diplomatik, 1. Theil S. 112. folg. Schon aus dem kurz Angeführten erhellt die Wichtigkeit des Theils der Diplomatik, der von der juristischen Anwendung der Urkunden handelt, und Rec. kann nicht umhin, sein Bedauern erkennen zu geben, daß in dem Oesterreichischen Kaiserstaat mehr Liebhaber der Geschichte als der Jurisprudenz die Diplomatik studieren. Die künftigen Advokaten sollten billig auch aus der Diplomatik examinirt werden. Wie viele ungrische Patvaristen kennt aber Rec., die keine alte Urkunde lesen können und doch zum juristischen Examen eilen!

In einem Anhange (S. 337 bis Ende) theilt der Verf. ein Diplomatarium miscellaneum continens exempla variorum diplomatum mit. Es enthält 35 Urkunden in lateinischer, deutscher und ungrischer Sprache, die auf Ungarn Bezug haben. Dieses Diplomatarium kann als ein Versuch eines practischen Codex für ungrische Diplomatik angesehen werden. Diese Urkunden sind theils aus Originalen, theils aus richtigen Abschriften, theils aus gedruckten Werken genommen.

Die Kupfertafeln enthalten ein diplomatisches Alphabet, eine Sammlung von Abkürzungen, Schriftzüge aus einer Urkunde des Kaisers Otto III. von 993; aus einer Urkunde des Königs Stephan I. von 1001; und des Kaisers Heinrich II. von 1021; Stellen aus Urkunden der ungrischen Könige Andreas I., Bela des Blinden, Andreas II., Ladislaus des Cumaniers und aus einer Urkunde des Palatinus Omodeus von 1307; ferner die Literas metales Conventus S. Crucis de Lelesz, a. 1379, dann ein Beyspiel der ältesten ungrischen Schrift auf der Pesther Universitätsbibliothek vom Jahre 1506, und eine Stelle aus einer alten Urkunde, die sich auf eine Abtey in der Graner Diöcese bezieht, endlich eine Unterschrift vom König Mathias, Monogrammen und Siegel.

Der lateinische Styl des Verf. ist classisch. Das Werk ist ziemlich correct gedruckt.

Naturlehre.

Adami Tomtsányi, in Regia Scientiarum Universitate Pestinensi Physicae, Mechanicae, ac Rei Ruralis Professoris Publici Ordinarii. (,) Dissertatio de Theoria Phaenomenorum Electricitatis Galvanianae. Budae, typis Regiae Universitat. Hungaricae. 1809. in 8. p. XII. et 355. Mit zwey Kupfertafeln.

Ungeachtet Rec. in diesem Werke keine neuen Entdeckungen, auch keine neuen Aufklärungen über den Galvanismus gefunden hat: so erklärt er doch dieses Werk für verdienstlich und brauchbar, denn der Verf. hat mit Benutzung der besten Schriften eine ausführliche und faßliche Geschichte und Theorie der Galvanischen Electricität mitgetheilt, und da weder in lateinischer noch ungarischer und slawischer Sprache bisher ein eigenes ausführliches Werk über den Galvanismus erschienen ist, so wird es von denjenigen seiner Landsleute, die der deutschen, italienischen, französischen und englischen Sprache unkundig sind, oder die besten in diesen Sprachen über den Galvanismus erschienenen Schriften nicht besitzen, mit vielem Nutzen gebraucht werden können. Die Werke, die Hr. Professor T. bey der Ausarbeitung seiner Abhandlung benutzte, sind vorzüglich die Schriften von Galvani, Volta, Pfaff, Ritter, Sue, Humboldt, Gilberts Annalen, Cavallo, Wollaston, Augustin, Heidmann, Valli u. s. w. Aber auch einige Experimente führte er an, die er über den Galvanismus anstellte. Wir wollen den Inhalt des Werks kurz anzeigen.

Der Verf. theilt seine Abhandlung in vier Abschnitte, und verspricht in der Vorrede noch eine eigene Abhandlung über die Anwendung des Galvanismus zur Heilung in Krankheiten.

Sectio I. De Galvanismo in catenis simplicibus. (S. 1 bis 109.) Caput I. De initiis Galvanismi, et viribus Electricitatis tam artificialis, quam naturalis in motu

musculorum. Von der Entdeckung des Galvanismus durch Zufall an Fröschen. Caput II. De motibus musculorum per solos excitatores genitis. Erzählt die weitere Geschichte des Galvanismus. Die Verdienste Galvani's, Volta's und Humboldt's werden gut aus einander gesetzt. Caput III. De effectu galvanismi in organis sensuum. Von den bekannten Wirkungen des Galvanismus ohne Anwendung der Voltaischen Säule. Caput IV. De theoria effectuum Galvanianorum in catenis simplicibus. Galvani's Theorie der thierischen Electricität wird auseinander gesetzt und widerlegt, und auch Volta's Theorie der thierischen Electricität mit Recht verworfen.

Sectio II. De proprietatibus physicis Electromotoris. (S. 110 bis 243.) Caput I. De Constructione Columnae Voltaianae. Gut auseinander gesetzt und durch Figuren versinnlicht. Caput II. De triplici statu columnae Voltaianae, indeque pendente diversa electricitate, lamellarum in eadem. Gut wird gezeigt, daß die Ursache der heftigern Schläge vielmehr in der größern Menge des electrischen Fluidums als in der größern Intensität bey der Voltaischen Säule zu suchen sey. Caput III. De conductoribus vim columnae varie debilitantibus. Caput IV. De attractionibus, et scintillis electricis in columna. Caput V. De Electromotore poculari Voltaiano Kruickshankii, et piscibus electricis. Von den elektrischen Fischen steht in diesem Kapitel nichts, ob es gleich die Aufschrift

besagt, sondern erst in dem folgenden. Caput VI. De Electromotore ex una tantum substantia solida, et duabus fluidis composita. In diesem Kapitel handelt der Verf. auch von den elektrischen Fischen und Pflanzen.

Sectio III. De proprietatibus chemicis Electromotoris. (S. 244 bis 310.) Caput I. De aquae in sua principia resolutione, oxydatione item, et reductione metallorum per Electricitatem tam communem, quam Galvanianam. Caput II. De effectu electricitatis tam Galvanianae quam communis in decomponendis, formandisque salibus, et oxydis metallorum reducendis. Caput III. De gas oxygenii per electromotorem, ac machinas electricas decompositione, ejusdem oxygenii absorptione. Der ganze Abschnitt ist gründlich belehrend abgefaßt.

Sectio IV. De phaenomenis Electricitatis Galvanianae in corporibus organicis. (S. 311 bis 355.) Caput I. De vi Galvanismi in ciendis motibus musculorum. Mit Recht erinnert der Verf. S. 319, daß er den Reiz des Galvanismus für unzulänglich halte, um dadurch den wahren Tod zu erfahren: „Caeterum tamen non existimo ego vel potentissimum istud irritamen, tum tantum posse, ut in re adeo momentosa, nos omni anxietate eximere valeat; maxime cum sciamus jam hodie fluorem electricum haud aequa vi in quemvis hominem agere, imo et esse, qui ne vivi

quidem eo quidquam afficiantur.“ Caput II. De diversa actione, quam duo poli Electromotoris in nervos sensuum exerunt. Nahmentlich von den Wirkungen auf die Organe des Geschmacks, des Sehens, des Gehörs, des Geruchs. Caput III. De modo, quo effectus in organis sensuum Galvanismo gignuntur, ac mediis eos augentibus vel minuentibus. Caput IV. De mutationibus, quas electricitas galvaniana in corpore animali, ac vegetabili post se relinquit. Caput V. De unitate electricitatis Galvanianae cum communi, eiusque natura. Diesen wichtigen Gegenstand hat Herr T. zu kurz abgehandelt.

Der Styl des Verfassers ist klar und leicht verständlich.

Der Druck ist, verschiedene Fehler in den Eigennahmen ausgenommen, correct. Die Figuren sind von Binder in Ofen gestochen.

Reisebeschreibungen.

Reisebemerkungen über Ungern und Galizien. Von Samuel Bredetzky, E(e)vang. Superintendenten in beyden Galizien und erstem Prediger A (a) C. in Lemberg. Erstes Bändchen 336 Seiten; zweytes Bändchen 285 S. Wien 1809. Im Verlage bey Anton Doll. In 8.

Herr Bredezky ist, wie uns einige Journale versichern wollen, ein sehr kenntnißreicher und gelehrter Schriftsteller. Da auch Recensent gern zum Ruhme eines Schriftstellers sein Schärflein beyträgt, wenn es anders mit Ehren geschehen kann, so will er Hrn. Bredezky's literärische Verdienste ein wenig durch das Sieb der Kritik laufen lassen, und so Spreu und Häckerling von der echten Frucht der scientifischen Cultur trennen. Er glaubt auf diese Art am sichersten den Maßstab für die Verdienste des Hrn. B. zu finden.

Diese Reisebemerkungen bilden kein zusammenhängendes Ganzes, keine fortlaufende Reise, sondern es sind rhapsodische Fragmente mehrerer Reisen, welche Pädagogik, Statistik, Völkerbeschreibung, Naturkunde, Geschichte, Literatur und Bibliographie zum Gegenstande haben.

Beobachtungsgabe und Fleiß kann man Hrn. B. nicht absprechen. Dieß ist indessen auch alles, was ihm Rec. mit voller Ueberlegung nachsagen kann.

Eine auffallende Sucht, sich an andern Schriftstellern zu reiben, blickt in dem ganzen Werke durchaus hervor; besonders übel ist der Vrf. auf Herrn Professor Schultes zu sprechen, mit dem er sich die ganzen zwey Bände durch tüchtig herumbalgt. Er hat Hrn. Dr. Schultes hier auf eine Weise angegriffen, die bey dem gebildeten Publikum gewiß nur mit dem äussersten Miß-

füllen aufgenommen werden kann. Hätte ihn Hr. Dr. Schultes auf eine gleiche Art behandeln wollen, so wäre er gewiß traurig genug durchgekommen.

Von S. 32 — 116 theilt uns Hr. B. seine Lebensbeschreibung sammt einigen historischen Nachrichten über die erste Bürgerschule der Protestanten zu Oedenburg in Ungern mit. S. 138 sagt Hr. B. „Die Begebenheiten meines Lebens sind so gewöhnlich, so einfach, wie es vielleicht mein Charakter ist, und ich kann mir kaum vorstellen, wie dieselben jemand andrer, als ein Freund interessant finden könnte.“ Hr. B. fühlt also selbst, was wir bey der Lectüre seiner Biographie so lebhaft empfanden, daß sie kalt, mager und höchst gemein sey. Uebrigens ist mit dieser Biographie eine Schilderung der Oedenburger Schulanstalten verbunden, welche von den Bemühungen des Hrn. B. um eine bessere Schuleinrichtung zeigt, und welche ungrische Pädagogen nicht ohne Theilnahme und Befriedigung lesen werden, so wie die Schilderung der Unterrichts- und Bildungsinstitute Ungerns, die sich von S. 117 bis 184 ausdehnt, und die Ueberschrift führt: „Welchen Einfluß haben in den letzten Jahrzehenden die auffallenden Fortschritte, welche das Ausland, besonders aber Deutschland, in der Erziehungskunst machte, auf die Verbesserung der Schul- und Erziehungsanstalten in Ungern geäussert? S. 183 erklärt der Hr.

Auf den Krakusberg, den Wandahügel bey Krakau, so wie den Kruzenberg bey Altenburg für Erhöhungen, die zu irgend einem Zwecke von Menschenhänden aufgehäuft wurden. Rec., der den letztern öfters gesehen, und genau beobachtet hat, findet den Glauben des Hrn. Vrfs., der zwar nicht Berge versetzen aber wohl machen kann, außerordentlich stark. Soll man so etwas widerlegen oder soll man hoffen dürfen, daß ein so übertriebener Glaube von selbst aufhören werde? Möchte es nur dem Hrn. Vrf. gefallen, um die Basis eines solchen Hügels herum, dann auf denselben sich hinauf zu begeben, es würde ihm schwer werden, zu berechnen, wie viel Schubkarren voll Erde in einem solchen Hügel enthalten seyn, und er würde die Idee ihrer Fabrikation durch Menschenhände nicht mehr für die wahrscheinliche halten. Der taktische Zweck, den der kriegserfahrne Hr. Vrf. diesen Hügeln als Signalpuncte gibt, fällt um so mehr weg, als in der Nähe aller dieser drey Hügel höhere sich befinden, die den militärischen Blicke des Herrn Verfassers weit sicherer entsprechen würden.

S. 188 tadelt der Hr. Vrf. Hrn. Professor Schultes, daß er der Stadt Krakau 180 Thürme gab; merkte er nicht, daß Schultes nur scherzte, und eine bestimmte Zahl für eine unbestimmte gebrauchte. Sehr bestimmt sagte er aber, die Stadtmauern von Krakau und ihre Thürme wären vor

Schultes Ankunft abgetragen „deßolirt" worden; da erst kurz vor Schultes Abreise zu Krakau der Proceß entschieden wurde, ob der Magistrat oder das Militär dieselben abtragen soll.

Nicht auf die Colonisten, sondern auf die deutschen Beamten ist der Stachel geschliffen, den der Hr. Vrf. S. 190 Hrn. Prof. Schultes aus den Händen windet, um ihm denselben vom Rücken in die Brust zu stossen. Daß Schultes Recht hatte, hat die Zeit gelehret. Hr. Schultes kennt gewiß, so wie Rec., viele rechtschaffene Beamte in Galizien, aber vielleicht eben durch diese lernte er den Schwarm von Wespen kennen, in deren Nest zu stechen er nicht scheu war.

S. 193 beginnt die Beschreibung der Reise des Hrn. V. von Wien durch Ungern nach Krakau. Herr V. fand auf der ganzen Strecke von Wien bis Preßburg nichts, was er einer Erwähnung würdig gehalten hätte. Wäre Hr. V., so wie Herr Professor Schultes, statt im Postwagen zu Fusse gereiset, so würde er doch wenigstens die römischen Denkmähler zu Petronell, die Schwefelquellen zu Deutsch Altenburg und die Tobackfabrike zu Haimburg einer Erwähnung werth gefunden haben. Doch was kümmert sich der Hr. V. um solche Kleinigkeiten?

Was soll die Behauptung des Hrn. Vrf. S. 197 beweisen, daß er: „der elendesten Chaluppe eines pohlnischen Bauers sich getraut, eine nach

elendere jüdische nachzuweisen?" Daß Elend und Noth unter Juden und Christen gleich groß ist? Und daß der Aermste noch gutmüthiger ist, als der Arme? „In ganz Galizien sieht man nur selten einen gut gekleideten Juden!" sagt er. Will der Hr. Vrf. mit dem Rec. hundert Ducaten in Gold zum Besten irgend einer Synagoge wetten, daß, wenn beyde den nächsten besten Sabbath in Krakau oder Lemberg in die Judenstadt gehen, sie mehr Juden in seidenen Mänteln und kostbaren Pelzmützen, mehr Jüdinnen finden, wovon jede um tausend und mehr Gulden b a r e n Geldes Gold, Perlen, Edelsteine auf dem Leib trägt, als ähnlich gut gekleidete Pastoren und Pastoren-Frauen in den ersten lutherischen Städten des nördlichen Deutschlandes? Rec. versündigt sich durch diese Wette nicht an den Deutschen, wie der Hr. Vrf. von dem Prof. Schultes behauptet, indem er den Juden vor so vielen Nichtjuden in Galizien den Vorzug gibt: denn die Juden in Galizien sind ja selbst D e u t s c h e, kamen aus D e u t s c h l a n d nach Polen und sprechen a l l e durchaus d e u t s c h unter sich und mit Fremden.

S. 197 und 198 spricht Hr. B. als Geognost über die Maulwurfshügel der Karpathen bey Preßburg als über die G r u n d f e s t e n e i n e r U r w e l t. (S. 197) Wer schon diese H ü g e l so anstaunt, dem müssen wir es freylich verzeihen, wenn er glaubt, daß es gar nichts über die Tat-

ris gaben könne, der kann es nie glauben, daß in Steyermark, Kärnten, Salzburg ꝛc. Bergmassen von grösserer Höhe und weiterer Ausdehnung liegen. Wir würden diesen Streit des Hrn. V. mit Hrn. Prof. Schultes ohnmächtige Halsstärrigkeit nennen, wenn wir nicht zur Ehre des Hrn. V. vermutheten; daß er sich durch den Streit mit einem berühmten Manne selbst berühmt machen wollte. S. 199 will der Hr. Vrf. durch die statistische Angabe, daß im J. 1804 zu Krakau 353 jüdische und 2546 christliche Handwerker waren, die Bemerkung des Hrn. Prof. Schultes schwächen, daß die Juden fleissiger sind, als die Christen. Allein gibt es denn nicht mehr Christen als Juden in Krakau?

S. 201 läugnet der Hr. Vrf. daß die Juden ihre Felder besser bauen, als die Christen, und führt einige mißlungene Versuche von Juden-Colonien an. Rec. hat zu Jlkowa, zu Lubowa, zu Tarnowa Felder durch Juden bestellen und besser bestellen gesehen, als er es je durch Christen in Galizien sah.

S. 202. Rec. trank in Krakau von Christen Bier, das mit Bocksfüssenschleim geklärt ward, und mächtig nach Bock roch. Der Hr. Vrf. nennt dieses Bier trefflich. Chacun à son gout. Rec. schmeckte das Bier des Juden zu Lippiça morovana besser als das Porter Bier zu Zamosc. Zu Lemberg ist allerdings treffliches Bier; Schultes

sprach

sprach aber in seinen beyden in den Annalen abgedruckten Briefen nicht von Lemberg, sondern von Galiziens plattem Lande, das der Hr. Bredetzky wohl schwerlich zu Fusse mit dem Herbarium und mit dem Hammer von Dorf zu Dorfe, wie Professor Schultes, sondern bequem in einer Britschka von Schloß zu Schloß bereiset hat. Ein solcher Reisender sieht freylich die Welt in einem andern Lichte.

S. 257 führt Hr. B. eine höchst unrichtige Behauptung Rohrers an, und scheint sie zu bekräftigen, in welcher jener die Ursache der vielen Kröpfe bey den deutschen Innerösterreichern dem häufigen Genusse des Schmalzes zuschreibt. Aber hat denn nicht Hr. Hacquet, hat nicht Hr. Schultes die Ursachen dieser Kröpfe mit vielem Scharfsinne entwickelt? Doch Hr. B., der freylich immer die Backen von Originalität voll hat, schreibt Hrn. Rohrer nach, Hr. Rohrer hat seine Vorgänger abgeschrieben; so verbreiten sich Irrthümer und Vorurtheile. Aber ein selbstdenkender Schriftsteller, der auf Verdienste Anspruch macht, soll ja zu Verdrängung derselben beytragen? — —

S. 261—266 lobt Hr. B. das Unterrichts- und Erziehungsinstitut des Hrn. Wiesner von Morgenstern zu Hradeck. Auch wir haben gegen dieses Lob nichts Sonderliches einzuwenden, nur glauben wir, daß Hr. von Morgenstern die Genauigkeit in Erfüllung seiner Grundsätze bis zur Pedanterie trei-

de; denn es ist doch wahrlich lächerlich, wenn zu einem Fremden, der durch Hradek reiset, und da übernachtet, um 8 Uhr Abends ein Wächter in das Zimmer tritt, und ihm ankündigt, daß er das Licht auslöschen und sich schlafen legen soll, weil Hr. von Morgenstern keine Störung so spät in der Nacht dulde. Risum teneatis amici! —

Merkwürdig für den Psychologen ist die Art, wie der Hr. Vrf. die Naivheit seiner Landsleute (der Zipser) beurkundet. Er sagt: „Ungemein unterhielt mich die Naivheit meiner Landsleute, die ohne die geringste Verlegenheit, um ihre Neugierde zu stillen, im Hin- und Hergehen in die Fenster hinein guckten und die Ankömmlinge in geneigten Augenschein nahmen.“ Rec. würde die Ursache dieser Erscheinung richtiger Einfalt nennen, denn er kann gar nicht begreifen, was man an einem evangelischen Pfarrer Seltenes oder Ausserordentliches finden könne.

Die Zahl der Zipser rechnet Hr. Schlözer auf 60,000 Köpfe, von denen etwa 16,000 Bauern, die übrigen aber freye Leute sind, sagt Herr B. S. 314. Aber diese Angabe ist schon vor 14 Jahren gemacht worden. Hätte denn der sich so sehr durch Originalität (S. VII der Vorrede) auszeichnende Hr. Vrf. kein selbstständigeres, neueres statistisches Datum anzugeben gewußt, um hier seine Blösse zu decken?

Der zweyte Theil dieser Reiseb. beginnt mit einem Aufsatze über die Literatur der Zipser. Hr. B. reibt sich bey jeder Gelegenheit an seinen Rec. und spielt doch selbst überall den Aristarchen, der mit dictatorischen Machtsprüchen aburtheilt, seine Meinung als die einzig wahre angibt und Dinge nach seinem Gefallen verdreht. Wer dieß nicht glauben will, lese S. 6, wo er Hrn. Unger als einen bedeutenden Schriftsteller Ungerns anführt! —

Ueber die Magura, Altdorf, Neumarkt und Myslenice reiste der Hr. Vrf. nach Krakau, von welchem Orte derselbe eigentlich gar nichts Interessantes zu sagen weiß. Was von den Unterhaltungsörtern in Krakau zu halten sey, kann man daraus abnehmen, da Hr. B. den Lody Garten als den vorzüglichsten Vergnügungsort, welcher 250 Schritte lang und 90 Schritte breit ist, von S. 55 bis 63 beschreibt. Das heißt doch wahrlich Hiobs Geduld haben, und seine Leser mit geistigen Strafen die Bussen für seine eigenen Autorsünden empfinden lassen.

Auf einer Reise nach Maykowitz beschreibt Hr. B. den merkwürdigen Ort Wieliczka, gibt ein kleines Gemählde seiner Bauart und Sitten, sagt aber kein Wort von den Bergwerken, was doch das Interessanteste gewesen wäre.

S. 119. Auch über Bochnia weiß Hr. B. weder als Mineralog noch als Bergmann zu sprechen,

sondern sagt nur, daß Bochnia eine schöne Lage, schlechte Häuser, Salz und Gyps habe.

Hr. B. berichtigt und ergänzt von S. 178 bis 215 Hrn. Schultes Briefe über Galizien in einem sehr heftigen polemisirenden Tone. Abgesehen davon, daß derjenige schon halb unrecht hat, der die schöne Mittelstrasse der Unbefangenheit und die Ruhe des Gemüthes verliert; so hat Hr. B. noch überdieß die Behauptungen des Hrn. Schultes mit einem unbesonnenen Eifer widerlegt, die er an anderen Orten, ohne daß er daran dachte, durch seine Angaben bestätigt. Hr. B. will in dieser Widerlegung nicht zugeben, daß der Pohle faul, träge, voll Vorurtheile, ein Feind alles Nachdenkens und aller Arbeit sey, dagegen sagt er im zweyten Theile S. 58: „Elendere Menschen, als in Pohlen sieht man in keinem Lande." S. 126: „Der Pohle ahmt leider die viel einträglichere Stallfütterung nicht nach, er läßt immer noch sein Vieh zwischen den Saaten herumweiden und Schaden anrichten. Der gegen seine Armuth abstechende Wohlstand der Deutschen hätte ihn längst klüger gemacht, wenn seine Unbeholfenheit und das Vorurtheil gegen letztere ihn nicht daran hindern möchten." S. 129 versieht Hr. B. sogar einen eigenen Abschnitt mit der Ueberschrift; „Schreckliche Folgen der Unwissenheit (der Pohlen)." Doch diese Aeusserungen hatte Hr. B. wahrscheinlich vergessen, als er Hrn. Schultes eines Irrthums oder

einer Unwahrheit zeihen wollte. Ob ein Mann berechtigt sey, Hrn. Schultes auf solche Art hofmeistern zu wollen, der selbst beynahe auf jeder Seite Unrichtigkeiten und Mängel blicken läßt, der mit solcher Freude und Gemüthlichkeit Fehler an andern zu entdecken sucht, darüber lassen wir jeden billigen und unbefangenen Leser urtheilen.

Der Styl des Hrn. Vrf. ist gut und ziemlich correct, nur hier und da haben wir einige Uebereilungen und Nachlässigkeiten bemerkt.

Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß Hr. B. wohl die Fähigkeit besässe, die Gegenstände aufzufassen, daß er aber ausser der Pädagogik zu wenige Sachkenntnisse und nicht immer den Willen besitze, die Sache so darzustellen, wie sie ist, und nichts zu verschweigen oder hinzuzusetzen, was an dem Gegenstande nicht wirklich existirt. Die Reisebeschreibung ist nett gedruckt, wenige Druckfehler beleidigen das Auge, und zwey Kupfer von Blaschke's Meisterhand gestochen, zieren das Werk.

Schöne Künste.

Neoterpe. Auf das Jahr 1810. Von J. L. Stoll. Leipzig (Wien bey Geistinger). In 8. S. 88 und 16.

Ein neuer Aristophanes ist in Oesterreich erstanden. Er führt in diesem Taschenbuche einen

be; denn es ist doch wahrlich lächerlich, wenn zu einem Fremden, der durch Hradek reiset, und da übernachtet, um 8 Uhr Abends ein Wächter in das Zimmer tritt, und ihm ankündigt, daß er das Licht auslöschen und sich schlafen legen soll, weil Hr. von Morgenstern keine Störung so spät in der Nacht dulde. Risum teneatis amici! —

Merkwürdig für den Psychologen ist die Art, wie der Hr. Vrf. die Naivheit seiner Landsleute (der Zipser) beurkundet. Er sagt: „Ungemein unterhielt mich die Naivheit meiner Landsleute, die ohne die geringste Verlegenheit, um ihre Neugierde zu stillen, im Hin- und Hergehen in die Fenster hinein guckten und die Ankömmlinge in geneigten Augenschein nahmen." Rec. würde die Ursache dieser Erscheinung richtiger Einfalt nennen, denn er kann gar nicht begreifen, was man an einem evangelischen Pfarrer Seltenes oder Ausserordentliches finden könne.

Die Zahl der Zipser rechnet Hr. Schlözer auf 60,000 Köpfe, von denen etwa 16,000 Bauern, die übrigen aber freye Leute sind, sagt Herr B. S. 314. Aber diese Angabe ist schon vor 14 Jahren gemacht worden. Hätte denn der sich so sehr durch Originalität (S. VII der Vorrede) auszeichnende Hr. Vrf. kein selbstständigeres, neueres statistisches Datum anzugeben gewußt, um hier seine Blösse zu decken?

komödie sind vier Gedichte angehängt, die zwar nicht so originel sind, wie die Schnecken, aber sich dennoch weder durch Phantasie noch durch Witz, noch durch Diction empfehlen.

Von den Kupfern will Rec. schweigen.

Joseph Richters, Verfasser der Eipeldauerbriefe, Gedichte. Wien, Rehm'sche Buchhandlung 1809. In 8. 144 S.

Der Vrf. hat sich durch seine Eipeldauerbriefe unter einer gewissen Klasse des Publikums berühmt gemacht. Nur dieser Umstand vermochte uns, seine Gedichte hier anzuzeigen.

Witz und Laune, und noch mehr das Haschen nach beyden kann man diesen Gedichten nicht absprechen. Manchmahl glückt es dem Vrf. einen witzigen Gedanken gut vorzutragen. Oefters wird er langweilig und das Herbeyziehen des Witzes zeigt sich auf die widerlichste Art. Nicht selten hat Hr. Richter andern Dichtern die Federn ausgerupft, um damit selbst nach dem Parnaß zu fliegen, z. B. S. 114.

„Was ist doch diese Raupe nicht
Für ein abscheulich Ding!
Sie spinnt sich ein; die Puppe bricht,
Aus der gebrochnen Puppe kriecht
Der schönste Schmetterling."

„Finette steiget aus dem Bett':
Wie häßlich ist sie nicht!
Nun setzt sie sich zur Toilett'
Schnell wird das häßliche Skelett'
Zum reizendsten Gesicht."

Wie kräftig und treffend hat es dagegen Blumauer:

„Es wundert dich, daß so ein garstig Ding
Als eine Raupe ist, zum schönsten Schmetterling
In wenig Wochen wird; — mich wunderts nicht.
Denn wiß', auch manche Schöne kriecht
Als Raupe Morgens aus dem Bette,
Und kömmt als Schmetterling von der Toilette.

Nur zu oft läßt sich Hr. R. als abgeschmack-ter Sittenprediger zur Unzeit hören, und wenn schon Manche seine Eipeldauereinfälle zu Zeiten nicht ungern hören, so kann sich seine ewige Lustigmacherey ihrer immer strömenden Quelle wegen doch nie zum Sterlingswitze erheben.

Slavische Sprachkunde.

Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark. Laibach, bey Wilh. Hein. Korn, 1808. 460 Seiten 8. Einleitung XLVIII.

Wenn man die Windische Sprache, deren Gebiet durch den Isonzo, die obere Drave, durch Kroatien und das adriatische Meer begränzt wird, mit ältern Denkmahlen der slavischen Sprache und insbesondere mit dem alten Kirchendialekt, in welchem Constantin (Cyrill) um das Jahr 860 den Psalter und die Evangelien aus dem Griechischen übersetzte, vergleicht, so kann sie, da Truber erst 1550 den ersten Versuch machte selbe zu schreiben, den Russen und andern Slaven freylich nur als ein ausgearteter Dialekt der reinen und vollkommen gebildeten slav. Sprache erscheinen. Wenn man ferner die Lage dieses Volksstammes, seine Verbindungen mit Avaren und Franken, seine spätern politischen Verhältnisse, seit seiner Wanderung im 6ten und 7ten Jahrhunderte aus dem Norden, überdenkt, so wird man sich diese Abweichung auch leicht erklären können. Allein ungeachtet mancher Verstümmelung rein slavischer Wurzelwörter durch nachlässige Aussprache, (Verfeinerung wird man dieß wohl nicht nennen wollen), ungeachtet der vielen fremden, meist deutschen Wörter und Constructionen, die man, oft gar nicht aus Noth, sondern aus Bequemlichkeit aufgenommen, ungeachtet mancher verloren gegangener, feinere Unterschiede bezeichnender Sprachformen, z. B. des Vocativs, des einfachen Präteriti ꝛc., ist das Windische, wie es in Krain, Kärnten und Steyermark von etwa 700,000 Menschen (nach S. 207, oder von

einer Million, nach Einleit. III.) gesprochen wird, noch immer ein wichtiger Gegenstand selbst für den allgemeinen slavischen Sprachforscher. Die windische Sprache in der engsten Bedeutung (S. 457) ist nichts anders als eine Fortsetzung der Krainischen, und zwar gehört das Windische in Kärnten zum Oberkrainischen, das in Untersteyer zum Unterkrainischen Unterdialekte. Das Krainische (Windische) aber verliert sich allmählig ins Kroatische, von welchem jenes nur als eine Varietät zu betrachten ist, wie man sich aus der Vergleichung beyder Sprachen von ihrer allernächsten Verwandtschaft leicht überzeugen kann, wenn gleich der Verfasser, Hr. Kopitar, gegen die generische Benennung Kroatisch protestirt, und dafür Karantanisch vorschlägt.

Die historische Uebersicht der slavischen Volkszweige in der Einleitung wird man mit Vergnügen lesen. Der ganze slav. Volksstamm zählt heut zu Tage über 50 Millionen Menschen und von den 20 Millionen, die unter dem sanften Zepter Oesterreichs leben, sind 13 lauter Slaven. Erst um das J. 860 trat Constantin auf und gab den Slaven ein vollständiges Alphabet, dessen sich aber nur die Slaven griechischer Religion von jeher bedienen. Das glagolitische kam etwa seit 1200 unter den Kroaten in Dalmatien zum Vorschein. Andere behelfen sich nothdürftig mit lateinischen (oder deutschen) Buchstaben nach sechserley Schreib-

systemen (S. XXVI). Primus Truber, der erste Uebersetzer des N. Test. und anderer zur Verbreitung der Reformation dienlichen Bücher, fing 1550 das Krainische zu schreiben an. Sebastian Krell übersetzte 1567 Spangenbergs Postill und Georg Dalmatin die ganze Bibel, Wittenberg 1584. Bey Gelegenheit des Druckes der Bibel erschien auch die erste Grammatik von Bohoritsch, woraus Pater Hippolytus einen lateinischen Auszug machte, Laibach 1715, den man wieder ins Deutsche übersetzte und 1758 zu Klagenfurt druckte. Pater Marcus trat 1768 (2te Aufl. 1783) als geschmackloser Sprachneuerer auf. Kumerdey und Japel endigten zwar ihre grammatischen Arbeiten im Manuscripte, aber beyde starben dahin. Und nun wollte Hr. Kopitar, ein seltner Kenner und Schätzer seiner Muttersprache, dem Bedürfnisse eines Sprachbuches abhelfen. Er denkt sich vorerst nur die Volkslehrer und irgend einen slav. Sprachforscher als Leser einer krainischen Grammatik. Beyde werden ihm für seine Bemühung vielen Dank wissen. Rec. billigt es, daß in der Elementar-Orthographie (S. 1—212) das kyrillische Alphabet erklärt worden ist, doch muß er bemerken, daß der Laut des Jery (des böhm. und pohln. y) nicht richtig angegeben worden ist, da die Krainer, so wie die übrigen südlichen Slaven, die Sylben mi (mir) und my (wir), bi und by, pi und py u. s. w. nicht mehr unterschei-

den. Dieß und die sonderbare träge Aussprache des l, wenn es die Sylbe schließt, ist ein Beweis, daß in diesem und vielen andern Stücken nicht die in südliche Länder ausgewanderten, sondern die nördlichen Slaven, gleichsam noch in ihrer alten Heimath, im Besitze der echten Aussprache sind. Die kritische Revision aller orthographischen Moden von Truber bis zu den Revisoren des Japlischen Neuen Testaments (§. 2, 3, 4, 5) hätte wohl ohne Nachtheil des Wesentlichen viel kürzer abgefaßt werden können. Eben so hätten die 15 krainischen Uebersetzungen des gewählten Textes (Luc. X, 30—36.), welche auf der Tabelle zur S. 157 neben dem Griech. Lat. und Slav. Texte stehen, sich füglich nur auf 3 oder 4 merklicher verschiedene Uebersetzungen zurückbringen und die geringern Abweichungen darunter stellen lassen, um die Uebersicht zu erleichtern. Vor der Kritik des Herrn Kopitar bestand P. Marcus am schlechtesten. Selbst in dem revidirten N. Test. fand er einige Flecken (S. 156) zu rügen. §. 7. verbesserter Bohoritsch. Hier nun (S. 161) wird die Einrichtung des lat. Alphabets zur Bezeichnung der 27 einfachen Laute des Krainischen gezeigt. Die zum Theile träge, zum Theile rasche und undeutliche Aussprache der Vocale ist wohl Schuld daran, daß o mit u, a mit e, e mit i und umgekehrt, in diesem Dialekte so oft verwechselt werden: Bog - Bug, ras - res, da - de, lem - lim,

zest - jast u. s. w. Wäre doch bey den Consonanten schon hier gesagt worden, in welche verwandte Laute sie zu übergehen pflegen, z. B. bey dem d, daß es häufig in j verändert wird, oder gar verlohren geht. Da der Ton im Krainischen sehr veränderlich ist, so hätten die zerstreuten Bemerkungen über denselben lieber beysammen stehen sollen. Mit den gewählten Tonzeichen (S. 208 f.) wird man kaum auslangen, wie es Hr. K. selbst zu fühlen scheint. „Es wäre zu wünschen, heißt es S. 256, daß jemand die Gesetze des Tones im Krainischen zu entdecken unternähme." Seit Bohorizh d. i. seit 1584 hätte dieß wohl schon geschehen können und sollen. In der Etymologie (S. 213 — 384) wird die Biegungslehre sehr vollständig vorgetragen; von der Wörterbildung gesteht Hr. Kop. fast zu bescheiden, er fühle sich nicht im Stande sie gehörig abzuhandeln, und doch läßt sich aus hier und da gegebenen Winken schliessen, daß er auch hierin gewiß den P. Marcus übertroffen haben würde. Hätten nicht wenigstens diejenigen Wörter, die bey den Declinationen aufgezählt werden, nach ihren Endformen geordnet werden sollen? z. B. unter r, ar: iglar; unter izh: budizh; unter ta, ota: dobrota; unter she, ishe: dvorishe, u. s. w. Vom Artikel, den die slavischen Sprachen nicht haben, heißt es S. 215: Nicht unser Dialekt, nur unsre ungeweihten Schreiber germanisiren (im Gebrauche des ta, ta, to

für den deutschen Artikel). Die Regeln zur Bestimmung des Geschlechtes sind (§. 10) kurz und gut abgefaßt. Das weibl. Geschlecht wird an den Substantiven durch a bezeichnet, das sächliche durch o (u), oder e am Ende. Wegen des aufgenommenen Endvocals o anstatt u ist noch die Anmerkung 1. S. 237 zu vergleichen. Die weiblichen Ausnahmen ohne Endvocal sind S. 216, 217 verzeichnet. Der Dual ist noch sehr üblich (S. 218). Da der Vocativ auch im Singular dem Nominativ gleich ist, so gibt es im Krainischen nur 6 Casus. Der Instrumental wird nie ohne s (mit) gebraucht: (schlimm genug!) Hr. Kop. nimmt zwar nur 4 Declinationen an, die erste für Männliche, die zweyte für Sächliche, die dritte für Weibliche auf a, und die vierte für Weibl. ohne Endvocal; doch wird jede Declination durch mehrere Muster erläutert. Für om des Instrumentals, und om des Dativs im Plural, lieben jetzt die Krainer am. Der Genitiv und Local des Duals hätten ganz wegbleiben können, weil sie von den Ausgängen des Plurals nicht unterschieden sind. Neben den Neutris mit dem Augment et und en (S. 240) hätte noch ein Beyspiel mit es stehen sollen. An den Adjectiven wird das weibl. Geschlecht durch a, das sächliche durch o (u); nach j, sh, sh, zh aber durch e bezeichnet. Einige, so wie alle Ordnungszahlen, nehmen im männl. Geschlecht ein i an. Dem männlichen

und sächlichen wird wohl ohne Noth im Local noch ein u (dobrimu für dobrim) angehängt, wie es Hr. K. S. 458 selbst erinnert. Im Plural haben die Weibl. und Sächlichen jetzt einerley Ausgang. Dieß ist auch im Russischen, Pohlnischen, und selbst im Böhmischen (nach der gemeinen Sprechart) der Fall. Ehedem hatte (S. 261) der Comparativ (auf shi) verschiedene Geschlechtsendigungen, nicht etwa bloß aus grammatischer Systemliebe, wie Hr. K. meint. Dieser feinere Unterschied ist in der Natur der Sprache gegründet, wenn ihn gleich die Neuern vernachlässigten. Der Hr. Vrf. geht hier und sonst von der willkührlichen Voraussetzung aus, daß sich die krainische Sprache seit dem 16. Jahrhundert gar nichts geändert habe. Rec. überzeugte sich aus den vorliegenden Proben von dem Gegentheile. Dahin gehören die Genitiven des Duals njiu, tiu, obeju, die nun veraltet sind. — Das Zahlwort sto ist im Krainischen indeclinabel, davon sind stotni, der hundertste, (Kroatisch auch stoti und stoten), ferner stoteri, hunderterley, abgeleitet. Wir zeichnen hier noch die artige Adverbialform auf izh aus: pervizh, drugizh, und S. 369 auch novizh, neuerlich. Der feine Unterschied der längern und kürzern Fürwörter ist S. 284 f. richtig angegeben. Wenn aber der Landmann in Krain (aus Trägheit) toj, soj für tvoj, svoj spricht, so muß man nicht voreilig schliessen, daß tvoj und svoj zu latinisiren scheine.

Auf diese Art müßten alle übrigen Mundarten lakunisiren. Die Krainer lassen ja auch sonst das v, selbst wenn es ein wesentlicher Bestandtheil der Wurzelsylbe ist, gern aus, und sprechen z. B. terd, kokla, für tverd, kvokla etc. Vom Genitiv njega und nje sind die Possessiva njegov (sein) und njen (ihr) abgeleitet, die man im slavischen Norden nicht kennt. Das demonstrative ta ist männlich und auch weiblich. Sonderbar! Die Winden aber sagen, statt ta, ta, to, analogischer ti, ta, to; nähmlich ti mit dem stummen i, also t' wie im Altslavonischen -t- ohne Vocal. Der Russe spricht toj, der Böhme ten. Es ist Uebereilung, wenn es S. 293, Anmerk. 5 heißt: Der Kroatische Dialekt weiß nichts von unserm ta, ta, to. Er hat wirklich auch ta oder te im männlichen Geschlechte, so wie ta im weibl., to im sächlichen. S. 297 ist die Aeusserung über kdor und kar dahin zu berichtigen, daß das slawische relative she im Munde des Krainers in r überging, kdor ist das böhmische kdož. Nekdo ist gerade so zusammengesetzt, wie das lat. ali-quis, oder das deutsche je-mand. Das ne ist hier freylich nicht das negative ne, sondern das affirmative nje, welches der krainische Mund nur wie ne ausspricht. — Ganz richtig ist zwar (S. 302) die Bemerkung über das Zusammenwerfen mehrerer Formen des Verbi in den russischen Grammatiken; aber die vollständige Aufzählung der mancherley Formen wird auch hier

ver-

vermißt. Doch wird der Unterschied zwischen dvignem und drizam in Rücksicht der Zeitbestimmung S. 307 f. deutlich gemacht. Das periphrastische Futurum mit budu und dem Infinitiv erklärt Hr. K. für einen Germanismus. Nicht doch. Budu mit dem Infinitiv ist eigentlich das lange Futurum, dasselbe budu mit dem activen Mittelwort ist das Futurum exactum des Conjunctivs, das schon beym Nestor und selbst noch in den neuern slavonischen (illyrischen) Sprachlehren vorkommt. Die Pohlen und Kroaten aber nehmen letzteres für das erstere auf, daher nun das krainische bodem sekal für budu sekati. — Da die Endungen am, em, im nach Verschiedenheit der betonten und unbetonten Vocale nicht mehr als sieben Ausgänge geben, so erschöpft die Tabelle mit sieben Mustern S. 223 f. die ganze Conjugation. Im Dual findet jetzt kein Unterschied des Geschlechts Statt, den doch Bohoritsch noch angab: männl. delava, weibl. delave. Das lat. Supinum vertritt der verkürzte Infinitiv ohne i. Vom Participial-Modus (posadivshi ꝛc.) sind nur noch in Krells Postill einige Spuren. Es ist Schade darum! Wie glücklich, heißt es S. 321, konnte der Hr. Kyrill in der Uebersetzung der Bibel dem Griechen in Kürze des Ausdrucks nacheifern! Kurze, mit po zusammengesetzte Futura, haben die Krainer (S. 332) nur wenige. Das einfache Futurum der Form nu (nem) ist bey ihnen ein Präsens, da sie das peri-

phrastische mit bodem fast durchgängig gebrauchen. Bey Truber findet man es auch noch mit hozho (hozhem), wie im Slavonischen. Lesti, pasti sind keine contrahirten Infinitive von lesiti, pasiti, sondern Infinitive von eigener Form, die die Bildungssylbe ti unmittelbar an die Stammsylbe anhängen, daher man auch greti, biti, suti für keine Contractionen von gresiti, bijiti, sujiti ansehen darf. Die Form auf iti ist von jener einfachern wohl zu unterscheiden. Wäre gleich bey den Paradigmen mehr Rücksicht auf die verschiedenen Formen genommen worden; so gäbe es der Anomalien weniger. Die Abweichungen der Verborum auf em (S. 338 f.) lassen sich zwar nach der gewählten Anordnung leicht auffinden, aber die Uebersicht der Analogien ist dadurch erschwert worden. Die Ausgänge bem und pem, dem und tem, lem und rem, sem und sem sollten also lieber mit einander verbunden werden. —

Das Verzeichniß der indeclinabeln Redetheile, so wie die Besorgung der weitern Correktur, verdankt Hr. K. nachdem er Laibach verlassen hatte; der Güte des Herrn Professor Vodnik, der mit der Bearbeitung eines Deutsch - Krainischen Wörterbuches seit langer Zeit beschäftigt ist. Die Adverbien sind nach den Fragen wo, wohin, woher u. s. w. aufgezählt. Unter den untrennbaren Präpositionen stehen blos ras, pre und spre; warum nicht auch o, vs, die in Zusammensetzun-

und sächlichen wird wohl ohne Noth im Local noch ein u (dobrimu für dobrim) angehängt, wie es Hr. K. S. 458 selbst erinnert. Im Plural haben die Weibl. und Sächlichen jetzt einerley Ausgang. Dieß ist auch im Russischen, Pohlnischen, und selbst im Böhmischen (nach der gemeinen Sprechart) der Fall. Ehedem hatte (S. 261) der Comparativ (auf shi) verschiedene Geschlechtsendigungen, nicht etwa bloß aus grammatischer Systemliebe, wie Hr. K. meint. Dieser feinere Unterschied ist in der Natur der Sprache gegründet, wenn ihn gleich die Neuern vernachlässigten. Der Hr. Vrf. geht hier und sonst von der willkührlichen Voraussetzung aus, daß sich die krainische Sprache seit dem 16. Jahrhundert gar nichts geändert habe. Rec. überzeugte sich aus den vorliegenden Proben von dem Gegentheile. Dahin gehören die Genitiven des Duals njiu, tiu, obeju, die nun veraltet sind. — Das Zahlwort sto ist im Krainischen indeclinabel, davon sind stotni, der hundertste, (Kroatisch auch stoti und stoten), ferner stoteri, hunderterley, abgeleitet. Wir zeichnen hier noch die artige Adverbialform auf izh aus: pervizh, drugizh, und S. 369 auch novizh, neuerlich. Der feine Unterschied der längern und kürzern Fürwörter ist S. 284 f. richtig angegeben. Wenn aber der Landmann in Krain (aus Trägheit) toj, soj für tvoj, svoj spricht, so muß man nicht voreilig schliessen, daß tvoj und svoj zu latinisiren scheine.

Auf diese Art müßten alle übrigen Mundarten lakonisiren. Die Krainer lassen ja auch sonst das v, selbst wenn es ein wesentlicher Bestandtheil der Wurzelsylbe ist, gern aus, und sprechen z. B. terd, kokla, für tverd, kvokla ꝛc. Vom Genitiv njega und nje sind die Possessiva njegov (sein) und njen (ihr) abgeleitet, die man im slavischen Norden nicht kennt. Das demonstrative ta ist männlich und auch weiblich. Sonderbar! Die Winden aber sagen, statt ta, ta, to, analogischer ti, ta, to; nähmlich ti mit dem stummen i, also t' wie im Altslavonischen -t- ohne Vocal. Der Russe spricht toj, der Böhme ten. Es ist Uebereilung, wenn es S. 293, Anmerk. 5 heißt: Der Kroatische Dialekt weiß nichts von unserm ta, ta, to. Er hat wirklich auch ta oder te im männlichen Geschlechte, so wie ta im weibl., to im sächsischen. S. 297 ist die Aeusserung über kdor und kar dahin zu berichtigen, daß das slawische relative she im Munde des Krainers in r überging, kdor ist das böhmische kdož. Nekdo ist gerade so zusammengesetzt, wie das lat. ali-quis, oder das deutsche je-mand. Das ne ist hier freylich nicht das negative ne, sondern das affirmative nje, welches der krainische Mund nur wie ne ausspricht. — Ganz richtig ist zwar (S. 302) die Bemerkung über das Zusammenwerfen mehrerer Formen des Verbi in den russischen Grammatiken; aber die vollständige Aufzählung der mancherley Formen wird auch hier

ver-

drey Abhandlungen kommen, neben vielen allgemeinen Tiraden, manche artige Bemerkungen vor, und der Verf. legitimirt sich durch diese Schrift überhaupt als ein Mann von Talent, Geistesbildung und Geschmack; aber so vorzüglich ist sie denn doch nicht, daß wir uns veranlaßt fänden, ihren Inhalt genauer durchzugehen, und noch mehr über sie zu sagen.

Unterricht für junge Theologen, die sich dem Predigerstande widmen und gute Kanzelredner werden wollen. Nach D. F. V. Reinhards und andrer Vorlesungen und Grundsätzen. Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung. 1809. 102 S. 8.

Es scheint, als wenn eine ältere Schrift von dem Verleger bloß mit einem neuen Titel versehen worden wäre. Ein Studiosus Theologiae, der den berühmten Reinhard, als derselbe noch in Wittenberg lehrte, gehört, und vier Jahre lang die Gottesgelehrtheit studiert hat, tritt nun auf, und will andere auch belehren, und zwar vermittelst nachgeschriebener Hefte und seiner theologischen Lectüre. Hier wollte er indeß nur einen Umriß der Homiletik liefern, und sich bloß über die Disposition, die gute Einkleidung und Darstellung, und endlich den Inhalt, oder, wie er sich auszudrücken beliebt, über Geist und Mark der Predig-

phrastische mit bodem fast durchgängig gebrauchen. Bey Truber findet man es auch noch mit hozho (liozhem), wie im Slavonischen. Lesti, pasti sind keine contrahirten Infinitive von lesiti, pasiti, sondern Infinitive von eigener Form, die die Bildungssylbe ti unmittelbar an die Stammsylbe anhängen, daher man auch greti, biti, suti für keine Contractionen von gresiti, bijiti, sujiti ansehen darf. Die Form auf iti ist von jener einfachern wohl zu unterscheiden. Wäre gleich bey den Paradigmen mehr Rücksicht auf die verschiedenen Formen genommen worden; so gäbe es der Anomalien weniger. Die Abweichungen der Verborum auf em (S. 338 f.) lassen sich zwar nach der gewählten Anordnung leicht auffinden, aber die Uebersicht der Analogien ist dadurch erschwert worden. Die Ausgänge bem und pem, dem und tem, lem und rem, sem und sem sollten also lieber mit einander verbunden werden. —

Das Verzeichniß der indeclinabeln Redetheile, so wie die Besorgung der weitern Correktur, verdankt Hr. K. nachdem er Laibach verlassen hatte; der Güte des Herrn Professor Vodnik, der mit der Bearbeitung eines Deutsch-Krainischen Wörterbuches seit langer Zeit beschäftigt ist. Die Adverbien sind nach den Fragen wo, wohin, woher u. s. w. aufgezählt. Unter den untrennbaren Präpositionen stehen blos ras, pre und spre; warum nicht auch o, vs, die in Zusammensetzun-

zwey andern Abschnitte dieser Schriftchen, nach des Verf. Versicherung; bis auf einige Stellen, von ihm rühren. Die Anzahl dieser Stellen mag übrigens nicht gar zu klein seyn; denn das Gewissen zwingt den Verf., in Bezug auf sie zu bemerken: „Wer kann auch eine Homiletik, oder nur einen Versuch dazu, ganz aus seinem Kopf schreiben, die vielen Beyspiele und Belege zum Behuf aufgestellter Sätze lediglich aus seiner eigenen Erfahrung hernehmen?“ Da beynahe drey Bogen von diesem Büchlein aus der Feder Reinhards geflossen sind: so enthält es allerdings manches Gute. Im Ganzen verdient es übrigens keine besondere Aufmerksamkeit.

Arzneykunde.

Die inländischen Surrogate der Chinarinde in besonderer Hinsicht auf das Kontinent von Europa, von J. C. Renard. Mainz bey F. Kupferberg. 1809. 8. S. 196.

Surrogate für ausländische durch die Zeitumstände so schwer zu bekommende Arzneymittel, auszufinden, gehört zu den lobenswerthen Bestrebungen der Aerzte; und wiewohl Rec. nach der reifsten Erwägung dieses wichtigen Gegenstands der Meinung ist, daß es kein eigentliches Surrogat gibt, das ist, daß nie ein Mittel im Stande sey

unter allen Umständen das andere vollkommen zu ersetzen; so verkennt er dennoch nicht, daß diese Nachforschung zu zwey wesentlichen Resultaten führt, erstens, daß im gänzlichen Mangel irgend eines Arzneykörpers, der Arzt ein anderes in Bereitschaft hat, das wenigstens in vielen Stücken mit jenem übereinkömmt; zweytens muß aus dieser wiederholten Nachforschung der mannigfaltigen Wirkungen der Arzneyen und ihrer Verhältniße gegen einander, nothwendig ein neues Licht über die Heilmittellehre verbreitet werden, und das Phänomen ist im Reiche der Wissenschaften gar nicht selten, daß indem man suchte, was nicht zu finden war, man endlich fand, was man nicht suchte. —

Hr. Renard liefert uns über Surrogate ein ziemlich weitläuftiges Buch, und indem er in der Einleitung mit bestimmter Kürze den Standpunct angibt, auf dem die praktische Heilkunde itzt stehet, zeigt er von S. 4 — 9 erstens die Seltenheit der guten Chinarinde, zweytens die nothwendige Theurung dieses Mittels, drittens dessen Verfälschung, viertens die Besorgniß dessen gänzlichen Mangels, wenn das Continent noch länger gesperrt bleibt, und endlich fünftens die Inconvenienz, daß dadurch viel Geld aus dem Lande geht. Rec. muß bekennen, daß diese schon längst bekannten Gründe hinreichend sind, jedes Bemühen zur Ausmittlung eines Surrogats zu rechtfertigen. Aber Hr. Renard sucht S. 11 noch andere Ursa-

chen aufzufinden, warum die Peruvrinde einen Stellvertreter verdiene und hierin geht er zu weit. „Andre Personen sah ich (das sind seine Worte), welchen die eigentliche Bitterkeit der Chinarinde unerträglich war.“ Rec. fragt, ob es irgend ein Arzneymittel gäbe, dessen Geschmack oder Geruch nicht einer oder der andern Person zuwider war. Soll daraus ein Vorwurf dem Mittel entwachsen? „Frauenzimmer, fährt er fort, und Franzosen??? verabscheuen diese Bitterkeit oft so sehr, daß sie ihre Krankheit lieber ihrem natürlichen Gange überlassen, als dieses Arzneymittel nehmen wollen.“ Rec. als vieljähriger praktischer Arzt, hat dieß bey Frauenzimmern nur äußerst selten wahrgenommen, auch war dieß der Fall bey den häufig bey uns erkrankten Franzosen keinesweges. Solche Uebertreibungen geziemen einem kaltblütigen Wahrheitsforscher nicht! Daß übrigens, wie Formay beobachtet haben will, einmal eine bestimmte Idiosynkrasie gegen die Chinarinde bey einem Kranken statt gefunden haben sollte, beweist abermals ganz und gar nichts; solche Geschichten werden von einer Menge Arzneyen und selbst Nahrungsmittel in den Schriften der Aerzte erzählt und kommen häufig in der Praxis vor.

Der Kampf, den hierauf der Hr. Verf. mit Hahnemann beginnt, der so sehr für die Eigenschaft der China, Wechselfieber zu heilen, spricht, ist ebenfalls nicht erschöpfend. Denn so sehr er sich

auch zu zeigen bemüht, daß alle Bestandtheile der Chinarinde, in andern Arzneykörpern anzutreffen seyen; so bekennt er doch S. 15, daß das Verhältniß dieser Bestandtheile in einzelnen Arzneysubstanzen sehr vielen Verschiedenheiten unterworfen sey. Daher entspringt auch, nach Rec. Meinung, die Eigenheit der China und ihre Heilkräfte, und so viele Beyspiele Hr. Renard auch zusammendrängt, welche beweisen sollen, daß Wechselfieber durch andre Mittel geheilt wurden; so ist ihre Zahl dennoch sehr gering, gegen jene die man von der China aufweisen kann.

Selbst des Hrn. Renard Hauptgrund, (wie er ihn zu nennen beliebt) daß man schon vor Entdeckung der Fieberrinde Wechselfieber aller Art mit inländischen Mitteln heilte, scheint Rec. äußerst einseitig zu seyn. Man schlage alle Autoren auf, die von den Wechselfiebern vor der Bekanntwerdung der China handelten, und man wird finden wie mühselig, und was hier hauptsächlich gilt, wie unvollkommen sie deren Beseitigung zu Stande brachten. Uebergang in eine andere schlimmere Krankheit war was gewöhnliches. Ein glückliches und schnell geheiltes intermittirendes Fieber, gehörte zu den Wunderkuren!

S. 25 eifert der Hr. Verf. mit vielem Rechte wider den unvorsichtigen Gebrauch des Opiums im Typhus. Nur hätte er nicht dazu setzen sollen „es ist sicher, daß der Mohnsaft durch seine narkotischen

Eigenschaften schwächt." Das Beyspiel der Tür-
ken, wenn sie sich dessen mit Mäßigkeit bedienen,
beweist das Gegentheil. Rec. ist der Meinung, daß
das Opium darum oft von so gefährlichen Folgen
im Typhus sey, weil es die ohnehin daniederlie-
gende, dem Organismus so nothwendige Irritabili-
tät der Nerven noch mehr vermindert, daher schnell
zu allen den Krankheiten führt, welche vom Ueber-
gewichte des venösen und lymphatischen Systems er-
scheinen; als Leberkrankheiten, Meteorismus,
hydrops acutus u. s. w. Uebrigens findet Rec.
des Hrn. Renard Beobachtung, daß man oft mit
Opium wider die Diarrhöen im Typhus nichts aus-
richte, dieß Jahr vorzüglich, in typhösen Fiebern
bestätigt.

Die Erfahrungen, welche der Hr. Verf. von
S. 27 — 30 anführt, welche beweisen sollen,
daß man in bösartigen Wechselfiebern auch mit an-
dern Mitteln glücklich war, schließt er folgender-
maßen: „demohngeachtet möchte ich doch nicht ra-
then in allen Fällen dieser gefährlichen Krankheit
statt Chinarinde andere Mittel anzuwenden." Bil-
lig hätte er uns die Fälle angeben sollen, wo die-
ser Versuch gewagt werden könnte. Aber die Stelle,
die er darauf zitirt: „in periculosis citoque de-
currentibus morbis (Rec. ist der Meinung, daß dieß
eben der Fall in den gefährlichen Wechselfiebern sey)
„citissime arripienda sunt optima et cito agen-
tia medicamenta" beweisen hinlänglich, daß

unter allen Umständen das andere vollkommen zu ersetzen; so verkennt er dennoch nicht, daß diese Nachforschung zu zwey wesentlichen Resultaten führt, erstens, daß im gänzlichen Mangel irgend eines Arzneykörpers, der Arzt ein anderes in Bereitschaft hat, das wenigstens in vielen Stücken mit jenem übereinkömmt; zweytens muß aus dieser wiederholten Nachforschung der mannigfaltigen Wirkungen der Arzneyen und ihrer Verhältniße gegen einander, nothwendig ein neues Licht über die Heilmittellehre verbreitet werden, und das Phänomen ist im Reiche der Wissenschaften gar nicht selten, daß indem man suchte, was nicht zu finden war, man endlich fand, was man nicht suchte. —

Hr. Renard liefert uns über Surrogate ein ziemlich weitläuftiges Buch, und indem er in der Einleitung mit bestimmter Kürze den Standpunct angibt, auf dem die praktische Heilkunde itzt stehet, zeigt er von S. 4 — 9 erstens die Seltenheit der guten Chinarinde, zweytens die nothwendige Theurung dieses Mittels, drittens dessen Verfälschung, viertens die Besorgniß dessen gänzlichen Mangels, wenn das Continent noch länger gesperrt bleibt, und endlich fünftens die Inconvenienz, daß dadurch viel Geld aus dem Lande geht. Rec. muß bekennen, daß diese schon längst bekannten Gründe hinreichend sind, jedes Bemühen zur Ausmittlung eines Surrogats zu rechtfertigen. Aber Hr. Renard sucht S. 11 noch andere Ursa-

sucht ??? u. s. w." Rec. wendet sich an alle wahrheitsliebende praktische Aerzte mit der Frage: ob sie je was mit diesem geringstärkenden Medicamente wider so bedeutungsvolle und äusserst schwer zu heilende Krankheiten, als der weiße Fluß, die eitrige Lungensucht, ausgerichtet haben? Und da es dem so ist, warum alte Uebertreibungen wiederkäuen? warum immer mehr den Gesichtspunct verrücken, wie die Materia medica zu unsern Zeiten behandelt werden soll? — Hr. Renard fährt fort und gibt den weisen Rath, achillea millefolium in den sogenannten activen Blutflüssen, nicht in Substanz, Aufguß oder Tinktur anzuwenden, was nur in passiven passe; sondern sich des Extracts oder der Abkochung zu bedienen. Gleich darauf behauptet er, „daß das Extract und die Abkochung, der wirksamsten Theile beraubt sind" und wann also das wäre, wie kann er solche nicht mehr zu wirken im Stande seyende Medicamente in einer Krankheit anempfehlen, deren schnelle Beseitigung für das Leben und die Gesundheit die gebieterischste Nothwendigkeit ist? — Allein es ist nicht dem so! Hr. Renard sagt es uns selbst, daß das mässige Extract herb und bitter, das geistige gewürzhaft sey; von der Abkochung ist es bekannt, daß sie angenehm bitter, reizend sey, die Verdauung befördere, die Bewegung des Darmkanals vermehre u. s. w.; wie kann also eine solche Arzney in activen Blutflüssen anempfohlen werden, die, so lange die

Energie der Blutgefässe gesteigert ist, nur solche Hülfsmittel nothwendig erheischt, welche letztere zu bezähmen geeignet sind? — — —

Der von S. 43 — 49 abgehandelte acorus calamus ist nach seiner Vortrefflichkeit gewürdigt und ist um so lesenswerther, da alle Präparate dieses trefflichen Mittels erörtert sind. Nur findet Rec. daß Hr. Renard die verjährten Uebertreibungen aufgenommen, und recht nach alter Manier, die bedeutungslosen und wichtigen Krankheiten in buntscheckiger Ordnung aufführt, wo der Kalmus geholfen haben soll. So wird gesagt, er wird empfohlen: „wider langwierige Katharre und Schnupfen, Wassersucht und Lähmungen, Schwäche des Magens und der Eingeweide, Blähungen, weißen Fluß, Unfruchtbarkeit u. s. w.

Von S. 49 — 55 wird von den Heilkräften der Rinde der jungen Zweige des aesculus hippocastanum wider intermittirende Fieber gehandelt. Wiewohl nun der Herr Verfasser keine eigne Erfahrungen darüber hat; so trifft man doch hier die von andern gemachten Versuche an. Die ferners S. 55 und 56 erwähnten zwey Pflanzen aethusa meum und agrimonia eupatoria sind längst, wegen ihrer Nutzlosigkeit, veraltete Mittel. Bey allium sativum wird sogar ein Sprüchlein der Salernitanischen Schule aus dem Todtenschlummer geweckt. Es lautet:

Allia, Ruta, Pyra et Raphanus cum The-
riaca nux,
Haec sunt antidotum contra lethale venenum.

Wahrlich man muß sich wundern, wie ein moderner Schriftsteller solches abgeschmackte Zeug wieder abschreiben kann.

Was von S. 58 — 62 über die bittern Mandeln gesagt wird, verdient Aufmerksamkeit. Auch die Angelikawurzel ist nach Verdienst gewürdigt. Ueber die Chamillen ist alles Merkwürdige gesammelt. Der Autor gesteht, daß er sie in Substanz einmal wider ein Wechselfieber anwendete, aber ohne allen Erfolg. Rec. hat dreymal denselben Versuch vergebens gemacht.

Von den Blumen sowohl als der Wurzel der arnica montana, wird von S. 76 — 84 alles wichtige gesagt, was sich über diese allerdings thätige Arzney nur immer sagen läßt. Auch kommen einige schöne neue Beobachtungen darüber vor. Schade daß auch hier das Uebertriebene von Löske und Murray nicht weggelassen wurde. — S. 88 kömmt das asarum europaeum vor. Zwar behauptet der Hr. Verf. nicht, daß dieß Mittel Wechselfieber heile oder sonst mit der Chinarinde rivalisire, aber er erzählt uns, daß St. Hillaire die Beobachtung machte, daß dessen Blätter auf die Thiere als heftiges Gift wirke, daß ein Maulwurf davon schnell getödtet wurde; wie aber alles dieses in ein Werk

kommt, das den Titel: inländische Surrogate der China führt, begreift Rec. nicht. — Was die atropa belladona betrifft, die nach dem nutzlosen asplenium vittoria abgehandelt wird; so hält Rec. es für äusserst gefährlich, sie, wie es Hr. Renard gefällt, als Surrogat der China aufzustellen. Wer nicht aus Büchern seine Kenntnisse über diese Giftpflanze, sondern aus Erfahrung und Versuchen gesammelt hat, der wird wissen, daß die Blätter dieser Pflanze, auch in den kleinsten Dosen, ein lästiges, zuweilen unausstehliches Brennen im Halse, starken Durst, Schwindel, Zittern der Glieder, gänzlichen Mangel an Appetit verursachen, Zufälle, die oft erheischen mit ihrem Gebrauche aufzuhören, wie kann man sie also der China gleich stellen? Rec. der viele Erfahrungen über diese Giftpflanze gemacht hat, kann sie nur in jenen Krankheiten anempfehlen, wo andere Arzneyen uns verlassen, als in amaurosis, hydrophobia u. s. w. Die S. 95 abgehandelte Chelidonium majus als Heilmittel wieder Wechselfieber, die mit kranken Lebern begleitet sind, gewinnt an Interesse durch die von Wendt angeführte Erfahrungen. Was S. 99 über die Heilkraft des centaurii minoris gemeldet wird; so ist keineswegs zu läugnen, daß sie, so wie alle übrigen stark bittern Medicamente zuweilen hinreichen, jene noch nicht lang anhaltende Wechselfieber zu heilen, die ihren Grund in den gestörten Funktionen der Verdauungswerkzeuge haben,

daß sie aber bey weitem nicht alle Wechselfieber heilen, hierüber darf man nur, wie Rec. oft gethan, den Versuch machen. Ganz unbedeutend aber ist zu diesem Behufe, das cichorium intybus. Die folgenden von Hrn. Renard erwähnten Mittel, als cochlearia officinalis, coriandrum sativum, craeus sativus, cuscuta europaea, stehen des Rec. Meinung nach nur da, um recht viele Mittel, die mit dem Buchstaben C. anfangen, aufzutischen. Denn sonst ist es kaum begreiflich, wie man ihrer da gedenken kann, wo das wichtige Thema zum Grunde liegt, ein Surrogat für die Perurinde aufzufinden. Die S. 104 erwähnte datura stramonium könnte allerdings in jenen Wechselfiebern passen, wo die Nerven an abnormer Irritabilität leiden. Wie aber ferners der dictamnus albus und eryngium campestre herkommen, das mag Gott und Hr. Renard wissen! Zwar erzählt er uns, daß Dr. Güthe mit dem täglichen Gebrauche eines Manipels von eryngium campestre zum Thee, eine Schwindsucht mit colliquatio purulenta völlig heilte; allein das lassen wir dem Hrn. Verf. allein glauben, der überhaupt in diesem Werke stark im Glauben ist. — Nicht mehr erheblich ist's, was S. 106 über euphorbia esula gesagt wird. Denn wie diese Pflanze in rußischer Sprache heißt, ist eben so uninteressant, als die Nachricht, daß man sonst in Paris die Rinde der Wurzel als ein geheimes Mittel wider Quartanfieber verkaufte.

Denn was für arcana für unzählige Krankheiten wurden nicht von Quacksalbern in Paris, London, Venedig zu Markte gebracht? — Mehr Aufmerksamkeit verdient das S. 109 beschriebene Cortex fraxinus. Dagegen hätte Rez. gern S. 110 die fumaria officinalis vermißt; so wie wiederum die gentiana lutea ganz gut gewürdigt ist. Das von S. 112 — 136 abgehandelte geum urbanum, verdient die höchste Aufmerksamkeit. Der Hr. Verf. tritt hier als Selbstbeobachter auf, die Krankengeschichten sind mit vieler Bestimmtheit vorgetragen, und die Anwendung dieser Arzney ist um so empfehlungswerther, da schon frühere Beobachtungen von deren trefflichen Wirksamkeit in intermittirenden Fiebern vorhanden sind. Die S. 137 beschriebene glecoma hedracea hätte billig ausbleiben können. Auch der helleborus niger Bey ilex aquifolium wird S. 142 Reils Bemerkung über dessen Heilkräfte wider Wechselfieber angeführt. Allein dieser wichtige Arzt gesteht selbst erstens, daß es weit langsamer als die China wirke, es werden zuweilen dazu acht bis vierzehn Tage erfordert; zweytens, daß es nicht so gewiß und sicher wie letztre heile, und so bleibt es immer ein äußerst mangelhaftes Surrogat. Nach der unbedeutenden inula helenium, wiewohl sie Hufeland (der des Hrn. Verf. Orakel zu seyn scheint) nebst vielen andern unter die inländischen Surrogate der Perurinde setzt; ferners den hieher nicht

gehörenden grünen Wallnußschaalen, das für sich allein unzureichende Leontodum taraxacum u. s. w. wird S. 150 von der mentha piperita gesprochen. Rec. schätzt dieß Mittel, besonders dessen distillirtes Wasser hoch, allein da es eine scharfe und dabey flüchtige Arzney ist; so zweifelt er sehr, daß es je ein Stelle der China vertreten kann. S. 153 braucht Hr. Renard ein Mittel, das als Surrogat auftreten soll, welches mit o. anfängt, und so muß die schuldlose, höchstens den Urinabgang ein wenig befördernde Wurzel der ononidis hircinae erscheinen. Da aber nichts zu ihrem Lobe gesagt werden kann; so wird ein Ungenannter citirt, der das Extract der ononidis spinosae (nach dem pharmaceutischen Namen) mit jenem des rothen Enzians im Eichenrindendecocte aufgelöst, als einen in seinen Bestandtheilen der China ähnlichen Arzneykörper erklärt. — — — Diesem berühmten Mittel folgt S. 154 der Saamen der Pastinaca sativa. Rec. hätte dieses schönen Surrogats der China kaum erwähnt, wenn der Hr. Verf. nicht dabey gezeigt hätte, daß er doch nicht allem Wust, den die alten Materia medicaschreiber oft auskramen, Glauben beymesse. Denn er behauptet mit einer ihm seltenen Kühnheit, daß Geoffroys Beobachtung, daß mit der Abkochung der Pastinakwurzel ein Wechselfieber geheilt wurde, schwer zu glauben sey. S. 155 wird das Phellandrium aquaticum und S. 157 Plantago major abgehandelt. Mit letztern

T 2

will Bergius Frühlingsfieber geheilt haben. Die S. 159 erzählten Versuche der französischen Aerzte im Spitale zu Berlin, von der Heilkraft eines Medikaments wider Wechselfieber, das aus gleichen Theilen der Wurzel des Bistata und Enzian bestand verdienen Nachahmung. Minder bedeutend ist die darauf folgende Potentilla reptans. S. 161 werden drey Geschichten eines Wechselfiebers erwähnt, wovon bey zweyen sich die Rinde des prunus cerasus heilsam bewiesen. Rez. ist der Meinung, daß wenn wir je so glücklich seyn sollten, endlich einmal ein Surrogat für die China wider intermittirende Fieber zu finden, dieß am allerersten in den Baumrinden entdeckt werden wird. Daher verdient alles Aufmerksamkeit, was Hr. Renard ferner über die Rinde des prunus padus, prunus spinosa, quercus robur und jener der salices sagt; er hat alles Bemerkenswerthe mit vielem Fleiße gesammelt. S. 179 kömmt die Salvia officinalis an die Tagsordnung, ihr folgt die scutellaria galericulata, sinapis alba et nigra, das höchst unbedeutende sisymrium nastortium, endlich solanum dulcamara. Nimmt man allenfalls den Senft aus; so muß man sich wundern, hier, der alphabetischen Ordnung zu Gunsten, Ingredienzen zu erblicken, die mit der Chinarinde nicht den leisesten Berührungspunct haben. Von taracetum vulgare bemerkt Hr. Renard S. 183, daß dessen Kraut sich in der Gicht, Würmern und Ka-

chexie viel Ruhm erworben hat. So wahr auch dieß von den Würmern ist, wenn es die ascarides sind, so muß doch jeder gestehen, daß der Ruf dieses Medicaments in der Gicht nur sehr gering ist. Ueber dessen Heilkräfte wider Kachexie läßt sich gar nichts sagen, da es dem Hrn. Verf. nicht gefiel uns zu bestimmen, welche Gattung von Kachexie er denn meine. — Bey der Erwähnung der tormentilla erecta nimmt Hr. Renard, nachdem er in diesem Buche so viele alte Arzneymittellehre-Schreiber auftreten ließ, sogar zu den Quacksalbern seine Zuflucht, diese sollen sich dieser Wurzel öfters bedienen, um Wechselfieber schnell zu unterdrücken. Das glaube, wer Lust und Liebe hat. — Denn daß Karthhäuser deren fein gepülverte Wurzel mit einem bittern Krauté, als Wermuth, Fieberklee u. d. g. zuweilen heilsam wider Wechselfieber fand, beweiset gar nichts, da bekanntlich die bittern Mitteln an und für sich diese Krankheit, unter den oben bereits angegebnen Umständen, oft zu heilen im Stande sind.

S. 187 werden endlich die inländischen Surrogate der China mit der Wurzel der valeria officinalis geschlossen. Rec. ist einer von denjenigen, die sich vielleicht, am häufigsten dieser Wurzel in typhösen Fiebern bedienen. Sie macht uns die virginische Schlangenwurzel ganz entbehrlich. Allein ihre Wirkung strebt stets zur Peripherie des Körpers, sie befördert die Ausdünstung, hilft die

abnormen Sekretionen, in Form der Ausschläge auf die allgemeine Bedeckung zu Stande bringen, kurz sie ist ein flüchtiges Reizmittel. Kann also nie als ein Surrogat für die China gelten, die in diesem Fieber dann nöthig wird, wenn die Sekretionen und Exkretionen zu viel werden und die Irritabilität der Nerven davon unterliegt. —

Die im Anhange angegebenen ausländischen Surrogate der Chinarinde sind noch durch zu wenige Versuche bewährt.

Statistik.

Salzburg und Berchtesgaden in historisch-statistisch-geographisch-und staats-ökonomischen Beyträgen. Herausgegeben von Joseph Ernst Ritter von Koch-Sternfeld, wirklichen Regierungsrath. Mit vielen Tabellen. Salzburg 1810. In der Mayr'schen Buchhandlung. In 8. 272 Seiten.

Unter den Ländern Deutschlands ist Salzburg keines der letzten, das bey den Veränderungen der Zeit nicht merkwürdige Schicksale erlitten hätte. Wahr ist es, daß die Bewohner dieser schönen Provinz weder an Wohlstand noch an Güte des Charakters gewonnen haben; allein der Weltbürger bürdet die Schuld nicht einzelnen Regierungen und Menschen auf, er sieht zwar mit

traurigem Blicke das Vorüberrollen der Zeit und das Zerknicken so mancher schönen Hoffnungen, aber er folgert aus ihnen Resultate, die ihren Ursprung auf die mannigfaltigen Wirkungen der allgemeinen Weltbegebenheiten zurück beziehen.

Ganz verschieden von dieser Ansicht ist jene des Bürgers einer einzelnen Provinz. Anders betrachtet Salzburg der Bayer, wieder anders der Oesterreicher, noch anders der Tyroler, und höchst abweichend von diesen sieht der Salzburger sein Vaterland an.

Wie Salzburg jetzt besteht, wie die Wunden aussehen, an denen es blutet, wie ihm zu helfen sey, und wo man die Mittel zu seiner Genesung im Innern finden könne, dieß ist der Zweck dieser Schrift.

Herr Regierungsrath von Koch-Sternfeld, ein vielseitig gebildeter Gelehrter und achtungswürdiger Staatsbeamter, liefert in diesem Buche die von verschiedenen Mitgliedern der Landesstellen auf die von der österreichischen Regierung 1806 und 1807 gestellten statistischen Aufgaben gemachten Elaborata. Die Verfasser derselben sind bey jedem genannt und somit gewinnt diese Schrift gewisser Massen eine officielle Publicität.

Das Werk beginnt mit einer generälen Uebersicht des Herzogthums Salzburg und des Fürstenthums Berchtesgaden, vom Regierungsrath von Koch-Sternfeld, welcher zwey Beylagen bey-

gefügt sind, deren erste die Resultate der Triangulirung von Salzburg und Berchtesgaden von 1805 bis 1808 enthält, die zweyte eine Uebersicht der geographischen Lage, Meereshöhe und Grösse der beyden Länder gibt.

Der Aufnahme des Generalstabes zu Folge befaßt Salzburg 163, und Berchtesgaden nicht volle 8, zusammen 171 □ Meilen.

Die Provinz hätte also an Feld- und Wiesenbau 360000 Morgen Landes; an Waldboden 520,000 Morgen; an Felsen, Weiden und Alpen 1,405,000, worunter 30 bis 36 Morgen sehr schlecht benützte Freyen und Gemeindeheiden sind; an Gewässern und Sümpfen 50,000. Diese letzte Zahl ist wahrscheinlich um ¼ zu gering, wenn man den täglichen Verlust an Boden durch den ungezähmten Lauf der Flüsse und Bäche erwägt. An Vieh nähret das Land: 1,160,097 Kühe; 50,750 Mast- und Schlachtrinder, 15,720 Pferde; 1,184,098 Schafe; 6600 Böcke; 8850 Ziegen; 14650 Schweine. Die Volkszahl wurde vor 12 Jahren ohne das Fürstenthum Berchtesgaden auf 200,000 Menschen berechnet. Die Zählung von 1806 gab für Salzburg . . 194390

für Berchtesgaden . . 8328

202718 Seelen.

Die Conscription von 1808 fand im Herzogthume Salzburg 187929
in Berchtesgaden . . 8276

196205 Einwohner.

mit Ausschluß des Landgerichts Lengberg. Man kann daher in Beziehung auf die vorzüglichsten Nahrungsquellen der Einwohner folgende Axiome annehmen:

1) mehr als 3 Fünftheile der ganzen Bevölkerung leben von der Landwirthschaft;

2) der Bergbau, die Salinen und die damit verwandten Gewerbe der Schiffahrt, der Holzwirthschaft u. s. w. ernähren einige tausend Menschen im Gebirge, in Hallein und Berchtesgaden.

3) Der Handelsstand der Hauptstadt ist bedeutend.

4) Der Transito belebt im Lande viele Gewerbe, Ortschaften und einige Marktflecken; Künste und bürgerl. Gewerbe aller Art mögen 1 Fünftheil der Einwohner erhalten.

6) In Hallein und Berchtesgaden wird viel Baumwolle verarbeitet.

7) Die Holz- und Beinwaaren-Manufakturisten in Berchtesgaden bilden einen Verein von 800 Gewerben.

8) Beträchtlich sind die Marmor- Stein- und Gypsbrüche. Am Untersberg, in Berchtesgaden, um Golling, Ainring u. s. w.

9) Die Teppich Krämer in Töfereggen.

10) Die Oehl- und Medicamenten-Träger Zillerthals.

11) Die Viehschneider Lungaus, und

12) Die Krautschneider des flachen Landes wandern alle Jahre aus, und kehren nicht wieder in voller Anzahl zurück.

Wir übergehen die historisch-statistische Skizze von dem Salzburgischen Ritterlehenhofe vom Regierungsrathe Koch-Sternfeld, und die Aphorismen des Salzburgischen Lehenrechtes und schreiten gerade zur ökonomisch-statistischen Uebersicht der Production aus dem Mineralreiche im Herzogthum Salzburg und Berchtesgaden von dem Regierungsrath und Director des Montanistischen Collegiums Caspar Schroll vor. Sie ist mit eben soviel wissenschaftlich mineralogischen Kenntnissen, als mit der Bekanntschaft der Producte, der aus ihnen verfertigten Materialien und der Bedürfnisse des Landes geschrieben, und wenn wir hier und da auch eine zu beschränkte Umsicht des eigentlichen Staatsinteresse von Salzburg wahrnahmen, so verdienen doch die vielen durchdachten Vorschläge und Bemerkungen alle Achtung und den Dank jedes Salzburgischen Patrioten.

Diesem Aufsatze ist eine numeräre Uebersicht der Naturprodukte aus dem Mineralreiche von dem Hofkammerrathe Reisigl und Ober-Revisor Auer beygefügt.

Beyliegende Tabelle gibt ein ausführliches Detail des Salzburgischen Bergwesens.

Der fünfte Aufsatz hat zur Ueberschrift: Ueber die inländischen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung, Prachtwaaren, Werkzeugen des Ackerbaues und der Handwerke, bearbeitet vom Regierungsrath Kürzer. Der Hr. Verf. behandelt zuerst das Salzburgische Getreidemaß; den Bedarf, die Erzeugung des Getreides, die Ergänzung vom Auslande, die Getreidepreise, ferner Wein und Luxusgetränke, Kleidung grober und feiner Gattung, Hüthe und Leder, Galanterie- und Prachtwaaren, Werkzeuge des Ackerbaues und der Handwerke, endlich die Verhältnisse der Masse und Gewichte. Dieser Abhandlung sind Tabellen beygefügt über das in der Hauptstadt Salzburg consummirte Vieh und erkaufte Getreide, in den Jahren 1805 und 1808; über das im J. 1808 vom Haus Oesterreich, Bayern und Salzburg zur Salzburgischen Hauptschrane geführte, hier verzehrte und wieder weggeführte Getreide, nebst dem Geldbetrage nach den aus dem ganzen Jahre sich ergebenden Mittelpreisen gerechnet; endlich ein Ausweis, was in die Provinz Salzburg im Militärjahr 1808 an Feldfrüchten vom Auslande Bayern ein und dahin ausgeführt wurde.

Dieser Aufsatz ist unstreitig einer der fruchtbaresten an statistischen Daten in dem ganzen Werke. Es thut uns leid, wegen Ersparung des Raumes

ihn nicht ganz hier anführen zu können. Er zeugt von genauer Sach- und Landeskenntniß und ist ein schöner Beweis der Ordnung und des Fleisses seines Verfs. Heil dem Lande, dessen Staatsbeamte die Publicität so wenig scheuen dürfen, daß sie die Resultate ihrer Verwaltung mit so vieler Freymüthigkeit dem Publikum vor Augen legen, und so selbst die beste Controlle ihrer Administration aufstellen.

Gegen den sechsten Aufsatz: Parallele zwischen Salzburg und der Schweiz in Rücksicht ihrer Natur- und Kunsterzeugnisse, mit Vorschlägen zur Erhebung der Industrie vom Regierungsrathe Koch-Sternfeld, müssen wir uns einige Erinnerungen erlauben. Wahr ist es, daß Salzburg in Hinsicht der Bergwerke ein grosses Uebergewicht vor der Schweitz hatte; dagegen zeichnete sich das letztere Land ungemein durch seine Regierungsform und den dadurch bewirkten Nationalgeist, so wie durch seine Industrie vor Salzburg vortheilhaft aus. Der Hr. Vrf. hat diesen Unterschied zu wenig berücksichtiget, und seine Paralelle ist daher mangelhaft geworden.

Der siebente Aufsatz ist überschrieben: über das National-Einkommen aus der Salzburgischen Viehzucht und Alpenwirthschaft. Auch dieser Aufsatz macht seinem Verfasser viele Ehre. Er wird einem künftigen Statistiker Salzburgs ein höchst interessanter Beytrag seyn und wir bedauern es

wahrhaft, nicht einige Daten aus demselben hier anführen zu können.

In dem achten Aufsatze: Bericht des Pflegers zu Mitterfill an die Regierung in Salzburg über die Ursachen des Geldmangels und des ökonomischen Verfalls der Staatsherrschaft Mitterfill in Pinzgau entwickelt der Hr. Verfasser mit vielem Scharfsinne die Quellen der Verarmung der Unterthanen. Versumpfung und Ueberschwemmungen, Hagelschlag, mehrmahlige feindliche Occupation des Landes, veränderter Waarenzug und Feuersbrünste sind die vorzüglichsten derselben.

Den verdienstlichen Aufsatz: über die Verhältnisse der Unterthanen und Grundherren, über Pfleg-Land- und Hofmarktsgerichte vom Regierungsrathe von Mayern, so wie den Nachtrag über die Pfleg- und Landgerichte, und über die Hofmarken vom Regierungsrathe Felner müssen wir, so ungern wir es thun, übergehen.

Sehr wichtig und zum Theile schon in einzelnen Parthien aus dem Archive des berühmten Freyherrn von Hormayr für Süddeutschland bekannt, ist der zehnte Absatz dieses Werkes: über die Verhältnisse des Handels, des Geld-Curses und des Mauth-Systems. Im Jahre 1806 entworfen vom Regierungsrath von Schallhammer. Nach den später aufgenommenen Resultaten abgeändert vom Herausgeber. Städte und Marktflecken des Landes zeugen Spuren eines frühen Wohl-

standes, der vorzüglich von dem Transito-Handel herrührt, welcher durch die Norischen Alpen ging, und den Süden mit dem Norden verband. Diese Lage machte die Salzburgischen Handelsleute zu den Spediteurs von halben Deutschlande und von Ober-Italien. Wenn gleich dieser Transito-Handel nicht mehr seine volle Ausdehnung hat, so gewinnen die Salzburger dennoch dadurch bis gegenwärtig ansehnliche Summen. Der Hr. Vrf. setzt nun die Vortheile des bisherigen Handels und der dadurch bewirkten Circulation des Geldes und Verdienstes auseinander und zieht dann die Bilanz, welche zum Vortheile Salzburgs ausfällt.

In dem vierten Abschnitte dieses Absatzes wirft der Hr. Vrf. einige Blicke auf die Circulationssummen, das Nationalvermögen und Nationaleinkommen. Er sagt zu Ende desselben, daß der unmittelbare Vortheil der Handlung des Landes etwas mehr als den eilften Theil der jährlichen Productionssumme betrage. Endlich entwickelt er mit vielem finanziellen Kenntnißreichthum die möglichen Hemmungen und Beförderungen des Handels. Nur bey gründlichen und erschöpfenden Berichten der Unterämter und bey einer so geringen Ausdehnung des Landes wie Salzburg läßt sich eine so trefflich Abhandlung denken; vorausgesetzt, daß das erste und wichtigste Bedingniß dazu nicht fehle, nähmlich ein wissenschaftlich gebildeter Kopf, der die einzelnen Daten zu einem Ganzen zu verei-

nigen, und aus demselben fruchtbare und in vielen Beziehungen interessante Resultate zu schöpfen weiß.

Wenn wir Hrn. v. Schallhammer auch nicht aus seinen sehr braven Recensionen in den von ihm redigirten Annalen kännten, so würde er sich durch diesen einzigen Aufsatz gegründete Ansprüche auf unsere Achtung erworben haben.

Diesem Aufsatze ist ein Bruchstück aus officiellen Verhandlungen über die Befugnisse des Salzburgischen Handelsstandes angehängt.

Die Fortsetzung machen Nro. XI über den Münzfuß und Geldcurs im Zillerthal, Windisch Matrey und Brixenthal vom Regierungsrathe von Schallhammer; Nro. XII über die Steuerverfassung von Berchtesgaden vom Regierungsrath von Mayern, Nro. XIII über die Steuerverfassung im Herzogthume Salzburg vom Regierungsrath von Mayern, Nro. XIV über das Decimations-Wesen im Herzogthume Salzburg vom Regierungsrathe von Felner. Den Beschluß macht Nro. XV ein Aufsatz über die Stamm- oder Familiengüter im Herzogthume Salzburg vom Regierungsrath Felner mit einer Beylage, welche ein tabellarisches Verzeichniß der im Lande Salzburg gestifteten Familien-Stammgüter enthält.

So interessant in mannigfaltigen Beziehungen dieses Werk ist, so konnten wir dennoch dem Plane unserer Annalen zu Folge darüber nicht aus-

führlicher seyn; wir sind aber überzeugt, daß, wenn der merkwürdige Inhalt dieses Convolutes für Deutschland näher bekannt werden wird, dasselbe auch so geachtet werden soll, wie es sein Reichthum an statistischen Daten, die wissenschaftlichen Kenntnisse der Salzburgischen Beamten und die edle Freymüthigkeit, mit welcher sie die Resultate ihrer Administration zur Wissenschaft des Publicums bringen, verdienen.

Aesthetik.

Lehrbuch der Aesthetik. Von Aloys Schreiber, der Philos. Doktor und Prof. der Aesthetik zu Heidelberg, Mitglied des Athenée de Vaucluse zu Avignon. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1809. S. 399.

Der selbstdenkende Verf. dieses Lehrbuchs gehört zu keiner ästhetischen Schule. Partheylos, klar und ohne philosophischen Wortprunk untersucht er das Gebiet des Schönen mit Ruhe, Scharfsinn und Liebe. Er erkennt eben so das Gute als auch das Schlechtere der alten und der neuen Aesthetik, und giebt uns manche neue oder doch berichtigte Ansicht, und manche treffende Bemerkung. Allein in der Wahl der gegebenen Beyspiele verschiedener Dichtungsarten ist er nicht immer glücklich. Auch

seine

Seine Urtheile über einzelne deutsche Dichtarten möchte Rec. nicht alle unterschreiben. So nennt er z. B. Hallern unpoetisch. Unmusikalisch ist Haller wohl; unpoetisch aber gewiß nicht. Unter den Choriphäen der lyrischen Poesie wird Schiller nicht genannt, der doch in der didaktischen Ode wahrhaftig vor allen obenan steht.

Hier und da dürfte Einiges auch mehr ausgeführt seyn. So wäre z. B. zu wünschen, daß der Verf. über den Unterschied der zwey Arten der Ballade, nämlich derjenigen, die einen historischen Stoff behandelt, und jener, die ihn selbst erfindet, etwas gesagt hätte. So ist auch das, was er über den Monolog sagt, viel zu wenig und keineswegs befriedigend und erschöpfend.

Einige Behauptungen des Verf. kann man nicht so geradezu gelten lassen, da er sie nicht beweiset. So müßte die Behauptung: „den Stoff des Epos giebt nicht die Geschichte, sondern die Sage, weil jene sich nicht poetisch gestalten läßt;" — wohl dahin beschränkt werden, daß der epische Dichter seinen Stoff nie aus der neuern Geschichte eines Volks nehmen soll, weil er sonst das dem epischen Dichter schwer zu entbehrende, und der Poesie sehr günstige Wunderbare aufgeben müßte. Auch widerspricht sich der Verf. in der Folge selbst, da er alle epischen Dichter in historische, romantische, und lyrisch — epische eintheilt, und bestimmt sagt, man hätte Unrecht, die

erste dieser drey Arten als mangelhaft zu verwerfen, und wenn die bisherigen Versuche auch nicht den strengen Anforderungen entsprächen, so zeigten sie doch, besonders Lucans Gedicht, daß sie des epischen Interesse's und des epischen Tons in hohem Grade fähig seyen. —

Indeß bleibt diese Theorie immer ein sehr schätzbarer Beytrag zu dem großen ästhetischen Gebäude, welches die Deutschen aufführen, und sein allgemeiner Theil ist noch viel gelungner, als der spezielle.

Mimigardia. Poetisches Taschenbuch für 1810. Herausgegeben von Friedrich Raßmann. Münster, bey P. Waldeck.

Die Seitenzahl dieses Büchleins ist, zum Glück, eben so gering, als — zum Unglück — sein innerer Werth. Man findet darin zwar viele neue Dichter, aber wenig neue Gedanken und Bilder. Ein großer Theil der Lieder ist matt, ein anderer wahnsinnig — fantastisch, und das Beste erhebt sich kaum über die goldne Mittelmässigkeit. Nur wenige Stücke zeichnen sich durch eine hübsche äussere Form aus, und einige Distichen sind gut. Ein prosaischer Aufsatz: Leib und Seele der Kunst, sagt mit sehr enthusiastischem Ton und hohen Worten weder viel Klares noch viel Wichtiges.

Einige in Musik gesetzte Lieder sind nicht mißlungen; nur wäre zu wünschen, daß das Accompagnement so gut wäre, als die Melodien fliessend sind.

Literargeschichte.

1) Memoria Joannis Mülleri. V. C. pot. Questphaliae Regis in republ. gerenda Consiliarii et Institutionis publicae supremi Directoris. Academiae Fridericianae Halensis authoritate scripsit Christianus Godofredus Schütz, Hist. literar. et Eloqu. Prof. ord. Seminarii Reg. Philolog. Director. Regiae Acad. Scientiarum Bavaricae sodalis ordinar. 1809. Halae in libraria Orphanotrophaei. 4. 32 P.

2) Johann v. Müller. Eine Gedächtnißrede gehalten im großen Universitäts Hörsaale den 14. Jun. 1809 von D. Ludwig Wachler, Consistorialrath und Prof. in Marburg. 1809. Marburg in der akadem. Buchhandlung. 8. 70 S.

Müllers Verlust hat ganz Deutschland, die ganze literarische Welt mitgefühlt, aber jenen Akademien, die leider nur kurze Zeit unter seiner Leitung standen, ziemte es vorzüglich, sein Anden-

ken feyerlich zu begehen. Wir wollen die Art sehen, wie sie dieß gethan haben, und zugleich einige Betrachtungen über den großen Mann hinzufügen, dazu wir durch diese Gedächtnißreden veranlaßt worden.

Nro. I. Der Hr. Prof. Schütz geht von der sehr wichtigen Bemerkung aus: daß es ungemein schwer sey, den Ruhm eines vorzüglichen Geschichtschreibers zu erlangen. In ihm muß sich der angestrengteste Fleiß, und eine beynahe mechanische Geduld mit dem lebendigsten Geiste, und mit einer glücklichen, unabhängigen Muße vereinigen. Wie wenige Deutsche genießen den Vortheil, wie Hume und Gibbon, ganz der Geschichte leben zu können! Kein Senat, kein National-Institut — jetzt etwa die Bayrische Akademie der Wissenschaften ausgenommen — versetzt sie in diese glückliche Lage. Es ist ein Wunder, sagt Schütz mit Recht, daß in Deutschland noch so viel für die Geschichte geschieht, obgleich wir der angefangenen und nicht vollendeten Geschichten genug haben. Auch Müller, so oft seine Aemter und seinen Wohnort wechselnd, konnte die Geschichte der Schweitz bekanntlich nicht bis auf seine Zeit fortführen: die fast 10 Jahre, die er in Genf zugebracht, waren die ruhigsten, die der Arbeit günstigsten seines Lebens. Der Hr. Prof. Schütz zeigt dann weiter an, wie sich Müller zur Geschichtschreibung überhaupt, und dann zu jener seines Vaterlandes vorbereitet habe,

und was — über die Eigenschaften eines Geschichtschreibers von ihm übereinstimmend mit Polyb und Cicero gesagt werden. Die auf mühsamen Forschungen, und auf angeführten Belegen beruhende Wahrheit, die freymüthige und doch die milde, galt bey ihm für die erste Eigenschaft jedes Geschichtschreibers. Eine gute chronologische und logische Anordnung, geographische Kenntniß des Landes, von welchem die Geschichte geschrieben wird, einige Kenntniß der alten und neuen Kriegskunst, vorzüglich die Kenntniß der vaterländischen und andrer Verfassungen, ein hellsehender politischer und staatsrechtlicher Blick und ein feingebildetes moralisches Gefühl sind nach Müllers Vorbild, weitere Haupt-Erfordernisse desselben. „Eodem juris communis sensu animatus regnorum Europae aequilibritati tuendae egregie favebat, eosque vaticinari et insanire dicebat, qui magnam totius Europae felicitatem futuram esse somniarent, si omnia ejus Regna in unum imperium evalescerent, quod unius hominis nutu et potestate regeretur, idque tum demum optabile fore praedicabat, si inventus esset princeps, divinae naturae virtutibus praeditus et ab omnibus humanitatis vitiis prorsus immunis. Ueber die Sentenzen, die Müller seiner Geschichte einwebte, bemerkt Hr. S. sehr richtig: Fortassis etiam locis communibus inserendis nemium indulsit, etsi multa ejus generis sapienter praecepta et breviter enuntiata magis prosunt,

quam delectant. Ganz einverstanden mit dem Verf. ist Rec. auch in dem Urtheile über Müllers Styl, da ist er am herrlichsten, wo Gefühl für vaterländische Freyheit und für große Thaten aus ihm spricht. In manchen andern Stellen ist er theils zu weitschweifig, theils und noch häufiger zu abgebrochen, zu dunkel, den alten Chroniken nachgebildet, oder fremd deutsch. Er selbst, der große Mann, verbesserte Vieles bey der 2. Auflage der drey ersten Bände, und seine Lieblings Idee war, wenn erst sein grösseres Geschichtwerk fertig seyn würde, ein kürzeres Handbuch der schweizerischen Geschichte mit aller Sorgfalt auf Anordnung und Styl zu verfassen. Jeder Geschichtschreiber weiß, wie wenig das historische Detail sich mit der Eleganz des Styls verträgt, und wie da, wo noch Materialien herbeyzuführen, kritisch zu sichten, und strittige Facta auszumitteln, Varianten der Geschichtschreiber zu beurtheilen sind — also in Werken, wo der Grund der Geschichte gelegt wird und welche daher minder glänzend, aber brauchbarer und literarisch nützlicher zu seyn pflegen, als ephemerische ästhetisch historische Versuche, mehr an Aufführung des Gebäudes, als auf Putzung desselben gedacht werden kann und darf. Ist einmal eine solche Arbeit gethan — dann kann der Geschichtforscher sich auch als Geschichtschreiber zeigen — er kann die Geschichte durch einen lebendigen Vortrag popularisiren, sie in die sogenannte feine

Welt, sogar in die Putzzimmer der Damen einführen. Nie wird er aber die historische Darstellung bis zur Poesie hinaufstimmen; denn folgende Stelle aus Schütz warnt ihn: His omnibus accedat, opportet scribendi artificium, ut historicus nec in vulgari et obsoleto sermone subsistat, nec ad poetici dicendi generis altitudinem evolet, quod vitium jam Lucianus in libello de conscribenda historia more suo salsissime reprehendit.

Die Schicksale Müllers, seinen Charakter als Mensch und als Weltmann berührt Hr. Prof. Schütz am Ende auf 2½ S. Was hier zu kurz behandelt worden, ersetzt

Nro. II. der Hr. Prof. Wachler. Er benutzte hiebey Müllers Selbstbiographie — die Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund, und die Briefe zwischen Gleim, W. Heinse und Joh. v. Müller: die beyden letztern lassen vorzüglich viel Blicke in das Innere von Müllers Seele thun. Ein Schüler von Schlözer, lernte er bald von diesem seinen Meister, seinen historischen Studien ganz eine staatsrechtliche und politische Richtung zu geben, und diese Richtung zog den Wunsch nach sich, in politischen Geschäften thätig mitzuwirken, und die Regeln der Weisheit, die in alter und neuer Geschichte liegen, practisch anzuwenden. Heiß und innig spricht sich dieser Wunsch in den Briefen eines jungen Gelehrten aus: auch dachte er sich die

Befriedigung desselben leichter, als sie war. Sein Vaterland schien ihm keine Gelegenheit zu einer ausgezeichneteren politischen Rolle darzubieten; er verlangte ins Ausland, in einen monarchischen Staat. Da empfing ihn die rauhe Wirklichkeit zuerst. Das in Europa damahls bestehende politische System hatte die ersten Stellen des Staats nur der Geburt und der Routine vorbehalten, die Theorie ward häufig verlacht, verachtet, mit der Praxis für unverträglich gehalten. Er reiste nach Berlin, um Friedrich dem Großen zu dienen, den sein idealischer Geist als den erhabensten aller damaligen Fürsten, als den durchdringendsten Kenner des Talents ansah, „er hatte eine Unterredung mit dem großen Könige, welche seine Bewunderung des seltenen Mannes vermehrte, aber der Wunsch, der ihn nach Berlin hingezogen hatte, blieb unerfüllt." Müller scheint auf einen plötzlichen entscheidenden Eindruck auf den großen König und auf seine Essais historiques gerechnet zu haben, aber der Eindruck erfolgte bey einem Monarchen nicht, der bey eignem Talent Gefühl, und bey seinem Mißtrauen gegen Fremde, und bey seiner Sparsamkeit, auch für die Ausschließlichkeit des Adels in Rücksicht auf höhere Staats- und Militär-Aemter eingenommen war. Müller ward nach des hessischen Ministers Schliefen Antrag Prof. der Statistik am Karolinum zu Cassel 1781 — bis 2. April 1783. Während dieses seines Aufenthalts scheinen seine Neben-

Blicke gegen das nicht entfernte Maynz, von woher der Weg nach Berlin führen könnte, gerichtet gewesen zu seyn; schon 1782 schrieb er seine Reisen der Päpste, in einem spätern Briefe an Gleim klagte er sich selbst an, während seines Aufenthalts zu Cassel sich beynahe katholisch geäußert zu haben. Er machte nämlich inzwischen die Entdeckung eines zweyten Grundübels, das damals in Europa und besonders in Deutschland herrschend war — der bald geheimen bald offenbaren Spannung zwischen den Anhängern der verschiedenen christlichen Religions-Partheyen. Sein moralisch-idealisirendes Gemüth träumte von einer baldigen möglichen Annäherung derselben, wenn nur von beyden Theilen Annäherungs Schritte geschähen und von der so wünschenswerthen Rücksichtlosigkeit auf Religion bey Vergebung der Aemter. So wollte er denn zeigen, wie ein Protestant über Anliegenheiten der katholischen Kirche vorurtheilsfrey schreiben könne. Er ward 1786 Bibliothekar in Mainz, schrieb 1787 die Briefe zweyer Domherrn, die Darstellung des Fürstenbundes, ward 1787 kurfürstlicher Kabinets-Sekretär, schrieb wieder Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde 1788, und über das kaiserliche Empfehlungs und Ausschließungsrecht bey deutschen Bischofswahlen 1789, ward 1789 kurmainzischer Staatsrath und Staatsreferendar. Die Französ. Revolution gab dem Fürstenbunde eine andere Richtung,

und machte die Existenz des Churfürsten von Mainz prekär — da reiste Müller mit Empfehlungen seines Churfürsten den 28. Aug. 1792 nach Wien und ward am 12. Febr. 1793 Hofrath bey der geheimen Hof- und Staatskanzley, schrieb 1795 und 1796 über den Preuß. Frieden zu Basel: die Uebereilungen, die Gefahren der Zeit — Mantua — die Ausbeute bey Borgoforte, ward im J. 1800 Hofbibliothekar, im J. 1804 nahm er seinen Abschied. Seinem obigen menschenfreundlichen Traume hatte er schon lange vorher Abschied gegeben. Doch erschien von der Gesch. schweizerischer Eidgenossenschaft des dritten Buches 2te Abtheilung 1795 mit dem Motto: Idem ego, qui olim.

Er trat als geheimer Kriegsrath und Historiograph in Preußische Dienste, da schrieb er 1805 über die Geschichte Friedrichs II. gab 1806 die Posaune des heil. Kriegs heraus, und kommentirte 1806, über den Untergang der Freyheit der alten Völker — die Schlacht bey Jena zertrümmerte sein 3tes schönes Ideal von der muthigen Aufrechthaltung des Gleichgewichts in Europa, damit in diesem zur Reife gekommenen Welttheil nicht dienen müsse, wer nicht will."

So hart behandelt von der Wirklichkeit, und um alle hohe Ideale seines Geistes betrogen, in Wien durch seine Gutmüthigkeit auch des größern Theils seines Vermögens beraubt, opferte er sein

ges Ideal auf, wo er die zwey andern retten und sich eine sorgenlose Existenz sichern zu können glaubte — er ward zuerst Minister Staatssekretär, und seit Febr. 1808 Staatsrath und Direktor des öffentlichen Unterrichts in Westphalen.

Ist irgend ein Lebenslauf lehrreich für junge und ältere sich dem Dienste des Vaterlandes, und den politischen Studien widmende Gelehrte, so ist es der von Joh. v. Müller. Den erstern mag er zur Mäßigung ihrer Hoffnungen und Erwartungen von ihrer künftigen Laufbahn, den letztern zum Troste dienen, wenn es ihnen auch im Kleinern nicht besser geht, und zugleich zur Ermunterung, dennoch so viel Gutes zu wirken, als möglich. Diesen Effekt kann des Prof. Wachler treffliche Gedächtnißrede nicht verfehlen.

„Wenn ihm, sagt unser Verf. S. 22 auch alles gelungen wäre, worauf er rastlos hinarbeitete, nimmer hätte er als Geschäftsmann den Ruhm und die Unsterblichkeit erlangen können, welche seine Schriften ihm zusichern." Mögen alle andre Wege zum Emporkommen verschlossen seyn, dieser bleibt noch jedem übrig, der Kopf, Herz und Ehrgefühl hat.

Müller selbst hat das Resultat seines Lebens in folgende Worte gelegt. „Was ist der Werth des Mannes, wenn nicht Geschicklichkeit zu möglichst Vielem, Genügsamkeit mit möglichst Wenigem, und Entschlossenheit zu Allem was recht und

edel ist. Wer dieses hat, dem wird keine philosophische, keine despotische Sophisterey den gesunden Sinn verrücken. In allen Weltveränderungen, im heimischen Gebirg und in entfernten Zonen wird er mit Freyheit und Würde sein Vaterland behaupten, oder herstellen, oder ein anderes gründen, oder zu sterben wissen wie ein Mann.

Es ist interessant, Wachlers Urtheil über Müller den Geschichtschreiber mit dem Schützischen zu vergleichen. „Man hatte Unrecht, gleich bey der ersten Erscheinung des herrlichen Nationalwerks unsern deutschen Historiker als Geistesbruder des Tacitus zu bezeichnen: der Römer ist melancholisch, Müller heiter; Tacitus Schriften regiert der Geist der Wehmuth und bitterer Resignation; in des Deutschen Ansichten herrschen Zuversicht und freudiger Glaube an die Menschheit. Beyde blicken auf eine bessere Vergangenheit mit regem Interesse zurück, aber Tacitus, um die Zeitgenossen unwillig zu strafen, und Müller um sie zur Eintracht und zum Brudersinn liebevoll zu ermuntern. Beyde lassen in Winken, und räthselhaften Andeutungen mehr ahnden als ausgesprochen ist, aber des Römers Schweigen klagt mißtrauisch das Jahrhundert an; des Deutschen Abgebrochenheit fließt aus gutmüthigem Vertrauen auf Selbstdenken, Erfahrung und Kenntnisse seines Publicums.

„Auch Müllers Sprache ist nicht immer nach Grundsätzen der Gerechtigkeit beurtheilt worden; man hat vergessen, daß er viele Sprach-Eigenthümlichkeiten seines Geburtslandes überwand und veredelte; mit den wenigen, welche seinem Style als ursprüngliche Malzeichen verblieben, sollte man Uncorrectheit nicht beweisen wollen. Seine Gedrängtheit und Kürze sind als folternde Dunkelheit und absichtliche Räthselhaftigkeit getadelt worden; aber es sollte nicht vergessen werden, daß ein Leben unter Urkunden oder Chroniken zur bündigsten Kürze und zum entschlossensten Zusammendrängen nöthigt, und daß der Kampf des Gedankenreichthums mit dem Ausdrucke sich triumphirend ankündigt. Mag der Styl bisweilen rauh seyn, er ist körnig und gediegen, selten ohne Anmuth; mag er abgebrochen und oft mehr als präcis seyn, er ist kraftvoll, männlich und sinnschwer.“ Der Recensent kann bey dieser Gelegenheit nicht läugnen, daß ihm Müllers histor. Styl nie musterhaft vorgekommen. Er hat die Schweizerische Geschichte nicht lesen können, er hat sie studieren müssen: zuweilen von S. zu S. von Blatt zu Blatt wiederhohlt durchlesen und durchdenken. Aber so ist das deutsche Publikum. Hätte Müller fliessend, verständlich rein geschrieben, er hätte jenes Aufsehen nicht erregt, das ihm gleich anfangs zu Theil ward. So hat Kant, so hat Jean Paul, so haben mehrere andre die Aufmerksamkeit durch die Dunkelheit ih-

ker Sprache auf sich gezogen. Bey grossen Männern hat die Mühe gelohnt, die auf die Entzifferung ihres Sinnes verwendet werden mußte: aber lächerlich machen sich die zahlreichen Nachäffer derselben, welche weder die Belesenheit und die Umsicht eines Johann Müller, noch den Tiefsinn eines Kant, noch den Witz eines Jean Paul besitzen, und die rauhe Hülle derselben nachahmen, ohne vollwichtige Kerne hinein legen zu können.

Noch eine literarische Eigenheit Müllers hat Wachler zu berühren vergessen. Diese war sein ungeheures Gedächtniß, besonders für chronologische Zahlen. Er wußte von den meisten Königen Europa's die Jahre der Geburt und des Todes auswendig; und berichtigte Anachronismen, die er in historischen Büchern fand, aus dem Stegreife. Zu seiner Weltgeschichte machte er Auszüge aus Büchern, auf einzelnen Zetteln, aber allemahl mit der Jahresbestimmung, jedes Jahr aber hatte sein eignes Fach, in welches die zu diesem Jahre gehörigen Zetteln zusammen geordnet wurden. Mit Hülfe dieser Zetteln ward dann die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit, zuletzt 1796 in deutscher Sprache umgearbeitet: aber die seit 1796 gesammelten Zettel wird Müller wahrscheinlich nicht mehr haben verarbeiten können. Während seines Aufenthalts zu Wien hat er unter andern das ganze Corpus der Byzantinischen Geschichtschreiber excerpirend

durchgegangen. Diese ungeheure Arbeitsamkeit konnte aber nicht anders als nachtheilig auf den Körper wirken: sie zog ihm triefende Augen zu, und war wohl mit Schuld an seinem zu frühen Verluste. Darum braucht der Gelehrte Unterstützung und Aufmunterung des Staates, weil er um etwas Grosses zu leisten, die Gesundheit, Farbe und Fülle des Körpers und somit einige Jahre seines Lebens daran setzen muß. In Ländern, wo es dem Gelehrten an Unterstützung, Beförderung, Aufmunterung mangelt, sieht der durch Geburt und Connexionen schnell Emporgestiegene, der Spaßmacher, der Wucherer, der Schmeichler, der Wollüstling, der Damenfreund, der Routinier, der jeder auf seine Weise sein Glück macht, mitleidig und spöttelnd auf den Gelehrten hinab, der bey seinem Fleisse darbt, im Staube modert, ja noch verfolgt wird. Diesem Spotte hat dann ein Gelehrter nichts anders entgegen zu setzen, als die allen jenen Classen von Menschen ganz unbekannte Erfahrung: daß die Arbeit des Geistes zugleich der edelste und reinste Genuß sey. Aber wehe dem Staate, wo diese Erfahrung und Ueberzeugung der einzige Lohn der Gelehrten ist! nur wenige haben Sinn für, und Genügsamkeit mit diesem Lohn; nur wenige werden daher den Wissenschaften treu bleiben, die andern werden schlafen, und des Lebens körperlich geniessen, wie ohnehin so manche

Professoren so mancher „antiquissimae & celeberrimae Universitatis“ thun.

Wachler wirft nun einen Blick auf den moralischen Charakter Müllers. Er spricht ihn zuerst vom politischen Wankelmuthe frey, wie dem Rec. dünkt, mit Recht; sein Leben, auf obige Art nach jenen 3 Idealen Müllers gefaßt, widerlegt alle dießfällige Vorwürfe. In einigen 1795—1796 herausgegebenen Broschüren, hatte Müller einige auffallende Ausdrücke von Volksjustiz u. dgl. gebraucht; dieß ward öffentlich gerügt. Müller an Statt darüber empfindlich zu seyn, fühlte seinen Irrthum selbst; und gestand in einem Briefe an Gleim: „Die politische Laufbahn habe die ihm eigene Freymüthigkeit gemindert, und ihn gewöhnt, manches mehr nach dem Augenblicke, als in sich und im Grossen zu betrachten und Urtheile zu fällen, welche nach kurzer Zeit er selbst nicht billigen konnte.“ Diese Stelle charakterisirt den wahrhaft grossen, über alle kleinliche Eitelkeit erhabenen Mann; unsre heutigen sich groß wähnenden Geister vertragen dagegen durchaus keinen Tadel; infallibel in ihrem Wahne, verfolgen sie mit unversöhnlichen Hasse, den, der ihnen nicht blindlings huldiget.

Müller klagte sich oft selbst des Mangels an Anpassung an das gesellige Leben an, aber einzig in seiner Art war er in literarischer Willfährigkeit,

in

in Mittheilung von Büchern und literarischen Hülfs-mitteln, in Belehrung, Ermunterung und Leitung jüngerer Gelehrten, in gerechter, selbst schonender Würdigung jedes literarischen Verdienstes. Was Andre als besondere Gunst anrechnen, hielt er für Pflicht, den Gebrauch literarischer Hülfsmittel so leicht als möglich zu machen. Seine lange innige Jugendfreundschaft mit Bonstetten hatte in ihm das Bedürfniß geweckt, seine Ideen und Ansichten gerne mit jenen Anderer auszutauschen. Männer von entgegengesetzten Temperamenten, und verschiedenen Studien vereinigten sich in seiner Nähe. Wo er weilte, hat er überall treue, ihm herzlich ergebene literarische Freunde hinterlassen. Mit Zutrauen sahen alle Akademien auf ihn hin, als er Director des öffentl. Unterrichts in Westphalen geworden. Mit Sehnsucht wartet ganz Deutschland auf die vollständige Sammlung aller seiner Schriften und auf die Herausgabe seines handschriftlichen Nachlasses; besonders der 30 Bücher seiner Weltgeschichte, welche nach seinen eigenen Ausdrücken versinnlichen sollte „wie das, was der Eine den Weltgenius, ein Anderer die Vorsehung, und ein Anderer Glückzufall, Schicksal nennt, gewirkt hat, wie dieß und jenes zur Reife kommen mußte, wodurch allemahl die Welt unwiderstehlich anders werden mußte, so daß man es kommen sieht, und meint, es wäre zu errathen gewesen."

Hr. Wächter gibt als Zugabe Simeons Rede an Müllers Grabe, und Mitscherlichs Leichen-Gedicht: und der Rezensent schließt mit Mitscherlich:

Supremum salve, sancta Anima, atque vale!

Intelligenzblatt der Annalen der Literatur und Kunst.

Februar, 1810.

Inländische Nachrichten.

Beförderungen, Belohnungen und Ehrenbezeugungen.

Se. Majestät der Kaiser haben geruhet, dem durch mehrere vortreffliche chirurgische Werke rühmlichst bekannten, um die leidende Menschheit durch seine glücklichen Operationen; so wie um die Wissenschaften durch seine rastlosen Bemühungen und Forschungen gleich verdienten Primatwundarzte am hiesigen allgemeinen Krankenhause, Hrn. Franz Edlen von Rudtorffer, der Arzneykunde und Wundarzneykunde Doctor, und mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitgliede, die durch den Tod des allgemeinen verehrten Leber erledigte Lehrkanzel der theoretischen Wundarzneykunde an der hiesigen k. k. Universität zu verleihen.

Er eröffnete seine Vorlesungen am 12. Jänner d. J. mit folgender Rede:

Hochansehnlich Versammelte!

Haben Se. Majestät der Kaiser meine geringen Verdienste gewürdiget, und mir diesen Lehrstuhl ertheilet, so ist dieß eine Aufforderung, alle meine Kräfte aufzubiethen, um mich durch die genaueste Erfüllung meiner Pflichten, dieser allerhöchsten Gnade würdig zu machen.

Es ist mir keinesweges unbekannt, wie schwer es ist, die Stuffe eines so wichtigen Platzes zu besteigen, auf welchem seit einem halben Jahrhundert ein so verdienstvoller Mann als Lehrer sich auszeichnete, dessen Nahme einem jeden das heiligste Andenken zurück läßt, und der sich einen unsterblichen Ruhm bey der Nachwelt erworben hat. Denn wer ist wohl unter unseren heutigen Wundärzten Oesterreichs, der nicht aus dem Munde dieses würdigen und unvergeßlichen Mannes, wohlthätige, dem Besten der leidenden Menschheit entsprechende Lehren schöpfte? Aber auch diese Beschwerde soll meinen Muth nicht zurück scheuen, sondern noch vielmehr aufmuntern, die angetretene Bahne mit ausharrender Anstrengung fortzuwandeln.

Mit dem innigsten Vergnügen finde ich in dem Zirkel dieser ehrwürdigen Versammlung Männer, die mir einstens Lehrer waren, und auch Freunde, die durch ihren lehrreichen, und freundschaftlichen Umgang meine keimenden Ideen, zur früheren Reife brachten, und denen ich dadurch mein gegenwärtiges Seyn zu verdanken habe: Empfangen Sie dafür meinen öffentlichen und wärmsten Dank, unterstützen Sie den, der nun in ihre Mitte getreten ist, und der sich als ein neues Mitglied an Sie anreihet, mit Ihrem ferneren Wohlwollen. Stets werde ich auf Ihre Unterstützung rechnen, mein Dankgefühl soll dafür unverlöschlich bleiben.

Und nun noch ein Wort zu Ihnen, verehrte Zöglinge! Folgen Sie dem Beyspiele so vieler grosser Männer, streben Sie nach dem schönsten Ziel, nach dem Ziel der Vollkommenheit: Ihr Fleiß, und ihre Aufmerksamkeit, die Ihnen bey dem Unterricht so vieler würdiger Lehrer Gewinn bringt, und die ich Sie auch meinen Vorlesungen zu schenken bitte, sind die sichersten Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Soll ich mir einstens Ihren Dank erwerben, so wird mir dieß die gewisseste Ueberzeugung geben, meine Dienstpflicht erfüllt zu haben, und dieß wird der schönste Lohn seyn, den ich von der Zukunft erwarte.

Da ich von Einer hohen Landesstelle den Auftrag erhielt, Ihnen den theoretischen Theil der Wundarzneykunst, nebst der chirurgischen Instrumenten- und Bandagen-Lehre vorzutragen, so habe ich die Ehre, meine erste Vorlesung mit einer kurzen Uebersicht der Geschichte der Wundarzneykunst zu beginnen rc. rc.

* * *

Se. Majestät haben den um die kaiserlichen Fabriksanstalten hochverdienten Hrn. Regierungsrath und Director der k. k. Porzellanfabrik Matth. Niedermayer zum wirkl. k. k. Hofrathe zu befördern geruhet.

* * *

Se. Majestät der Kaiser haben geruhet, den Hrn. Peter Joris, ehemahligen Lehrer des Kronprinzen k. H. und k. k. Büchercensor, der sich anspruchslos und im Stillen so viele Verdienste um die Naturgeschichte und Technologie erworben hat, zur Belohnung derselben zum k. k. Rathe und Adjuncten des Directors der k. k. Porzellanfabrike in Wien zu ernennen.

* * *

Herr Carl Schenk, Arzt und Landschafts-Physikus in Baden, hat von dem Kaiser Napoleon durch

Se. Exc. den Marschall Herzog von Friaul, ein Geschenk von 300 Napoleonsd'or erhalten, welches von folgendem schmeichelhaften Schreiben begleitet war: „Se. Maj., mein Herr, haben mir den Auftrag ertheilt, Ihnen Höchst Ihre Zufriedenheit mit der Sorgfalt, welche Sie auf die Behandlung der Verwundeten Höchst Ihrer Armeen verwendeten, zu bezeugen, und Ihnen zu gleicher Zeit Beyliegendes als Beweis Höchst Ihrer Freygebigkeit einzuhändigen. Genehmigen Sie u. s. w.
Unterzeichnet:

der Herzog von Friaul.

* * *

Herr Johann Weindl, akademischer Kupferstecher und anatomisch-pathologischer Zeichner der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie hier, hat dem Vice-König von Italien, den ersten Band seines großen mit ungemeinem Fleiße verfaßten Kupferwerkes unter den Titel: Anatomische Tabelle nach der Wachspräparaten-Sammlung der k. k. Josephs-Akademie in Wien überreicht. Se. kaiserl. Hoheit haben ihm Ihre Zufriedenheit darüber zu bezeugen geruhet, und befohlen, eine beträchtliche Zahl Exemplare dieses Werkes zum Gebrauche Ihrer Feldspitäler aufzukaufen.

* * *

Das hochwürdige Domkapitel an der Prager Metropolitankirche hat den Herren Karl Franz Fischer, Doctor der Theologie, k. k. Professor der griechischen Sprache, der biblischen Auslegungskunde, und der Einleitung in die Kenntniß der Bücher des neuen Bundes an der k. k. Karl Ferdinands Universität, Canonicus der Kollegialkirche bey allen Heiligen am Prager Schlosse, Examinator der Kandidaten zu Kuratbeneficien in der Prager Erzdiöces, wie auch der an der dasigen Universität studierenden Königgrätzer Diöcesantheologen bischöflichen Ephor, dann k. k. Prodirector der theolo-

gischen Fakultät, zum Kapitularen dieses hohen Domstiftes gewählt; in welcher Eigenschaft derselbe von Sr. k. k. Majestät bestätiget worden ist.

* * *

Die Herren Medicinae et Chirurgiae Doctoren, Fritze und Höger, gewesene Assistenten der medizinisch-chyrurgisch-praktischen Schule am allgemeinen Krankenhause in Wien, haben, und zwar jener: die Professur der praktischen Chirurgie, und dieser die Lehrkanzel der speziellen Pathologie und der praktischen Medizin, an der k. k. Universität zu Prag erhalten.

* * *

Das ehedem von dem Med. Dr. und Prager kön. Stadtphysikus Trzebizky bey der k. ökonomisch-patriotischen Gesellschaft in Böhmen geführte Sekretariat dieses gelehrten Vereins ist nun in zwey Theile getheilt, und den zweyen Mitgliedern dieser Gesellschaft, Herrn Franz Schmied, Doctor der Philosophie, Professor der Physik, und dem Herrn J. U. Dr. Gustav Kopetz, Professor der politischen Wissenschaften an der Prager Universität, sammt den damit verbundenen Emolumenten verliehen worden.

* * *

Herr Johann von Beyerwek, k. k. wirklicher Gubernialrath und wirkliches Mitglied der k. k. ökonomisch-patriotischen Gesellschaft in Böhmen, ist von Sr. k. k. apostolischen Majestät zum Kreishauptmann des Czaslauer Kreises; und Herr Adalbert Walkony, ehedem k. k. Schulkreiskommissär, dann zweyter Kreiskommissär des Taborer Kreises in Böhmen, zum ersten Kreiskommissär des Rakonitzer Kreises befördert worden.

* * *

Dem, um die Bildung geschickter Wundärzte, um Beförderung einer zweckmässigen Verfassung der Erziehung der Waisenhaus-Jugend, so wie um Verbreitung vielfaches andern Guten sehr verdienten Doctor der Chyrurgie, Magister der Geburtshülfe, Physikus der Judenstadt, und Mitvorsteher des Erziehungsinstituts bey St. Johann dem Täufer zu Prag: Herrn Adam Feninger, *) haben Se. k. k. Majestät die grössere goldene Ehrenmedaille zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste, zu ertheilen geruhet.

* * *

Die philosophische Fakultät an der Universität zu Prag hat im Jahre 1808 den Herrn Heinrich Hann, Bürgermeister der k. Kreis- und Leibgedingstadt Königrätz; und dem Herrn Wenzel Zyka, Weltpriester und Präfekten am k. Gymnasium zu Kommothau in Böhmen, zu Doctoren der Philosophie promovirt, und ihnen die Diplome hierüber zugestellt.

* * *

Die Chorherren des Prämonstratenser Stiftes Strahof zu Prag: Stoppani und Pfeiffer, welche sich als Professoren der Theologie, bey der, von Sr. Hochwürden dem verdienstvollen Prälaten dieses Stiftes, und des kaiserlich-österreichischen Leopoldsordens-Ritter, Herrn Milo v. Grün, in diesem Stifte eingeführten, und unter dessen Leitung stehenden theologischen Studienanstalt vorzüglich auszeichneten, hat die theologische Fakultät zu Prag im November 1809 zu Doctoren der Gottesgelehrtheit befördert.

---

*) Sieh die vaterländischen Blätter des österreichischen Kaiserthums, und unsere Annalen. Jahrgang 1808. Intelligenzblatt vom Febr. Seite 63 und 64.

* * *

Herr Vincenz Titze, Med. Dr., Magister der Geburtshülfe und Stadtarzt in Rakonitz (würdiger Bruder des Herrn Franz Nikolaus Titze, Doctors der Philosophie, k. k. Professors der allgemeinen Weltgeschichte an der Prager Universität, und Historiographen des Königreichs Böhmen) wurde von den hochlöbl. Hrn. Ständen dieses Königreiches zum k. Physikus des Bidschower Kreises ernannt, und von höchsten Orten in dieser seiner neuen Anstellung bestätigt.

* * *

Herr Johann Anton Jandera, aus Horzitz in Böhmen, der Geburtshülfe Magister (würdiger Bruder des Herrn Ladislaus Jandera, regul. Canonicus des Prämonstratenser Stiftes Strahof, Doctors der Philosophie, und k. k. Professors der reinen und angewandten Mathematik an der Universität zu Prag) wurde am 4. December 1809 von eben dieser hohen Schule zum Doctor der Arzneykunde promovirt.

* * *

An der Hauptschule zu Kommothau wurde der bisherige Lehrer der Zeichnungskunst, der Geometrie, Mechanik und bürgerlichen Baukunst: Herr Gottlob Förstl, zum Director dieser Lehranstalt befördert.

* * *

Zu Ende Augusts 1809 wurde an der Universität zu Prag die Wahl eines Rektors dieser hohen Schule und der Decane der vier Fakultäten vorgenommen.

Zum Rector Magnificus wurde erwählt:

Der hochwürdige Herr Carl Franz Fischer, der Theologie Doctor und emeritirter k. k. Professor der biblischen Auslegungskunde; Canonicus ecclesiastes am Domstifte der Metropolitankirche zu St. Veit in Prag, Prodirector der theologischen Facultät rc.

Zum Decan der theologischen Facultät wurde gewählt: Herr Abbé Franz Faulhaber, Doctor der Philosophie und Theologie, k. k. Professor der Pastoraltheologie und Examinator der Kandidaten zu Kuratbenefizien der Prager Erzdiözes.

Zum Decan der juridischen Facultät: Herr Caspar Korbik, J. U. Dr. und beeideter Landesadvocat im Königreiche Böhmen.

Als Decan der medizinischen Facultät wurde Herr Joseph Rottenberger, der Arzneykunde Doctor, k. k. Professor der höhern Anatomie, Physiologie und Augenkrankheiten (welcher diese Würde schon in den Jahren 1799 bis 1802, dann im Jahre 1808 und 1809 begleitete) neuerdings bestättiget.

Zum Decan der philosophischen Facultät wurde erwählt: Herr Carl Mathias Ehrlich, Doctor der Philosophie, des Prämonstratenserstifts Strahof Chorherr, und Professor der Religionswissenschaft am k. k. Kleinseitner Gymnasium zu Prag.

* * *

Hr. Franz Claviger erster Wundarzt und Geburtshelfer bey dem allgemeinen Krankenhause zu Brünn, hat von Sr. Majestät dem Kaiser eine jährliche Zulage von 300 fl. ad personam wegen seinen Verdiensten um die Kuhpoken-Impfung in Mähren erhalten.

Nekrolog.

Den 25. August 1809 starb zu Wien Herr Franz de Paula Gaheis, Magistratssekretär der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, im 46. Jahre seines Lebens. Zu Krems am 4. April 1763 geboren empfing er den ersten Unterricht in den Wissenschaften von den Jesuiten. Hr. Lorenz Leopold Haschka, als Jesuit, und Hr. Franz Reinhold Müller als Piarist waren unter

seines Lehrers; er trat dann in den Orden der frommen Schulen, wo er als Clericus mit seltenem Eifer das Amt eines Katecheten führte.

Im Jahre 1787 wurde in der Kreisstadt Korneuburg eine deutsche Hauptschule errichtet, und dem Hrn. Gaheis der Antrag gemacht, dieser neuen Lehranstalt als Director vorzustehen. Er nahm ihn an und begleitete sein neues Amt durch einen Zeitraum von 10 Jahren mit dem besten Fortgange der Schuljugend. In dieser Periode seines Lebens schrieb er die meisten seiner pädagogischen Schriften. Ihm verdankt Korneuburg die Errichtung einer Industrie-Schule für Mädchen, welche noch besteht.

Sein Hang zur Literatur, dem er alle bessern Aussichten seines Lebens aufopferte, setzte ihn mit vielen Edeln seines Vaterlandes und selbst im Auslande in Verbindung, unter diesen waren Professor Alter, Educationsrath Andre, Hofsecretär Armbruster, Hofrath Becker, Campe, Gall, Hofarchitect edler von Hohenberg, Koller, Lavater, Joseph May, Director des Taubstummen-Instituts, Parizeck, der selige Doctor Stoll, dessen Sohn er unterrichtete, van Swieten, Wilfling, Wieser u. s. w.

Nach einem Aufenthalte von 10 Jahren zu Korneuburg wurde Gaheis auf gnädigsten Special-Befehl des Kaisers Franz II., bey dem Magistrate zu Wien angestellt, nachdem ihm der Magistrat und die Bürgerschaft zu Korneuburg zum Danke für das vortrefflich geführte Directorat ihrer Hauptschule noch aus freyem Antriebe das Ehrenbürgerrecht ertheilt hatten.

Seit dem Jahre 1798 befand sich nun Gaheis als Magistratsregistrant zu Wien, wo er auch im Jahre 1799 das Bürgerrecht erhielt, und die Ehre genoß, von dem seligen Staatsminister Grafen von Rottenhan zur Verfassung neuer Schulschriften und zu pädagogischen Ausarbeitungen für den neuen Studienplan verwendet zu werden.

Am 7. September 1802 wurde Gaheis als Registrant nebstbey noch zum zweyten Actuar bey der in Wirthschaftssachen aufgestellten Magistratscommission bestimmt. Bey dem Senate in politisch-ökonomischen Angelegenheiten des Magistrats wurde im Jahre 1804 die Stelle eines Secretärs erledigt, Gaheis bewarb sich um dieselbe und erhielt sie unter Besiegung mancher Schwierigkeiten.

Wenn er als Beamter sich durch ausgezeichneten, oft laut ausgesprochenen Patriotismus, durch Kenntniß des Geschäftes, durch unermüdete Thätigkeit und seltenen Eifer in Erfüllung seiner Berufspflichten auf den Dank und die Erkenntlichkeit seiner vorgesetzten Stelle die rechtlichsten Ansprüche erwarb, so hat er sich als Gelehrter um die Wissenschaften, so wie als Mensch um Hülfsbedürftige und Nothleidende vielfach verdient gemacht. Seine herausgegebenen Werke sind eben so erfreuliche Beweise seiner scientifischen Bemühungen, als schöne Zeugnisse seiner mannigfaltigen Kenntnisse. Vor allem kann man ihm durchaus nicht absprechen, daß er für die Pädagogik ein entschiedenes Talent hatte. Seine pädagogische Laufbahn, so wie seine über dieses Wissenschaftsfach herausgegebenen Schriften zeugen von seltener Verwendung und von den grossen Fähigkeiten dieses Gelehrten.

Wenn er in der Dichtkunst weniger Ausgezeichnetes leistete, so hat er dieß mit allen wissenschaftlichen Männern gemein, daß sie sich immer auf das am wenigsten zu gute halten, worin sie am meisten glänzen.

Als Mensch beweinen ihn die vielen Leidenden, denen er geholfen, die vielen Unglücklichen, denen er Trost gebracht und seine Freunde, die an ihm einen gebildeten Mann und einen treuen Vertrauten ihres Herzens verloren haben. Auch die Jugend, der er sich so oft mit socratischer Herablassung freundlich genähert hatte, empfindet seinen Verlust.

Er hinterläßt eine tiefbewegte Gattinn, die seinen Werth ganz kannte und sein Andenken nie aus ihrem Herzen verlieren wird.

Möchte diese kurze Skizze seines vielfach thätigen Lebens ihren Zweck erreicht haben, nähmlich zu zeigen, daß Gaheis als Lehrer, Schriftsteller, Beamter und Mensch Achtung und eine biedere Thräne verdient.

Seine in verschiedenen Zeiträumen herausgegebenen Schriften sind folgende:

Handbuch einer Methodik des ersten Unterrichts für die deutschen Schulen. (Wien bey Aloys Doll 1800. 3. Auflage.)

Wörterbuch (kleines) der deutschen Sprache und Rechtschreibung für jedermann, besonders für den Beamten, Geschäftsmann und den deutschen Schulstand. Aus den größern Werken Adelungs, Eberhards, Campens ꝛc. gezogen. (Wien 1799 bey Aloys Doll.)

Diesem Wörterbuche zur Seite stehen noch zwey andere, ein kleineres, welches Herr Gaheis, für Landschullehrer, und ein größeres, welches er zum allgemeinen Gebrauche nach Art der englischen und französischen Taschenwörterbücher heraus zu geben bereit war.

Biographien der österreichischen Dichter vom Jahre 1190 bis 1800. Wien 1801.

Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien, vom Jahre 1797 bis 1801. 3. Aufl.

Predigten zur Beförderung christlicher Vaterlands- und Fürstenliebe. Wien, 2. Aufl. — Die erste kam zu Wien und Prag heraus.

Der gute Wilhelm. Ein kleiner Roman für Kinder. 2 Abtheilungen. Wien bey Hanl, 1786.

Neue Kinderbibliothek, 6 Bändchen. 3. Aufl. Wien 1797.

John Browns System der Heilkunde im gedrängtem Auszuge. Wien 1797.

Neuer Wiener-Musenalmanach auf das Jahr 1800 und 1801. Wien bey Schaumburg und Doll.

Deutsche Sprachübungen nach einer neuen Lehrart. Wien bey Ant. Doll 1801.

Verschiedene einzelne kleinere gedruckte Schriften nebst den mancherley Aufsätzen mit und ohne seinen Nahmen in verschiedenen Sammlungen und periodischen Schriften, z. B. im literarischen Anzeiger (zu welchem Institut Herr Gäheis als Mitarbeiter eingeladen wurde), im patriot. Tagebl. u. s. w.

Von seinen Kindergebethen — einem seiner ersten literarischen Producte vom Jahre 1786 — erschien 1801 die 6. Auflage und im Jahre 1798 eine französische Uebersetzung.

Gedichte von ihm finden sich im Wiener-Musenalmanach vom Jahre 1796, — im neuen Wiener Musenalmanach vom Jahre 1798, 1800 und 1801; auch verschiedene einzeln gedruckte, viele in seiner Kinderbibliothek, und viele in andern Schriften zerstreuet, z. B. in den Wanderungen, vermischten Schriften, Barths Sammlung von Gedichten u. s. w.

Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden Wiens bis auf sieben Bände. Dann

Gallerie menschenfreundlicher Handlungen und Gesinnungen. Ein Denkmahl für edle Familien. (Wien bey Anton Doll 1800).

Blumenlese am Helikon des südlichen Deutschlandes. (Wien bey A. Doll 1803.)

Aesthetik, in Vorlesungen für Jünglinge und Privat-Unterricht für die weibliche Jugend aus gebildeten Ständen. (Wien bey Camesina, 1803.)

Seine Fürsten- und Vaterlandsliebe war die Quelle mancher grösseren oder kleineren Schrift, die er herausgab.

* * *

Am 13. Jun. 1809 starb in Wien Herr Michael Weinberger, Lehrer am dasigen Taubstummen-Institute, in seinem 38. Jahre.

Dieser viel zu früh unserer taubstummen Jugend entrissene, treffliche Lehrer wurde den 11. Aprill 1772 in Wien geboren. Sein Vater war ein nicht begüterter, aber sehr redlicher Sattlermeister, den er zärtlich liebte, und gegen den er sich stets als einen guten Sohn bewiesen hatte.

Die erste Bildung erhielt W. in der Michael von Zollerischen gestifteten Hauptschule am Neubau, einer hiesigen Vorstadt, wo schon mancher gute Kopf den ersten Grund zu einer bessern Ausbildung legte. Schon als Knabe gehörte W. zu den stillen und gesitteten Schülern, die sich nach Kräften jene Kenntnisse eigen machen, wozu sie Gelegenheit und Ermunterung finden. Als er geeignet war, weiter vorzurücken, besuchte er die Normalschule bey St. Anna, mit gleicher Auszeichnung, von seinen Mitschülern geachtet, von seinen Lehrern geliebt. Gerade zu dieser Zeit wurde der vortreffliche Baron van Swieten, ein würdiger Sohn des grossen Arztes Swieten, Studien-Präsident, und suchte mit allem Eifer seine, ohnehin ehrenvolle Stelle, durch eine rastlose Bemühung, die österreichischen Schul- und Studienanstalten dem Geiste der Zeit immer mehr anzupassen, wo möglich noch ehrenvoller zu machen. Keine Kosten wurden gescheuet, wenn es das Beste der National-Bildung heischte. Gute Köpfe wurden aufgesucht, ermuntert, unterstützt; die Einkünfte verdienstvoller Lehrer vermehrt; der Lehrstand möglichst gehoben, und ihm jene Achtung zugesichert, ohne welche die Bildung der Jugend nie gelingen wird. Nun hatten

Jünglinge von einem besseren Geiste beseelt ein offenes Feld zu ihrer Ausbildung, und zugleich Gelegenheit, ihr Glück dauerhaft zu gründen. Dadurch wurde auch mancher gute Kopf für die Schulen gewonnen. Unter diese gehörte W., der sich schon in seiner früheren Jugend dem Schulstande bestimmte. Dieses war ein nicht unwichtiger Umstand, der seiner pädagogischen Ausbildung sehr zum Vortheile gereichte; da es ohne Zweifel besser ist, für einen Stand gleichsam erzogen zu werden, als ihn erst später ergreifen, wenn man mit seinem einmahl gewählten Stande unzufrieden ist, oder nicht die gehörige Ausbeute an Glücksgütern findet, die man erwartete; oder, wie es bey vielen der Fall ist, die; wenn sie entweder in ihrem Kopfe, oder in äusseren Umständen Hindernisse finden, eine höhere Cathegorie zu erreichen, glauben, zum Schulstande seyen sie doch noch tauglich.

W. legte sich nun alles zu, was er bedurfte, um im Deutschen Schulwesen eine Lehrersstelle zu erhalten, und vervollkommte vorzüglich seine Anlage zum Schönschreiben und Zeichnen, Gegenstände, die man leider! so oft als mechanische Fertigkeiten handwerksmässig erlernt und lehrt. Man muß gestehen, W. erreichte hierin einen seltenen Grad der Vollkommenheit, so, daß man erwarten konnte, er würde ein braver Künstler geworden seyn, wenn er einen Zweig der bildenden Künste eigens bearbeitet hätte. Allein so wollte es der Genius der Schulen nicht. W. sollte auf einer zwar minder glänzenden, aber auch weit nützlicheren Laufbahne fortschreiten.

Der vortreffliche Swieten bestimmte, daß jeder Lehrer des Deutschen Schulwesens seinen Dienst bey der untersten Stelle, nähmlich eines Gehülfen (Unterlehrers) einer Trivial-Schule anfangen, und so nach seinen Fähigkeiten und Verdiensten immer weiter rücken sollte. W. erhielt zum ersten Anfange eine solche Stelle in einer Vorstadt, die mit vielen Beschwerlich-

keiten verbunden war, ohne daß der Gehalt nur einigermaßen entsprochen hätte. Sein Eifer, der Jugend zu nützen, und die Hoffnung, einst weiter zu rücken, erhielten ihn stets munter und froh, und liessen ihn den Entschluß nie bedauern, einen so beschwerlichen Beruf gewählt zu haben. Durch einen Zufall wurde ihm bekannt, es sey eine Lehrersstelle im hiesigen Taubstummen-Institute frey geworden. Er bewarb sich beym damahligen Director dieser Anstalt, dem gegenwärtigen Capitular-Domherrn bey St. Stephan Herrn Friedrich Stork um diese Stelle, und erhielt sie im Jahre 1792 mit einem für die damahligen Zeiten und seine Umstände ganz genüglichen Gehalte.

Nun wurde ihm ein ganz neues Feld seiner Thätigkeit geöffnet, und seine Laufbahne für immer bestimmt. Da er nun nicht mehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, faßte er den tugendhaften Entschluß, alle seine Kräfte dem Berufe zu widmen und sich alle jene Kenntnisse zuzulegen, welche ihm für seine neue Laufbahne noch mangelten. Schreiben und Zeichnen als Gegenstände, die er den Taubstummen zu lehren hatte, wurden mehr ausgebildet, und zu dem Ende suchte er sich den Umgang mit braven Künstlern zu erwerben.

Unter diesen wollen wir den Hrn. Prof. Drechsler, den Prof. Jagemann in Weimar, und die berühmten Herren Kupferstecher John und Junker nennen, die seine Freunde wurden.

Bey einer neuen Veränderung im Institute im Jahre 1793 wurde W. unter der Direction des Hrn. Joh. May zweyter Lehrer.

Nun mangelten ihm Sprachkenntnisse und Philosophie — auch hier suchte er sich zu vervollkommnen. Zu dem Ende machte er nebenher den philosophischen Lehrkurs an hiesiger Universität, und studierte jene Sprachforscher mit allem Fleiße, die ihm Aufschlüsse über den Unterricht der Taubstummen geben konnten.

Für die Literatur dieses Faches arbeitete er unausgesetzt. In seinen nachgelassenen Schriften wird sich manches finden, was eine öffentliche Bekanntmachung verdiente, wie man aus seinen zwey herausgegebenen Einladungsschriften;

1. Der Taubstumme und dessen Brauchbarmachung zu bürgerlichen Handwerken und andern Gewerben in 4. Wien 1805; und

2. Versuch über eine allgemein anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodischen Geberdenzeichen der Taubstummen in 4. Wien 1806, sehen kann. Beyde berechtigten zu den besten Hoffnungen.

In seinem Berufe genau; menschenfreundlich gegen seine Untergebenen; bieder gegen seine Collegen; friedfertig mit jedermann, war sein Charakter tadellos, und mußte ihm die allgemeine Achtung, sowohl seiner Vorgesetzten, als aller, die ihn kannten, zusichern. Unter die Belohnungen, die er sich so sehr verdiente, gehörten unstreitig der beste öffentliche Ruf, der ihm sogar den Weg öffnete, zum Lehrer Seiner kaiserl. Hoheit des Kronprinzen, Erzherzog Ferdinand berufen zu werden; daß im Prüfungssaale des Taubstummen-Institutes zu Kopenhagen seine Büste aufgestellt wurde; daß er mit mehreren Gelehrten in ein freundschaftliches Verkehr kam. Nun mangelte seiner genügsamen Seele nichts. Er hatte einen schönen Wirkungskreis; er hatte Gönner und Freunde; seine Bedürfnisse waren reichlich gesichert; seine Aussicht in die Zukunft war heiter. Er fühlte sich glücklich — vielleicht zu glücklich. Sein thätiger Geist konnte sich nicht mäßigen; er wollte allen seinen Verhältnissen nicht bloß genügen, er wollte mehr — er gönnte seinem Thätigkeitstriebe keine Pause; und so zog er sich eine unheilbare Brustkrankheit zu, die ihn mitten in den schönsten Entwürfen und Aussichten dahin raffte.

Er hinterließ seine Gattinn mit einem noch lebenden Söhnchen.

Seine Gönner und Freunde haben nur Eine Stimme, sie bedauern seinen Tod, die Taubstummen verlieren einen gebildeten, unermüdeten, liebevollen Lehrer. Sein Andenken wird so lange unter uns bleiben, so lange bessere Ausbildung, Berufstreue und ein musterhafter Wandel einen Werth haben. Sein Grab sey gesegnet!

*
* *

Am 15. Sept. 1809 starb Hr. Traugott Bartelmuß, erster evang. Prediger der Polnischen Gemeinde zu Teschen, Inspector der dasigen Schule und Superintendent der Schlesisch-Mährischen Diöcese A. C. in einem hohen Alter von beynahe 80 Jahren. Er war zu Bielitz geboren, und seit 1781 Mitglied des protest. Consistoriums, bis dasselbe im J. 1785 von Teschen nach Wien verpflanzt wurde. Eine Reihe von Jahren hindurch führte er auch die Inspection über die evang. Gemeinden in beyden Galizien, bis auf Anregung des k. k. Consistorii in Wien, Se. Majestät, der jetzt regierende Kaiser von Oesterreich, für dieses Land einen eigenen Superintendenten resolvirte. Der Verstorbene, der fast ein halbes Säculum als Prediger an der zahlreichsten Gemeinde in den k. k. Erbländern wirkte, hat sich auch der literarischen Welt durch einige kleinere Schriften bekannt gemacht. Bis allerhöchsten Orts ein neuer Superintendent für Schlesien und Mähren ernannt wird, hat das Consistorium die Leitung der kirchlichen Geschäfte den Senioren Schmitz, zu Bielitz, Tekusch, zu Brünn, und Löhlein, zu Jauchtel anvertraut, und dem ersten zugleich die Uebernahme des Superintendental-Archivs aufgetragen.

*
* *

Am 14. Nov. 1809 starb Hr. Andreas Kralcsánßky, Rector und erster Professor des evang. Gymnasiums zu Oedenburg. Er gehörte zu den vorzüglich-

sten Schul-Männern des protestantischen Ungerns. Seine höheren Studien vollendete er in Jena, von wo er als Professor an das Lycäum zu Käsmark in Ober-Ungern berufen wurde. Hier wirkte er mehrere Jahre, bis er an das Gymnasium zu Eperies als Rector kam. In gleicher Qualität wurde er nach Oedenburg vocirt. Er besaß besonders in den Naturwissenschaften ausgebreitete Kenntnisse, eine gute Lehr-Methode, und einen geraden, rechtschaffenen Charakter. Viel hielt er auf eine strengere Disciplin, und was er in dieser Hinsicht anordnete, war immer gut gemeint, aber nicht immer denen angenehm, die sich dadurch eingeschränkt fühlten. Er hat ein lateinisches Compendium der Naturgeschichte geschrieben, dessen erste Auflage vergriffen ist. Der Tod, der ihn in seinen besten Jahren der studierenden Jugend und seiner nicht kleinen Familie entriß, hinderte ihn, die zweyte Auflage der gedachten Schrift zu vollenden. Das Vaterland hat an ihm einen seiner wackersten Gelehrten und cordatesten Männer verloren. Sein Leben war nicht frey von Verkennung und mancher drückenden Beschwerde und Kränkung. Aber er duldete das Ungemach desselben mit jenem Gleichmuthe, der mit dem Bewußtseyn redlicher Absichten unzertrennlich ist. Die Vernünftigen und Guten wußten seine Kenntnisse zu schätzen, und die Vorzüge seines Charakters zu würdigen. Mit weiser Fassung sah er seiner Auflösung entgegen; die Besinnung der Seele blieb ihm bis zum letzten Augenblicke seines irdischen Lebens, und sein Tod war ein sanftes Hinüberschlummern in eine höhere Welt. Das Vaterland hat seinen frühen Verlust um so mehr zu beklagen, je kleiner mit jedem Tage die Anzahl seiner geschickten Schulmänner wird. Sit ei terra levis!

Biographie.

Demetrius Obradowitsch, ein geborner Serbe aus dem Banat, erster Serbischer Volksschriftsteller, dermahl Senator, Ober-Schulenaufseher und Erzieher der Kinder von Czerni-George in Belgrad.

Viele kennt man, sagt Seneca, und viele sollte man kennen. Letzteres gilt gewiß in vorzüglichem Grade von unserm Obradowitsch, dem wahren zweyten Anacharsis! Wie dieser, verließ er seine Landsleute, um andrer Menschen Städte und Sitten zu sehen. Ueberall lernte er zugleich die Landessprache, — in Griechenland, Albanien, Italien, Deutschland, Frankreich, England — um nicht nur mit eigenen Augen zu sehen, sondern auch mit eigenen Ohren zu hören. Nach 25 Jahren von Reisen, während denen er alle Europäische Weisheit kennen gelernt hat, kehrt er, wie jener, zu seinen rohen, aber biedern Landsleuten zurück, um sie, wo möglich, durch Cultur so glücklich zu machen als er selbst ist. Dieß ist die schöne, grosse Leidenschaft seines Lebens, das Ziel seiner patriotischen Bestrebungen! Möge er darin glücklicher seyn, als jener Skythische Weise, mit dessen Schicksal das seinige bisher so viel Aehnlichkeit hat!

Obradowitsch hat sein Leben bis zum 40. Jahre, in Serbischer Sprache selbst beschrieben (Leipzig bey Breitkopf 1783 und 1788), ein Buch, das nicht nur für seine Landsleute, für die es zunächst bestimmt ist, äusserst lehrreich seyn muß, sondern wegen der höchst interessanten Details über die Serbische Nation, über das Mönchthum in der Griechischen Kirche, u. s. w. worüber das Ausland bisher soviel als nichts weiß, auch ins Deutsche oder Französische übersetzt zu werden verdiente; welches aber freylich der Autor selbst am befriedigendsten thun könnte, da für uns Abendländer vie-

le Stellen eines Commentars bedürfen, den nur er selbst am besten geben kann. Bis dahin wird sich das Publikum mit gegenwärtiger aus Obradowitsch's Leben und aus dem epistolarischen Anhange zu seinen Aesopischen Fabeln gezogenen Notizen begnügen müssen.

Demetrius Obradowitsch muß um die 1740ger Jahre geboren seyn; denn in der Einleitung zu seinem 1783 herausgegebenen Leben gibt er sich 38 Jahre. Sein Vater Georg, ein Kürschner in dem von Serbiern und Walachen bewohnten Städtchen Tschakowo im Temeschwarer Banat, starb ihm sehr früh. Mit zehn Jahren verlor er auch seine geliebte Mutter Kruna, und seine Schwester Juliana, die er nie vergessen konnte. Ein Verwandter, der keine männliche Nachkommenschaft hatte, nahm ihn zu sich, in der Absicht ihn einst, wenn er seinen Psalter und seine Katichisis ausgelernt hatte, zum Popen ausweihen zu lassen, und auf sein Haus zu verheurathen.

Aber der wißbegierige Knabe blieb, nachdem er lesen gelernt hatte, nicht bey seinem Psalter stehen, sondern stöberte die ganze kleine Slavische und Walachische Bibliothek der Kirche seiner Vaterstadt durch. Oft verkroch er sich während des Gottesdienstes hinter dem Altar, und las — Leben der Heiligen, die in der Griechischen Kirche nicht weniger bizarr sind, als in der Lateinischen. Unser Dimitar las mit kindlichem Ernste, und — wollte auch ein Heiliger werden. Einst ließ er sich von einem Kalugjer aus dem Detschaner Kloster in der Türkey, entführen, ward aber noch zu rechter Zeit eingehohlt. Um ihn fremdes Brot verkosten zu lassen, that ihn nun sein zweyter Vater zu einem Deckenmacher nach Temeschwar in die Lehre. Ein Kamerad erzählt ihm von den Klöstern in Sirmien. Obradowitsch macht sich heimlich davon, und ist am dritten Tage in Hopovo, dem schönsten der Klöster auf der Fruschka gora (dem Mons Almus des alten Pan-

moniens, auf dem Kaiser Probus zuerst die Rebe pflanzte, und dadurch den Grund zum ungrischen Weinbau legte). Dieß war im Juny, und Obradowitsch 14 Jahre alt. Der Iguman (Guardian) nahm ihn selbst zum Jünger (djak) an, hätte ihn aber beynahe wieder fortgejagt, als er sah, daß er nicht nur den Psalter, sondern jedes slavisch geschriebene Buch fertig lesen konnte; denn, sagte er, wenn du hörst, wie ich lese, wirst du mich auslachen, und das wird denn nicht gut enden. Kaum konnte Obradowitsch durch die aufrichtigsten Betheurungen seiner Liebe und Ergebenheit diese nicht unpsychologische Furcht des guten Guardians beschwichtigen. Hier las er nun wieder Leben der Heiligen, fastete oft zu drey Tagen, bis ihm die Knie zitterten, und er ohnmächtig niedersank. Vergebens machte ihm der schlichte Menschenverstand des Guardians die väterlichsten aufrichtigsten Vorstellungen gegen diese wohlgemeinte Thorheit, bis er ihm strenge mit Fortjagung drohte; denn ich will nicht, sprach er, daß du in meiner Nähe dein Selbstmörder werdest. Oft prophezeihte ihm der brave Alte wohl auch, daß er des so jung begonnenen Fanatismus desto eher satt werden würde, und dieß um so mehr, da er das Bücherlesen so liebe; denn es sey ein Sprüchwort in den Klöstern: Wer viel lieset, fastet wenig. Obradowitsch war damahls freylich weit entfernt ihm das zu glauben. Das kommende Frühjahr ward ihm dann der Kopf geschoren, und der Klosternahme Dositheus, den er sich in der Legende ausgewählt hatte, weil der Heilige dieses Nahmens auch, und zwar schon als Kind von 7 Jahren, aus den Armen der Eltern zu den Kalugjern geflohen war, beygelegt. Am Charfreytage führte ihn der Iguman nach Karlowitz, wo ihn der Erzbischof Paul Nenadowitsch zum Diakon weihte, auch mit der Bemerkung, daß dieser so wißbegierige Kalugjer nicht lange in Hopovo bleiben werde. Oft äusserte der brave Iguman, daß er, wenn er reich wäre, seinen Dositheus nach dem

Petscherischen Laura bey Kiew, wo er seinen Durst nach Wissen stillen könnte, schicken wollte. Nach drey Jahren relegirte der Metropolit diesen Guardian nach Schischatowaz. Nichts band weiter unsern Dositheus in Hopovo. Mit 15 Dukaten, die ihm dieser edle, nur selbst bedrängte, Wohlthäter (er hieß Theodor Milakti-nowitsch), sammt dem Rath, wo möglich nach Kiew oder Moskau sich durchzuschlagen, gegeben hatte, entfloh er mit einem Novizen aus Kroatien nach Agram; studierte hier die Lateinische Grammatik; ward getäuscht in der Aussicht mit einem (sogenannten) Illyrischen Feldkaplan als Gehülfe (Diakon) nach Schlesien zu kommen (damahls war der siebenjährige Krieg); ging auf eines Bischofs Anrathen nach Dalmatien, um sich mit Kinderunterrichte erst das nöthige Reisegeld nach Kiew zu erlehren, verlebte dort drey der angenehmsten Jahre (und ein halb Dutzend Obradowitsch wären dort als Jugendlehrer willkommen gewesen!) hörte daß Heynes berühmter Schüler Eugenius auf dem Berge Athos griechisch Unterricht gebe, gieng also mit 100 ersparten Venetianischen Dukaten nach Cattaro, um sich dort nach dem Aegeischen Meere einzuschiffen, blieb jedoch, vom Fieber überfallen, auch hier eine Zeitlang als Kinderlehrer, ließ sich zu Ostern von dem Montenegriner Bischof Basilius zum Priester weihen (rapopiti einpopen); kehrte, um seine Gesundheit wiederherzustellen, abermahl nach Dalmatien zurück, übersetzte da für eine schöne Popentochter eine von des h. Johannes des Guldenmundes Homilien über die Apostelgeschichte aus dem Kirchenslavischen ins Gemein-Serbische, die nun in tausend Abschriften unter dem Nahmen des Büchleins des Dositheus ganz Dalmatien durchlief, *) und den Autor zuerst das süße

---

*) Alle Slaven im Süden der Kulpa, Save und Donau, sammt den Serbischen Kolonien in Slavonien und Südungern reden einen Dialekt, den man nach dem Vorgange der Einwohner

Vergnügen für ein dankbares Volk zu schreiben, und überhaupt an seinem Glücke zu arbeiten, empfinden lehrte, ein Vergnügen, in dem sich später alle seine Wünsche konzentrirten. Auch Beichte hörte er, nicht ohne Entzücken über die unschuldigen Sitten der Dalmatiner, deren größte Sünden waren, daß sie am Mittwoch oder Freytag einen Krebs, oder Fisolen mit Oel gegessen, oder gar ein unfolgsames Schaf ausgeflucht hatten! Die Reise nach dem Berge Athos (Monte Santo, weil er von lauter Mönchen bewohnt wird) immer im Auge, schiffte sich D. nun nach Corfu ein, von dort nach Morea, welche herrliche Insel er zwey Monate zu Fuß durchwanderte. In Naupleon schiffte er sich wieder ein. Aber als er auf Athos anlangte, hatten Mönchskabalen den guten Professor Eugenius bereits vertrieben! Wie die Mönche dort leben, weiß jedermann sagt D.; und sollte ers nicht wissen, desto besser! Die Serbischen und die Bulgarischen zanken sich immerfort um das Eigenthumsrecht auf das Chilendarische Kloster. Hier erfuhr er, daß auf der Insel Pathmos eine Schule sey, und wollte also über Smyrna dahin. Aber in Smyrna selbst fand er eine Unterrichtsanstalt von 30 Schülern unter der Leitung eines herrlichen Mannes, Hierotheos, eines Zöglings jener Schule, die zwey gereisete Griechen im Anfange des 18ten Jahrhunderts in Pathmos errichtet hatten. (Soviel thun Griechen unter Türken aus Privatkraft, ruft D. aus; was würden sie unter einer europäischen Regierung

---

den Slaveno-Serbischen nennen kann. Sehr wenig von diesem verschieden ist der Slovenische Dialekt in Krain, Kärnten, Steyermark, Provinzialkroatien und Westungern. Diesen zwey Cis-Danubianischen Dialekten ist von den Transdanubianischen, der Russische im Ganzen ähnlicher, als der Polnische oder Tschechische (böhmische).

zhun!) Hierotheos trug ihm großmüthig Kost und Wohnung und Unterricht in seinem Hause unentgeltlich an, und wären eurer Fünfe so weit her um Unterricht gekommen, setzte er hinzu, ich ließe keinen weiter ziehen. An dieses Sokrates Seite, und im Kreise griechischer Mitschüler verlebte er drey selige Jahre, und hätte noch drey andere verleben mögen, hätte nicht der dazwischen gekommene Russisch-Türkische Krieg ihn genöthigt auf seine Sicherheit zu denken; denn in Smyrna galten Papa Serbos und Papa Moskovitis, (Serbischer und Moskowitischer Geistlicher) für Synonyma. So kehrte er mit einem Mitschüler Maximus aus Larissa in Thessalien, über Korinth, und Patra nach Korfu zurück; machte einen interessanten Abstecher zu den unabhängigen Albaniern in Hymaro, die ihn sammt seinem Gefährten ein Jahr lang bey sich behielten; lernte albanisch, welche Sprache sehr einfach ist und sich vortrefflich mit dem Kyrillischen Alphabete schreiben läßt, sagte den Albanesen daß Lépa shita, der Nahme einer ihrer schönsten Gegenden, Serbisch sey und schöne Getreidefelder bedeute, worauf sie ihm erwiederten: Kein Wunder, lieber Kalugier! wir waren einst mit den Serben ein Volk und Stamm: und wer die Serben beherrscht, soll auch unser König seyn; so war es in alten Zeiten. — In Korfu las er lateinische und griechische Klassiker unter geschickten Meistern; ging dann über Venedig, Dalmatien, und Triest nach Wien, wo er 6 Jahre die Serbische und Griechische Jugend unterrichtete, sich selbst aber Französische, Italiänische und Deutsche Meister hielt. Der damahlige Oesterreichisch-Serbische Erzbischof Vinzenz Joannovitsch Vidák engagirte ihn darauf als Privatlehrer für zwey seiner Neffen, mit der Aussicht, ihn mit ihnen nach ein Paar Jahren eine Reise nach Deutschland, Frankreich und England machen zu lassen. Vidák hielt nicht Wort, Obradovitsch ging nach Triest, um durch Schulmeisterey seinen Beutel wieder

zu stellen, daß er für jene Reise nicht von fremder Willkühr abzuhängen brauchte. Die Triestiner wollten ihm nur 300 Gulden geben. Zum Glück fand sich ein Russischer Archimandrit (Abt), der nach Italien reisen wollte, aber nur Russisch und Walachisch sprach: dieser nahm ihn sehr gerne bis Livorno mit, von wo er ihn nach Konstantinopel spedirte, um dort griechischen Kaufleuten Französisch und Italienisch zu lehren. Also eine zweyte Reise durch Griechenland. In Constantinopel zeigte sich die Pest: Obrad. schiffte sich daher mit einem Polnischen Prälaten nach der Moldau ein, wo es ihm nicht an Schülern fehlte. Das Jahr darauf ging er in Gesellschaft Moldauischer Kaufleute über Lemberg nach Leipzig, übernahm in Halle die Aufsicht über zwey Moldauische Jünglinge, die dort studierten, kleidete sich deutsch, schrieb sich in den Universitätskatalog ein, und hörte Eberhard über Philosophie, Aesthetik und natürliche Theologie. Thränen der Wehmuth traten unserm Anacharsis in die Augen, wenn er hier mehr als tausend Jünglinge aus einem Collegium ins andere eilen, und beynahe täglich ein neues Buch erscheinen sah, und dagegen an seine von Natur so begünstigten, aber durch politisches Unglück so verwahrlosten Albanier und Serben dachte! Wann werden diese paradiesischen Länder auch solche Unterrichtsanstalten haben, seufzte er tief erschüttert! und er blieb nicht bey bloßen piis desideriis. Breitkopf in Leipzig druckte auch Russisch: O. bezog mit seinen Zöglingen die Universität Leipzig, und — ließ zuerst in gemein serbischer Sprache mit Russischen Lettern Leben und Schicksale des Demetrius Obradowitsch, im Kloster Dositheus genannt, von ihm selbst herausgegeben, drucken, ein Buch äußerst interessant durch Inhalt und Vortrag, so wie durch die Tendenz des Verf., seinen Landsleuten das Unnütze der Klöster, und dafür die Nothwendigkeit

der Unterrichtsanstalten zu zeigen!*) Durch ein andres Werk: Rath der gesunden Vernunft (was aber Schreiber dieses nicht gesehen hat) wollte er eine populäre Moralphilosophie geben. Nach zwey Jahren Aufenthalts in Halle und Leipzig eilte er, mit 50 Dukaten in der Tasche, Frankreich und England zu sehen. Nach England kam er, ohne ein Wort Englisch zu kennen! der Anblick englischer Frauenzimmer entzückte ihn. Man kann nichts schöneres sehen, meint er, noch ersinnen; es gibt auch in andern Ländern Schönheiten, aber sie wissen, daß sie schön sind; während die Engländerinnen sich weder darum zu kümmern, noch zu denken, noch zu wissen scheinen, daß sie schön sind, wie Engel: sie blicken dich mit so offenen Augen, und mit einer so freundlich wohlwollenden Miene an, als kennten sie dich lange her! — Obradowitsch dünkte sich ein Römischer Diktator, als er auf dem Verdeck der Postkutsche in London einzog. Er quartirte sich bey einem Schulmeister ein, und — schauderte vor den Schwierigkeiten der englischen Pronunciation! Sed jacta erat alea. Nach drey Monaten erinnerte ihn sein Beutel an die Nothwendigkeit der Rückreise; aber er ward Mr. Lewie'n bekannt geworden, der ihn von nun an in sein Haus aufnahm, wie seinen Sohn behandelte, und ihn, abwechselnd mit seiner vortrefflichen Gattin, englisch lehrte. Letztere konnte Griechisch, und ließ ihn Aesops Fabeln zur Uebung ins Englische übersetzen. Nun las er Addison, Swift, Pope ꝛc. Er hätte ewig in England bleiben können, hätte nicht der Wunsch seinen Serben wenigstens durch Schrif-

---

*) Dieses auf des Verf. Kosten sehr schön gedruckte Werkchen hat 126 S. und enthält O's Leben bis zur Flucht aus Hopovo. Aus der Recension desselben im Jahrgange 1785 der Allg. Lit. Zeitung, sieht man, daß der Recensent es nicht hat lesen können!

ten früher oder später noch nützlich zu werden, ihn dahingezogen, wo es Russische Lettern gab. Nach 6 Monaten Aufenthalts in England ging er also, von dem berühmten Medicus Fordyce mit einer kleinen englischen Bibliothek *), und von seinen übrigen Wohlthätern mit Guineen auf die edelste Weise beschenkt, über Hamburg nach Leipzig, hatte Aussicht nach Rußland zu reisen, mußte aber vorher in Wien durch Instruktionen seinem erschöpften Beutel neue Kräfte verschaffen. 1788 ließ er wieder, bey Breitkopf in Leipzig, etwas für seine Landsleute drucken, nämlich 160 Aesopische Fabeln aus verschiedenen Sprachen, mit ausführlichen die reinste Tugendliebe und Patriotismus athmenden Epimythien, nebst einem Anhange von Briefen, als Fortsetzung seines Lebens von seiner Entweichung aus Hopovo bis 1788, und — hier versiegt nun die schriftliche Quelle, aus der wir bisher dem Publiko erzählt haben. Wir können nur noch dieß hinzusetzen, daß der Griechische Philosoph Dositheus, von dem das Jenaer Intelligenzblatt u. m. a. vor ein Paar Jahren erzählten, daß er in Belgrad Nationalschulen auf deutschen Fuß errichtet habe, kein andrer ist als unser Slawische Philosoph Demetrius Obradowitsch, mit dem Klosternahmen Dositheus, dem also das glückliche Loos geworden ist, die Realisirung seiner patriotischen Wünsche selbst zu leiten. Noch haben wir uns erzählen lassen, daß er auch ein Paar Mahl in Petersburg war, und

*) In einem Exemplar seiner eigenen fragmenta chirurgica et medica schrieb sich Fordyce und sein Freund Livie so ein: Dositheo Obradovics Serbiano, viro linguis variis erudito, sanctissimis moribus morato, Anglis apud quos per sex menses diversatus est, perquam dilecto, fragmenta haecce, parvum quidem, at amoris sincerissimi et amicitiae pignus libentissime merito obtulerunt.

Londoni VIII. Kal. Junii 1785.

Gulielmus Fordyce
Joannes Livie.

eine äusserst genaue und vollständige Geographie der Europäischen Türkey (nach dem Geständniß der Weimarer geographischen Ephemeriden den alles treibenden und wissenden Deutschen selbst noch immer eine wahre terra incognita!) in Serbischer Sprache habe drucken lassen, mit Karten, auf denen die Ortsnahmen, wegen ihrer Menge nicht ausgeschrieben, sondern durch Nummern, die sich auf den Serbischen Text beziehen, bezeichnet sind. —

Bildende Künste in Wien.

Franz Caucig,

Professor der Historien-Mahlerey an der k. k. Akademie der bildenden Künste zu Wien.

Görz ist seine Váterstadt. Dort wurde er im Jahre 1759 geboren. Seine Eltern waren dürftig, deßhalb konnte es auch mit der Bildung des Knaben nicht anders gehen, als es unter diesen Umständen gewöhnlich zu geschehen pflegt, sie wurde dem Zufalle überlassen. Indeß hatte die Mutter Natur durch eine harmonische körperliche Organisation, und durch einen regen Geist für ihn gesorgt. Sein ihm angeborner fester Sinn weilte gern und ohne Ermüdung bey Objecten, das Prinzip zur Beobachtung lag in seinem Geiste, körperliche Formen wurden also bald ein angenehmer Reitz für ihn, und er war so schon früher scharfsinniger Beobachter, eh er es selbst wußte. Beobachtung, Auffassung, Vergleichung wecken den Nachahmungstrieb. Die Weise der früheren Nachahmung wird oft durch das Genie bestimmt, oft durch einen Zufall veranlaßt, sie selbst aber entscheidet größtentheils über den künftigen Wirkungskreis des Menschen. Caucig nahm als Knabe schon, Kohle, Kreide oder was sich ihm sonst darboth, in die Hand, und bezeichnete damit die Umrisse von beobach-

treten, aufgefaßten und verglichenen Gegenständen. Sein Genie bestimmte ihn dazu, es gelang ihm also, er schritt vorwärts, und machte die Vorschritte — ohne Anleitung. Er ging bey der Uebung seiner natürlichen Anlage schnell, gewiß schneller als man gehen sollte, denn er wagte sich bald an Nachzeichnungen von Kupferstichen und Gemählden. Dieser sein Muth konnte aber auch aus nichts anderem hervorgehen als aus dem Mangel an Unterrichte. So sonderbar indeß manche seiner damahligen Zeichnungen ausgesehen haben mag, so müssen sie überhaupt doch schon das Gepräge von Genie gehabt haben, denn dieses ist selbst an einer noch so fehlerhaften Darstellung unverkennbar.

Diese Züge entgingen dem humanen, das Talent überall aufsuchenden Grafen Guido Cobenzl nicht. Er sah in Caucig den Keim des Genies und faßte den edeln Entschluß für die Entwicklung desselben zu sorgen. Dieß konnte Graf Guido auf keine schönere Art bewirken, als dadurch, daß er den angehenden Künstler Caucig der Sorgfalt seines Sohnes, des Grafen Philipp Cobenzl empfahl, und zu dem Endzwecke jenen zu diesem nach Wien sandte. Caucig kam im 16ten Jahre seines Alters bey dem Grafen Philipp in Wien an, und fand an ihm, dessen Geistesvorzüge schon Joseph und Kaunitz würdigten, einen liberalen Unterstützer des Genies, einen kunstverständigen Führer, einen zweyten Vater.

Kurz nach seiner Ankunft in Wien wurde unser werdende Mahler in die kaiserliche Gallerie im Belvedere eingeführt. Dort lehrte ihn der damahlige Direktor dieser Gallerie Joseph Rosa eine der vortrefflichsten Quellen der Kunst kennen und benutzen. Er legte ihm Original-Handzeichnungen von Leonardo da Vinci, Guido Reni, Caracci und anderen grossen Meistern zum Studium vor. Leonardo, welcher die Wege, dem Buonarotti sowohl als dem grossen Raphael bahnte, Carracci der Stifter der grossen Schule, und sein Zögling der gefällige Guido mußten auf Caucig's Bildung den ent-

schiedensten Einfluß haben. Vier Jahre zeichnete er mit unermüdetem Fleisse nach diesen und anderen Gemählden. Er zeichnete aber nicht bloß mechanisch nach, sondern drang mit Ernst und Beharrlichkeit in den Geist seiner Meister ein, machte nichts, wobey er nicht Ursache und Wirkung zu erforschen suchte, und so mußte er darum in dieser kurzen Zeit ausserordentliche Vorschritte machen.

Je vertrauter er mit dem Charakteristischen der italienischen Meister wurde, desto mehr entbrannte in ihm der Wunsch, in das Vaterland seiner Führer zu kommen. Sein Mezän Graf Cobenzl sah, daß er das Praktische der Zeichnung, eine der grösseren Schwierigkeiten in der Kunst, glücklich überwunden hatte, und konnte darum mit Zuversicht erwarten, daß Caucig aus der reichen Quelle Italiens mit Nutzen schöpfen werde. Bologna, das durch die Bemühungen der Carracci die sinkende Kunst aus Grundsätzen unterstützt, und empor gehoben hat, das mit der Grazie vertraut, Künstler hervorbrachte, welche die Zierde der berühmtesten Gemähldesammlungen sind, war vorzugsweise geeignet das keimende Talent zu bilden. Darum schickte Graf Cobenzl den jungen Caucig in seinem 20sten Jahre zuerst dahin. In der dortigen seit lange so berühmten Akademie zeichnete er 2 Winter hindurch nach dem Nackten und den Antiken, die er wohl kaum irgendwo in grösserer Menge und besseren Abgüssen zusammengestellt finden konnte.

Im Sommer zog ihn der Thron so zu sagen der Bologneserschule, das Kloster und die Kirche San Michele in Bosco an, wo die herrlichen Carracci, Guido Reni, Innozenz da Imola, Guercino, Garbieri und Anderer Oehl- und Frescogemählde ihren eifrigen Schüler unterrichteten. Dort konnte er vorzugsweise lernen, wie man mit Guido Magdalenen mahlen, wie man Sanftheit mit Stärke des Geistes auf die edelste Art binden müsse. Dort lernte er Großheit des Styles. Sei-

ne Freystunden widmete er dem Studium nach Handzeichnungen im Hause Gennari eines Verwandten Guercino's, welche er mit in Oehl gesottener Kohle copirte. Damit sind auch diese Original-Zeichnungen von Guercino gemacht. Nun war es Zeit, die absichtlich durch mehrere Jahre weggelegte Palete hervorzunehmen, und Versuche in Oehl zu machen, welche um so mehr gelingen mußten, da Caucig schon eine große Fertigkeit im Zeichnen hatte. Diese Uebung zielte damahls dahin ab, sich skizzirte Studien nach gewählten Gemählden verschiedener Kirchen zu machen.

So war ein und ein halbes Jahr verstrichen, und unser Künstler erhielt von Seite seines hohen Gönners den Auftrag nach Rom zu reisen, um dort seine Bildung fortzusetzen. Wonnevoll trat er alsogleich die Reise dahin an. Der Erreichung seines lange sich vorgesteckten Zieles und der dabey zu erringenden Vervollkommnung schon vorhinein versichert, kam er in die eigenthümliche Residenz der Kunst.

Die Gallerie Borghese öffnete ihm da zuerst ein großes und fruchtbares Feld zum Studium, welches er auch trefflich zu benutzen wußte. Dieses beweisen mehrere mit ungemeinem Fleiße darin gemachte Copien. Auf diesem Stuffengange seiner Bildung lernte Caucig einsehen, daß das Modelliren nach der Antike ein wirksames Mittel zur Erreichung der Bestimmtheit der Umrisse, und der Proportion für den Historienmahler ist. Er wechselte darum sein Studium mit Mahlen, Zeichnen und Modelliren in Thon.

Hatte ihn zuvor die Bologneser-Schule für ihre Vorzüge eingenommen; so zog ihn nun das in ihm immer reger gewordene Gefühl des hohen Ideals mächtiger noch an die römische Schule hin, so fesselte ihn vollends ihr großer Stifter Raphael. So viel er nur vermochte, machte er sich darum von diesem Vater der Kunst eigen, und brachte es theils in mit Oehl gemahlten, theils mit schwarzer und weißer Kreide ausgeführten

Copien nach Wien. Eine Sammlung hiervon ist in der Schule der historischen Handzeichnung in der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien als Vorbilder aufgestellt. Eine zahlreichere, mit der Feder und Tuschfarben gezeichnete, hat er davon noch bey sich. In der Villa Albani zeichnete er 50 antike Köpfe in Lebens-Grösse. Kurz, daß er mit der größten Anstrengung Tag und Nacht gearbeitet haben muß, beweist die grosse Menge von beynahe aus allen Kirchen, Pallästen, und Villen nach öffentlich aufgestellten Denkmählern, und nach den Ruinen dieses klassischen Bodens skizzirt oder ausgeführt gezeichneter Studien, die er aus Rom mitbrachte. Von den meisten Ruinen nahm er selbst die Grundrisse auf. Während dessen vernachlässigte er niemahls das Studium nach dem Modelle der Natur in Hinsicht auf jedes Alter, auf das Nackte und die Draperie. Sein vorzügliches Augenmerk richtete er von jeher auf das Costum besonders das des Alterthums, worin er es aber auch zu einem hohen Grade von Kenntniß brachte. Dabey vergaß er nicht das Wesentlichere der Thier- und Landschaftmahlerey aus der Natur zu holen, und verschaffte sich so den Vortheil, daß seine aus diesem Zweige der Kunst genommenen Nebenwerke den Anschauer nie stören.

Gleichzeitig mahlte er zwey Altarblätter für die Kirchen zu Forli und Imola, historische Gemählde für seinen Unterstützer den Grafen Philipp Cobenzl, und 20 andere die nach Mexico kamen. Sieben Jahre waren ihm auf diese Weise in Rom dahin geflossen, und er kam in Folge eines erhaltenen Rufes, mit Kenntnissen ausgerüstet, als ein vortrefflicher Zeichner und Mahler nach Wien zurück. Mit ganz andern Augen besah er nun seine früheren Führer in der k. Gallerie im Belvedere. Im Verlaufe von 4 Jahren mahlte er über 30 Copien in dieser Gallerie, und, ausser mehreren kleineren, 4 grosse Gemählde von seiner Erfindung: Helena und Paris vor dem Richterstuhle des egyptischen Königs

Protheus, den verbannten Themistokles bey Admeth König von Epirus, den mit dem spartischen Könige Kleomenes sich verbindenden Aristagoras, und das Fest der Venus Mylitta.

Im Jahre 1791 wurde Caucig nach Mantua geschickt, um Gypsabgüsse von Antiken für die k. Akademie der bildenden Künste zu bestellen. 5 Monathe brachte er dort größten Theils in der Gallerie des Pallastes del Te von Giulio Romano hin, und machte in dieser kurzen Zeit bey 100 Zeichnungen nach verschiedenen Meistern.

Von da folgte er seiner weiteren Bestimmung, die ihn nach Venedig führte. Er stieg dort bey Corradini, dem österreichischen Gesandtschafts-Secretär ab. Eine besondere Anempfehlung an den damahligen österreichischen Gesandten Grafen Breuner verschafte ihm bey diesem Verehrer der Kunst die eines Künstlers würdige ausgezeichnete Behandlung, welcher er sich während der ganzen Dauer seines dortigen Aufenthaltes, durch 7 Jahre erfreuen konnte.

Von den vielen vortrefflichen Schulen und kostbaren Privatsammlungen zog ihn zuerst die Gallerie Farsetti an, wo die grossen Coloristen Tizian, Giorgione und Rembrand um den Vorzug streiten, wo Werke aus der italienischen, deutschen, flamändischen, und holländischen Schule zahlreicher als irgendwo neben einander gestellt, das Charakteristische einer jeden auffallend darstellen, und dem Betrachter so die Erkenntniß desselben erleichtern. Diesen Vortheil benützte auch Caucig dort, und copirte nebenher einige der vorzüglichsten Coloristen.

Zwey grosse Folianten füllte er mit Zeichnungen nach Statuen und Basreliefs in der grossen Bibliothek der Procuratie nuove, durch welche sich der berühmte Cardinal Bessarion als ihr Stifter, die beyden Grimani und Friedrich Contarini, welche dieselben mit

Kunstschätzen schmückten, und Sansovin, der diesen herrlichen Musentempel baute, verewigten.

Mehrere gezeichnete architektonische Ansichten, 10 grosse und 10 kleinere historische Oehl-Gemählde, die alle schon das Gepräge des mit Sorgfalt gebildeten Genies trugen, waren die übrigen Früchte seines ferneren, im unausgesetzten Studium hingebrachten Aufenthaltes in Venedig.

Von der frühesten Zeit an, und auf allen seinen Reisen, waren ausser den Kunstwerken, die ihn den praktischen Theil der Kunst lehrten, die älteren und neueren Classiker in Hinsicht auf die Theorie seine beständigen Führer. Er trieb gewählte Lectüre eben so leidenschaftlich als die ausübende Kunst, und beyde in steter Beziehung aufeinander. Daher seine Vertrautheit vorzüglich mit der älteren Geschichte, die ihm seine Lieblingsstoffe zu Gemählden gab, daher seine ausgebreiteten Kenntnisse des alten Costums. Er las mit reifer Ueberlegung, durchdachte, verglich, verdaute das Gelesene, und drang darum eben so in den Geist seines Schriftstellers ein, als er in den Geist seiner Vorbilder einzudringen verstand. Nur dadurch, daß er die Ausübung der Kunst nie bloß mechanisch trieb, sondern alles aufgefaßte Fremde stets nach seiner eigenthümlichen Individualität verarbeitete, blieb er in jedem Zweige seiner Kunst originel.

Das Charakteristische seiner Gemählde beruht darum auf tief durchdachten Compositionen, auf einer verständigen Anordnung, bey welcher er jede Figur dahin stellt, wo sie nach der ihr zugetheilten Rolle stehen soll. Dabey sind seine Gruppen gefällig, und überraschend in Bewegung. Die Bezeichnung seiner Formen geht, wir möchten sagen, bis an die äusserste Grenze der Bestimmtheit. Seine Charaktere und das durch dieselben frappant bezeichnete Innere der handelnden Personen ist (man sieht es ihnen an) von ihrem Darsteller selbst mitgefühlt. Dieses spricht für unseres Künstlers äusserst

lebhafte Einbildungskraft. Sein Colorit ist kräftig, ganz originel, so, daß man kaum glauben sollte, er habe sich in dieser Hinsicht je zu irgend einer Schule bekannt. Licht und Schatten sind auf Wirkung berechnet. Die Nebenstücke seiner Gemählde sind eben so viele lehrreiche Noten zum Texte, die dem Anschauer Aufschluß und reichen Stoff zum Nachdenken darbiethen.

So entsprach Caucig bey seiner Rückkehr nach Wien im Jahre 1797 der Unterstützung seines Wohlthäters, des Grafen Philipp Cobenzl, und rechtfertigte die weise Leitung, mit welcher dieser schon früh sein noch aufkeimendes Talent in Anspruch nahm. Bald nach seiner Rückkehr wurde er zum Professor und Mitgliede der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien gewählt, als welcher er nun mit einer seinem Charakter eigenen Gefälligkeit seinen Schülern den weiten Umfang seines Wissens aufschließt.

Die grosse Zahl der von ihm bisher dargestellten Schildereyen, durch welche er seinen Platz in der Reihe unserer ausgezeichneten Historienmahler würdig einnimmt, ist zu interessant, um sie nicht unseren Lesern grossen Theils, wenigstens nach dem Inhalte ihrer Vorstellungen mitzutheilen, und dabey anzuzeigen, wo selbe zu sehen sind.

Oehl-Gemählde.

Bey Grafen Schönborn in Wien:

1. König-Demetrius Poliorketes mit seiner Geliebten Lamia und ihrer Freundinn Demo. Nach Plutarch.
2. Der Athenienser Phozion mit seiner Gemahlin und der auf ihre Stoffe eitlen Frau aus Jonien. Nach Plutarch.

Bey Baronovski Kaufmann zu Wien.

3. Deiphontes König in Epidaurus sucht seine schwangere Gemahlinn Hyrneto ihren zwey Brüdern, welche sie ihm gewaltsam entführen wollten, zu entreissen. Nach Pausanias.

In Cancigs Wohnung.

4. Themistokles, der aus Athen verbannt, zu Admeth seine Zuflucht nimmt. Nach Plutarch.

5. Die Ansicht einer Gegend des alten Arkadiens, eine Landschaft nach der Beschreibung des Pausanias, mit der einige Reisende, welche an einem Altare ihr Morgenopfer darbringen, vorstellenden Staffage.

6. Das Gegenstück zu dieser Landschaft, die Vorstellung eines unweit dem Meere gelegenen Thales in Phäatien, wo sich nach Homers Erzählung die Tochter des Königs Alcinous eben damahls mit ihrem Gefolge befand, als Ulysses nach erlittenem Schiffbruche auf einem Balken schwimmend, nackt auf diese Küste geworfen ward, und demselben Nahrung und Kleidung reichte.

7. Der sich nach der von Sylla erlittenen Niederlage nach Karthago geflüchtete Marius, in dem Momente, als er von dem Pro-Consul Sextilius durch den Lictor den Befehl erhielt, Afrika zu verlassen.

8. Die Befreyung des Messeniers Aristomenes aus seiner zweyten Gefangenschaft, durch ein Mädchen, die seine Hüther berauschte, und mit einem von ihnen genommenen Dolche seine Bande zerschnitt. Nach Pausanias.

9. Die Entdeckung der von Demarat aus Persien mitgetheilten Zeichen, von dem Plane des Xerxes, Griechenland zu überfallen. Nach Herodot.

10. Der an dem Grabe Euridice's trauernde Orpheus. Nach Ovid.

11. Die Flucht der Vestalinen aus Rom auf den Berg Janiculus, als sie dem Plebejer Lucius Albinus begegneten, von welchem sie einen Wagen erhielten, auf welchem sie sich mit ihren heiligen Geräthen fort begaben.

Bey dem Fürsten Porzia in Triest.

12. Portia Cato's Tochter hält mit der einen Hand das Bildniß ihres Gemahls Brutus, und mit der ande-

ren vermittelst einer Zange glühende Kohlen bereit sich damit zu tödten, um ihren erschlagenen Gatten nicht zu überleben. Nach Valerius Maximus.

Bey Grafen Czernin in Wien.

13. Herodes Versöhnung mit seinen Söhnen in Augusts Gegenwart zu Aquileja.

14. Dion vor Siracus mit seiner Gemahlinn, seinem Sohne und seiner Schwester im Momente in diese Stadt zu gehen, nachdem er den Tyrann Dionys selbe zu räumen gezwungen hatte.

15. Cypselus, der kleine Sohn Labda's, entwaffnet durch eine mit dem Lächeln der Unschuld begleitete Gebehrde, seine in Folge des Orakelspruches gedungenen Mörder.

16. Phozion schlägt die von Alexander dem Grossen ihm durch dessen Gesandte angebothenen Geschenke aus.

In der ständischen Bildergallerie zu Prag.

17. Die Dichterinn Sapho im Begriffe sich über den leukadischen Felsen zu stürzen.

Im Pallaste des Fürsten Auersperg zu Wien.

18. Mehrere Vorstellungen aus Geßners Idyllen, und nach Atheneus.

In Kolocza in Ungarn.

19. Ein Altarblatt: Christus am Kreuze, am Fusse desselben, Maria, Magdalena und Johannes.

In Troppau.

20. Ein heiliger Bartholomäus auf einem Altarblatte.

In der Kapelle des Hrn. Grafen Kobenzl auf dem Reisenberge (Kobenzlberge) nächst Wien.

21, 22, 23, 24. Vier Altarblätter, von welchen eines Maria Himmelfahrt, das andere eine Flucht nach Egypten, das dritte Maria Heimsuchung, und das vierte Maria Geburt vorstellt, wovon das letzte nach Basrelief Art grau in grau gemahlt ist.

In Napagedl in Mähren.

25. Der heilige Bartholomäus auf einem Altarblatte.

Mit der Feder gezeichnete und mit Tusch schattirte Handzeichnungen in Regalfolio, welche bey Caucig zu sehen sind.

Hiervon sind die vorzüglichsten folgende:

1. Der verbannte Marcus Crassus verbirgt sich in einer Höhle auf den Pyrenäen. Nach Plutarch.
2. Brennus, Anführer der Gallier wird vor dem Delphischen Tempel aufgerieben. Nach Justinus.
3. Junius Brutus zu Delphi mit Arante und Tarquinius Collatinus. Nach Plutarch.
4. Die Einnahme von Vejes durch den Dictator Camillus vermittelst der unterirdischen Gänge des Tempels der Juno bewirkt. Nach Plutarch.
5. Cleobis und Bython, welche an den Wagen ihrer Mutter gespannt sie so zu dem Tempel der Diana führen, Nach Herodot.
6. Der vermittelst des Wurfes eines Ziegels von einer Frau in Argos getödtete Pyrhus. Nach Plutarch.
7. Timoleons Rettung beym Opferaltare. Nach Plutarch.
8. Die Schlacht zwischen Aratus und Cleomenes in Pellene auf dem Platze vor dem Tempel der Diana. Nach Plutarch.
9. Die Tugend auf dem Throne. Eine Allegorie.
10. Esther vor Ahasverus rettet die Israeliten von Hamans Grausamkeit. Nach Flavius.
11. Hipparchia begehrt den thebanischen Philosophen Crates zum Gemahl. Nach Diogenes Laertius.
12. Der Traum des Pelopidas vor der Schlacht der Thebaner, gedeutet durch die Wahrsager. Nach Plutarch.
13. Argia und Antigone begraben die Leiche des Polynices. Nach Statius.
14. Alexander der Große tödtlich verwundet in Indien. Nach Arrian.
15. Der blinde Oedip mit seiner Tochter, Antigone, findet die Leichen seiner Söhne Eteokles und Polynikes auf dem Schlachtfelde. Nach Statius.

16. Herodes begleitet von einem seiner Vertrauten in der Nacht unter den Grabmählern der jüdischen Könige. Nach Flavius.
17. Herodes mit seiner Familie auf der Flucht vor den Nachstellungen des Pacorus im Begriffe sich zu ermorden, wird von seinen Vertrauten davon zurückgehalten. Nach Flavius.
18. Hypsipile, Toantes Tochter, von diesem zum Tode bestimmt, wird von Tydeus, Capaneus, Hyppomedontes und Partenopeos gerettet. Nach Statius.
19. Der Prophet Achias verweist dem Könige Salomon den aus Liebe zu seinen Weibern gehaltenen gesetzwidrigen Gottesdienst. Nach Flavius.
20. Priamus, König von Troja, begleitet von Polyxena und Andromache begehrt von Achilles und dessen Söhnen die Leiche seines Sohnes Hektor.
21. Hektor verweiset dem Paris seine Unterhaltung mit Helena und ihren Frauen, und fordert ihn zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Nach Homer.
22. Alexander und Aristobulus in Gegenwart des Oktavianus Augustus in Aquileja. Nach Flavius.
23. Cleombrotes, von Leonidas verfolgt, flüchtet sich in den Tempel Neptuns. Chelonis, die Gattin des erstern und Tochter des zweyten fleht mit ihren zwey Söhnen den Vater umsonst um Verzeihung an, und entschließt sich mit ihren Gatten und Kindern in das Exilium zu gehen. Nach Plutarch.
24. Semiramis als Kind in einem Walde sich selbst überlassen, wird dort von Tauben genährt, und von Hirten entdeckt. Nach Diodor Siculus.
25. Maria Theresia mit dem Kronprinzen Joseph bey dem Landtage in Ungern.
26. Apollo mit den 9 Musen.
27. Ariadne und Bachus.
28. Der erste Schiffer. Nach Geßner.
29. Die Erfindung der Musik. Nach Geßner.

30. Orpheus bittet den Pluto und die Proserpina um Euridice. Nach Ovid.
31. Die sterbende Kleopatra. Nach Plutarch.
32. Der von seiner Gattinn Abschied nehmende Germanikus, als er sich bey dem Aufstande der römischen Legionen in Germanien selbst tödten wollte. Nach Tacitus.
33. Cato's Selbstmord. Nach Plutarch.
34. Joseph der II. zu Pferde. Mit Allegorie.
35. Agrippinas Ankunft in Italien mit der Asche des Germanicus. Nach Tacitus.
36. Demarat läßt seine Mutter schwören, daß er Aristones Sohn ist.
37. Aristomenes erhält seinen im Streite gegen die Spartaner verlornen Schild in der Grotte des Trophonius wieder. Nach Herodot.
38. Marcus Brutus entdeckt seiner sich zum Zeichen ihrer Verschwiegenheit verwundenden Portia das Geheimniß von der Verschwörung gegen Cäsarn. Nach Plutarch.
39. Der von der Venus mit Rosen gezüchtigte Amor.
40. Der Eh-Vertrag im Keller. Eine Carricatur.

Ausländische Nachrichten.

Gelehrte Gesellschaften.

Die Jonische Akademie, die sich zu Corfu zur Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften gebildet hat, hielt am 15. August ihre zweyte feyerliche Sitzung, bey welcher Gelegenheit sie bekannt machte, daß sie, nach dem Beyspiele des alten Griechenlandes, alle vier Jahre olympische Preise auszutheilen beschlossen habe. Am 15. August 1812 wird also diese Feyerlichkeit zum ersten Mahle Statt finden. Eine Medaille, worauf das Bildniß des französischen Kaisers mit der Umschrift: Napoléon, bienfaiteur et protecteur, auf der Rückseite aber ein Stern mit der Umschrift: Au génie la patrie reconnoissante, sich befindet, soll diesen olympischen Siegern zu Theil werden. Genannte Medaille wird, als eine Münze der Ehre und Tugend, und wie die Münze der Lacedämonier, von Eisen, und demnach nichts weniger als kostspielig seyn.

Nekrolog.

Am 20. August 1809 starb auf einer Reise nach dem Carlsbade in Göttingen, nahe bey seinem väterlichen Lande, an einer Leberkrankheit, der berühmte Arzt, Professor Unzer. Er war mit bewunderungswürdigen Anlagen geboren und einer der talentvollesten genialischsten Männer Deutschlands. Er war der Freund

Lessing's und Klopstock's; seine Gedichte und seine Reden zeugen von seinem ästhetischen Beruf und von seiner Geistesverwandtschaft mit ihnen. Als Arzt kannte er seine Kunst vollkommen, und hatte keine Neider unter seinen Amtsgenossen. Er war durch seinen Witz, seinen Verstand, seine Kenntnisse, seine Anmuth und Liebenswürdigkeit die Zierde jeder Gesellschaft. Er liebte grosse und liberale Ideen, und war ein hochherziger Mensch. In der langen Zeit seiner Praxis ist er oft hier und in Hamburg, denen alle Hoffnung des Lebens geschwunden war, als Engel der Hülfe erschienen, und es werden diese Zeilen Viele lesen, die nur durch ihn noch leben. Ruhe sey ihm die Erde.

* * *

In Paris ist Jacob Joseph Coiny, ein berühmter Kupferstecher, im 48sten Jahre verstorben. Sein Grabstichel hat mehrere bekannte Werke mit Bildern geschmückt; z. B. den Racine von Didot; die Fabeln Lafontaines; das Recueil du Musée Napoléon; Denons Reise nach Aegypten u. s. w. Sein letztes Werk, das vielleicht auch wegen seiner Grösse sein beträchtlichstes ist, hat die Schlacht von Marengo zum Gegenstande.

Kunstnachrichten.

Der würdige Mahler Vien, Mitglied des Senats und des National-Instituts, der Wiederhersteller der neueren französischen Kunstschule, starb im 94sten Jahre, allgemein betrauert. — Vien wurde den 18ten Junius 1716 in Montpellier geboren, und zeigte von Jugend auf viel Talent für die Kunst. — Da Montpellier ihn nicht weiter ausbilden konnte, so kam er im Jahre 1741 nach Paris. Hier fand er die Kunst ganz auf Abwegen, und ihrem Untergang entgegen gehend; Manier herrschte, geleitet von Caprice und ver-

schrobener Phantasie, das Studium der Natur und der Antike wurde ganz vernachlässigt. Vien folgte der richtigern Bahn, geleitet von der Natur; so übertraf er gleich in den ersten Jahren seine Rivalen, und gewann fast alle Preisaufgaben. — Hierauf sendete man ihn nach Rom, wo das strenge Studium der schönsten Muster des Alterthums sein Kunsttalent vollends ausbildete.

In dieser Epoche lieferte er eine Menge grosser trefflicher Arbeiten um einen Preis, dessen sich ein mittelmässiger Künstler geschämt haben würde. So mahlte er für die Kapuziner zu Tarascon 8 Tableaus, 10 Fuß hoch und 8 Fuß breit, jedes zu 100 Livres. — In Rom mahlte er auch den Eremiten, ein vorzügliches Gemählde, welches sich jetzt in der Gallerie des Senat Conservateur in Paris befindet. —

Vien kehrte hierauf nach Paris zurück, wo er eine Kunstschule errichtete, deren Basis das Studium der Natur, verbunden mit der Antike war. Diese setzte er 25 Jahre, von 1750 bis 1775 fort, und aus dieser Schule gingen die jetzt lebenden französischen Künstler, wie David und andere hervor. Im Jahre 1775 wurde er zum Director der französischen Schule in Rom ernannt, und der König verlieh ihm den Orden des heiligen Michael. Sechs Jahre leitete er in Rom die französischen Kunstarbeiten mit Ruhm. Im Jahr 1788 wurde Vien erster Mahler des Königs. In dieser Qualität entwarf er Pläne zur Verbesserung der Kunst durch ganz Frankreich. Doch die ausgebrochene Revolution zerstörte alle die Hoffnungen; Vien verlor seine Stelle, sein Vermögen, doch nicht den erhabenen festen Character, der ihn stets auszeichnete. Nach zehnjährigen Leiden verbesserte sich sein Schicksal. — Napoleon leitete mit Festigkeit das lecke Staatsschiff; er schuf den Senat, die erste Magistratur Frankreichs. — Vien erhielt dabey einen Platz, und nachher den Titel eines Reichsgrafen. —

Miscellen.

Herr Hofrath Rehmann in Moskau, der bey der letzteren, nach China bestimmten, russisch-kaiserlichen Gesandtschaft als erster Arzt angestellt war, hat der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen die ausführliche Beschreibung einer an das akademische Museum zu Göttingen geschenkten tibetanischen Handapotheke übersandt, dergleichen in dem chinesischen Handelsstädtchen Maimatschin bey Kiachta verkauft werden. Sie enthalten 60 Päckchen, jedes mit seiner Etikette in tangutischer oder tibetanischer Sprache; und werden von den Lamas der Mongolen und den unter russischer Bothmässigkeit stehenden Buräten häufig gekauft. Die Vrf. der in eben dieser Sprache gedruckten Anweisungen zum Gebrauch derselben sind zu Burchanen erhoben und vergöttert worden. Das Hauptwerk von allem, ihr pharmaceutischer Kanon, ist von dem Burchan Ototschei, gleichsam dem Aesculap der tangutischen Mythologie, geschrieben. Eine Uebersetzung dieser Bücher ist hoffentlich von einem jetzt in der medicinisch-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg befindlichen Lama zu erwarten; so wie auch Hrn. Hofr. R. bey seinem Commentar mehrere Lamas behülflich gewesen: — Eine bittere, mit einer braunen Kruste von Rhabarberpulver überzogene Pillen-Composition ausgenommen, sind alle übrigen Simplicien. Aus dem Thierreiche bloss Schalen und Scheeren von einer Krabbe (das bey den alten, zumahl arabischen, Aetzten so gepriesene Mittel) alles Uebrige aus dem Pflanzen- und Mineralreiche. Unter jenen befindet sich, um nur Einiges anzuführen, eine fünfkantige Myrobalane, doch keiner der ehedem auch in unseren Abendländern officinellen gleichend, die ein Lama der mächtigen Heilkräfte halber, die ihr zugeschrieben werden, zum Chan unter dem Arzneyen erhob. Von Gewürzen: langer Pfeffer, Nägelein, Muscatnuss,

Ingwer u. s. w. Ferner Rad. Ireos Flor. Auch die Wurzeln von Krapp, Alkanna, Rhabarber, doch letztere eben von keiner vorzüglichen Sorte. Rothes Sandelholz (von einem zerbrochenen Hausgeräthe); Assa foetida; Granatäpfel; Samen, wie es scheint, von Dolichos soia; Blätter von Mespilus japon u. s. w. Und von mineralischen Mitteln: natürlicher Salmiak; Tinkal; ein kleines Gefäß mit Quecksilber; und rothes Rauschgelb, das äusserlich, so wie das berühmte Densui, die chinesischen rothen Pastillen, gebraucht wird. — Uebrigens sind unter den vor der Hand unbestimmbaren Simplicien in dieser Sammlung viele von so ausgezeichnet kräftigem Gebrauch und Geschmack, daß sie bey weiterer Untersuchung wohl manche bedeutende Ausbeute für die Materia medica hoffen lassen.

* * *

Der Vicekönig von Italien hat für das Museum von Mayland das Kabinet der Naturgeschichte, welches Hr. Cortesi in Piacenza gesammelt hatte, gekauft. Es enthält Sammlungen der vierfüssigen Thiere, Fische, Fossilien u. s. w. aus allen Welttheilen. Vorzüglich bemerkenswerth ist das Skelett eines Wallfisches, das 7 Metern in der Länge hat, und an welchem der Kopf, 12 Ribben, 42 Wirbelbeine, und die Knochen der rechten Flossfeder ganz gut erhalten sind; ein fast ganzes Skelett eines Delphins, zwey Metern in der Länge; das riesenmässige Skelett eines Elephanten aus Asien, das die Backenzähne, Ribben, Rückgrat ꝛc. ꝛc. hat, und endlich das Skelett eines Rhinoceros, dessen Kopf ganz und gut erhalten ist.

* * *

Herrn Lavasseur, Professor der Musik, ist es gelungen, zwey Taubstumme zu Musikern zu bilden. Diese Unglücklichen haben bereits vor der Classe der schönen Künste des Instituts von Frankreich Musik-

Stücke mit einer an das Unbegreifliche gränzenden Bestimmtheit ausgeführt. Unbegreiflich scheint die Sache allerdings, wenn man erwähnt, daß es den jungen Künstlern — sie sind 15 und 16 Jahre alt — gerade an dem Organe fehlt, das Ton und Tact bestimmt. Man ist mit Recht neugierig auf die Verfahrungsweise und die fernern Erfolge.

* * *

Von Kapitän von Krusenstern's Reise um die Welt, ist der erste Band erschienen. Die äussere Pracht dieses Werks, das unter den Augen des berühmten Weltumseglers ausgeführt worden ist, entspricht ganz dem innern Werthe desselben. Dieser erste Band enthält den Reisebericht von Kronstadt aus, bis zu den Markesasinseln. Beym Kap Horn entdeckte Herr von Krusenstern eine Inselgruppe, die er Orlowsinseln nannte; die Bewohner selbst, die mit denen des Feuerlandes Aehnlichkeit haben, nennen diese Insel Mani-Toualin. In dem Hauptplatze dieser Inseln, Nahmens Krisenoy, fanden die Russen in der Bauart eine Regularität, die in diesen Gegenden Niemand sucht. Hr. von Krusenstern fing nun an das Davisland (von Cook Osterinsel genannt) aufzusuchen, aber er ist ungewiß, ob er diese Gegend in einer Insel gefunden hat, die von ihm unter dem 20° östl. Länge, und dem 26° 15′ südl. Breite aufgefunden ward. Sie wird von den Almagrürins bewohnt, eine Völkerschaft, die viel von den Otaheitern hat. Hier zog eine warme Quelle, in der Landessprache Strok genannt, die Bewunderung der Seefahrer auf sich, deren Wasser auf 100 Arschinen steigt, wodurch sie aber doch dem berühmten isländischen Geiser nicht gleich kommt. Die Seefahrer besuchten nun nach und nach die Inseln Orechovoi, Wasili Ostrow, Alexandrenß und andere mehr, die in der Nähe des gefähr-

gefährlichen, von Bougainville entdeckten Archipels liegen.

Der zweyte Band, welcher die Fortsetzung der Reise bis zu den Aleutischen Inseln enthalten soll, wird im nächsten halben Jahre erscheinen.

* * *

Ein zu Pompei erst vor Kurzem aufgegrabenes Souterrain ist vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil man in einer Ecke desselben eine thönerne, zur Aufnahme und Fortleitung des Rauchs bestimmte Röhre gefunden hat. Diese Entdeckung entscheidet auf einmahl die unter den Gelehrten so lange Zeit bestandene Frage: ob nähmlich die Alten den Gebrauch der Kamine mit Röhren gekannt haben, oder nicht.

In einem Speisesaale (triclinium), dessen Wände mit Gemählden (Thierstücken) im besten Geschmacke geziert sind, erblickt man drey vollkommen gut erhaltene Ruhebetten, dergleichen sich die Alten bey ihren Mahlzeiten zu bedienen pflegten, und zwischen denselben einen marmornen Fuß, wahrscheinlich von dem Tische, worauf das Essen aufgetragen ward.

* * *

Favier von Saint-Germain hat ein Verfahren entdeckt, das Leder, ohne der Güte desselben zu schaden, in viel kürzerer Zeit, als nach der gewöhnlichen Methode, zu gärben. Dieses in einer der größten Gärbereyen practisch in Ausführung gebrachte Verfahren verspricht der Gärbekunst wichtige Verbesserungen und sehr große Vortheile dem Handel.

* * *

Zu Saint-Nicolas d'Aliermont, im Departement der Unter-Seine, hat Hr. Pons mit Genehmigung und Unterstützung der Regierung eine Uhren-Fabrik, Fa-

brique de mouvemens *) de pendules errichtet, worin vermittelst einer von ihm erfundenen Maschine alle Theile mit der größten Genauigkeit ausgeführt werden. Er zeigte der Gesellschaft ein solches Uhrwerk vor, welches den Beyfall der ausgezeichnetsten Künstler erhielt.

*

Die Herren Periaux und Poterat haben sich gemeinschaftlich bestrebt, die Verfertigung geographischer Karten, durch das Drucken mit beweglichen Characteren, zu erleichtern. Dieses Verfahren ist weniger kostspielig, als das vorher übliche und kann zum Fortschreiten der Wissenschaft beytragen, indem es mehreren Personen Gelegenheit gibt, sie zu studieren.

*

Im J. 1802 kamen auf einmahl 300 Pfund Platin nach Newyork in N. Amerika, welche ein Engländer aus Jamaica hingesandt hatte. Mitschell fand sie aus weich anzufühlenden, mehr platten als runden Körnern bestehend, von einer Mittelfarbe zwischen Silber und Eisen. Der ganze Vorrath war auf der Insel Chaco im Magdalenenflusse, dem reichsten unter den bisher entdeckten Fundörtern dieses Metalls, gewonnen worden. Die Platina kommt beständig mit Gold vor, so daß 100 Unzen Gold 8–10 U. Platina enthalten.

*

Nach dem geäußerten Wunsch mehrerer Mitbürger hat die Regierung von Schafhausen sich entschlossen,

---

*) Mouvement nennen die Französischen Uhrmacher den Inbegriff aller einzelnen Stücke, woraus eine Uhr besteht.

die über 5000 Bände starke Bibliothek ihres unvergeßlichen Landsmanns, des verst. Staatsraths v. Müller zu Kassel, die aus den vortrefflichsten, und zum Theil sehr kostbaren, mitunter auch seltenen, historischen Werken besteht, zu kaufen, sie mit der Bürger-Bibliothek zu Schafhausen zu verbinden, und jedem Bürger den unentgeltlichen Gebrauch derselben nach seinem Verlangen und Bedürfniß zu gestatten.

* * *

Das Julyheft 1809 von Zachs monatlicher Correspondenz, enthält nebst anderen interessanten Aufsätzen einen Brief von dem Hrn. Kammer-Assessor Seetzen, aus Akre, vom October 1806 datirt. Er liefert darin einige Notizen über eine Reise, die er im Januar des angeführten Jahres längs der Wüste auf der Ostseite des Jordans und des todten Sees, und von letzterem nach Jerusalem machte. Diese Reise war sehr beschwerlich und mit mancherley Gefahren verknüpft. Hr. Seetzen ist der erste Europäer, der diese, lange Zeit vor den Griechen und Römern schon cultivirten Gegenden mit Aufmerksamkeit untersuchte. Die Fragen, die dieser Reisende aber that, um sich zu unterrichten, zogen die Aufmerksamkeit der Einwohner auf sich, und brachten sie gewöhnlich auf den Gedanken: er sey ein Spion; und seine Versicherung: er sey ein Arzt, und gekommen, um Pflanzen zu suchen, sey eine Unwahrheit. Die Griechischen Christen, deren es dort viele giebt, glaubten er sey von Frankreich oder Rußland abgesandt, um ihr Land auszukundschaften, und einer versicherte schon dem Andern im Geheim: daß Christen bald kommen würden. Als Hr. S. aber, um nicht bey den Mohamedanern in Mißkredit zu kommen, ihnen dieß auszureden suchte: so bezeigten ihm Viele darüber ihr Bedauern, daß sie nicht das Vergnügen haben könnten, die Mohamedaner zu schlachten. — Hr. S. drang auf dieser Reise beträchtlich weit nach Süden vor, und

nachdem er das Land der Moabiter verlassen hatte, erreichte er die Gränze des peträischen Arabiens, die Landschaft Dschebal. Die Zahl der dort vorhandenen, aber gänzlich ruinirten, Orte war sehr ansehnlich. Der erste bewohnte Ort, den er nach Kurrack, im Lande der Moabiter, erblickte, war Bethlehem, weil er von der Südspitze des todten Sees immer über die Gebirge zog, von denen ein Theil vor Alters das Karmelgebirge hieß. Bethlehem ist ein ansehnliches Dorf, dessen Boden in der Nähe umher mit Fleiß cultivirt ist. Die Einwohner sind sehr industriös; aber auch sehr zum Aufstande geneigt. Das dortige Kloster ist ein großes, festes Gebäude, und hat mehr das Ansehen eines Forts, als eines der Religion gewidmeten Gebäudes. Es enthält eigentlich drey Klöster, das der Franken, das der Griechen, und das der Armenier.

Die Grotte, in der unser Religionsstifter geboren seyn soll, enthält viele silberne Lampen und etliche schöne Gemälde. Die vom Kaiser Justinian erbaute Kirche ist äusserst vernachlässigt. — Bethlehem sowohl, als Jerusalem und Hebron, liegen auf den höchsten Rücken des Gebirges, welches sich vom Norden nach Süden durch den südlichen Theil von Palästina zieht, und die Wasserscheidung zwischen dem todten See und dem mittelländischen Meere ausmacht. Jerusalem ist zwey Stunden nordwärts von Bethlehem entfernt. Es liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe, die nordostwärts sehr abhängig ist. Sein Umfang beträgt über drey Viertel Stunden; seine Stadtmauer ist sehr gut erhalten, und es nimmt sich von aussen, zumal vom Oelberg, sehr gut aus. Sein Inneres stimmt nicht ganz damit überein, doch fand es Hr. S. noch besser, als er es sich gedacht hatte. Die Klöster der Franken, der Griechen und der Armenier sind große Gebäude; aber wirklich schöne Architectur findet man nicht. Die Kirche zum heiligen Grabe ist zu winklig, und ihre Farbe zu buntscheckig, um schön zu seyn. Die große mohamedanische

Moschee, welche an der Stelle des alten Tempels der jüdischen Nation steht, nimmt sich vorzüglich gut aus, und ist mit einem der schönsten Plätze umgeben, die man im Ottomannischen Reiche findet.

Von Jerusalem reisete Hr. S. über Ramla nach Jaffa, und von dort zu Schiffe nach Akre.

Dieser Ort ist in neueren Zeiten durch seinen berüchtigten Dschessar-Pascha in Europa bekannt genug. Einer seiner gewesenen Sclaven, Szleiman, hat an seiner Stelle das dortige Paschalik erhalten, nachdem er den Usurpator der Paschawürde, Ismael, gefangen genommen. Akre ist eine kleine, aber sehr volkreiche Stadt. Die dasigen Festungswerke sind gegenwärtig sehr bedeutend, indem Dschessar-Pascha nach der aufgehobenen Belagerung der Franzosen dieselben wieder ausdehnte und verstärkte. Akre hatte ehedem nur eine hohe Mauer; allein nach dem Abzuge der Franzosen ließ Dschessar-Pascha in einiger Entfernung davon noch zwey starke Mauern errichten und deren Zwischenräume von der Breite eines breiten Walles mit Erde ausfüttern, auch an der Aussenseite einen trockenen Graben ziehen. Auch an der Meerseite ist die Mauer herumgezogen, und der Eingang zum Hafen durch ein kleines Castell im Wasser gesichert. Die von Dschessar erbaute Moschee ist ein liebliches Gebäude, welches der Stadt zur Zierde dient. Dschessar hat in dieser Stadt und auf den Stadtwällen eine grosse Menge Dattelpalmen anpflanzen lassen, welche hier trefflich fortkommen, und in Zukunft diesem Orte ein ganz orientalisches Ansehen geben werden. Schon jetzt soll man aus dem Verkauf ihrer Früchte 2000 Piaster ziehen. Szleimann Pascha ist ein ruhiger Mann, und die Einwohner leben jetzt in Sicherheit.

Der Handel von Akre schien Hrn. S. gegenwärtig nicht von großer Bedeutung zu seyn.

* *

An Aerzte und Wundärzte.

Die Salzburger medizinisch-chirurgische Zeitung wird auch im Jahre 1810 fortgesetzt. Alle löbl. Post-Amts-Zeitungs-Expeditionen nehmen hierauf Bestellung an, und versprechen den Liebhabern die richtigste Lieferung um den möglichst wohlfeilsten Preis. Den neu eintretenden Abnehmern wird zugleich die Versicherung ertheilt, daß sie die noch vorräthigen Jahrgänge 1803—1809 inclusive von dem med. chirurgischen Zeitungs-Comtoir in Salzburg um eine sehr mässige Vergütung erhalten sollen, wenn sie der Bestellung das postämtliche Zeugniß beylegen, daß sie den Jahrgang 1810 durch das löbl. Post-Amt ihres Wohnorts beziehen.

Bemerkungen

über meine, in den Annalen der Literatur und Kunst in dem österreichischen Kaiserthume, Jahrgang 1809 im Monat August S. 55 und 56 rezensirte Abhandlung: Von der Verfassung der Grundbücher u. s. w.

Der Herr Rezensent bemüht sich zuerst, mich zu überzeugen, daß sich aus der Abnahme der Waare noch keineswegs auf die Güte derselben ein Schluß machen lasse, besonders wenn diese Waare zu den Bedürfnissen gehöre, nicht bloß Artikel des Luxus seye, und andere Gewerbsleute mit vielem Vorrathe mehr versehen, oder solcher den Käufern weniger bekannt seye.

Wenn sich Herr Rec. gewürdiget hätte, meinen Vorbericht zur zweyten Auflage mit voller Aufmerksamkeit zu lesen, hätte er die Aufstellung dieses allbekannten Handlungsgrundsatzes ersparen, und aus diesem meinen Vorbericht leicht abnehmen können, daß ich von diesem Grundsatze eben so vollkommen wie der Herr Rezensent selbst überzeugt seye, und da ich mich gerade aus dem Grunde dieser Ueberzeugung des wohl überdachten Ausdruckes bedient habe: „Läßt sich auf die Brauchbarkeit eines Werkes aus dem Absatze desselben nur mit einigem Grunde ein Schluß machen.“ Ich habe also von dem Absatze meines Werkes

auf seinen inneren Gehalt einen unbedingt richtigen Schluß selbst nie aufgestellt, oder gefolgert.

Da der Hr. Rec. an dem ich doch einen so fein gebildeten als einsichtsvollen Mann voraussetzen muß, bey dieser Gelegenheit auch unseren praktischen Juristen überhaupt, und besonders unseren Landbeamten, unter welchen ich viele achtungswürdige in der Literatur sehr wohl bewanderte Männer kenne, den schlechten Zustand ihrer literarischen Kenntnisse vorwirft, thut mir sehr leid.

Den Werken eines Hauers und von Fodransberg räume ich aus voller Ueberzeugung den Vorzug vor meiner Abhandlung ein; der Hr. Rec. hätte in dieser Hinsicht auch Preuers Abhandlung zur Führung der in adelichen und gemeinen Richteramtssachen einem Beamten obliegenden Geschäfte, Linz 1790. Mayerhofers Leitfaden zur Ausübung des adelichen Richteramtes, Linz 1794 u. m. a. den vorangeführten Werken mit allem Rechte an die Seite setzen können. Eitel genug nach einem Lorbeerkranze zu ringen, war ich bisher noch nie; ich hatte bey meinen Arbeiten stets nur die ungeheuchelte Absicht, meinen jungen Amtsbrüdern auf die eine oder andere Art nützlich zu werden. Mißlingen meine Versuche, und unter anderen auch der gegenwärtige, so wäre es freylich zu wünschen gewesen, daß mein Werk früher, und nicht erst jetzt recensirt worden wäre, nachdem die erste Auflage im Jahr 1802 und die gegenwärtig rezensirte auch schon vor zwey Jahren das Tageslicht erblickte; weil nun auch die zweyte Auflage größtentheils schon abgesetzt ist, und die Käufer von einer schlechten Waare erst nach dem Ankauf derselben, folglich viel zu spät gewarnet werden.

Der Hr. Rec. hätte die Gewogenheit haben sollen, in Erwägung zu nehmen, daß ich weder für vollkommen ausgebildete Geschäftsmänner, noch für praktische Juristen, sondern nur für angehende Beamte in herrschaftlichen

Kanzleyen angeschrieben habe, wie dieses sowohl in den Vorreden zur ersten und zweyten Auflage, als auch auf den Titelblättern der beyden Auflagen deutlich zu lesen ist; da ich kein vollständig systematisches Werk, sondern nur eine Abhandlung über einen sehr wichtigen Gegenstand, welcher nach Angabe des Hrn. Rec. bisher noch nirgends vollständig, und nach Würde behandelt wurde, geschrieben, und angekündet habe; da die Werke Hauers und von Fördransberg, wie der Hr. Rec. selbst gestehet, in dem Buchladen nicht mehr vorhanden sind, die übrigen aber nicht ausschlüssend von der Grundbuchslehre allein, sondern auch von anderen Justizgegenständen handeln; da sich die angeführten Werke im Preise auf mehrere Gulden belaufen, und eben darum von angehenden Kanzleybeamten auf dem Lande nicht so leicht angeschafft werden können, weil leider immer noch viele thätige, geschickte, und rechtschaffene Individuen kaum einen Jahresgehalt von 100 fl. beziehen.

Hätte der Rec. meine Abhandlung nach diesem wahren Gesichtspunkte, nach dem Plan, welchen ich bey der Ausarbeitung vor Augen hatte und ankündigte, beurtheilt, würde er solche nicht unbedingt als ein zweckloses Werk ausgerufen haben.

Wenn die Muster, die ich den einzelnen Lehren einschaltete, nicht alle gut sind, hätte ich gewünscht, daß mir die schlechten angezeigt, und zugleich die Belehrung mitgegeben worden wäre, wie ich solche bey einer künftigen Auflage hätte verbessern sollen.

Als ein Hauptfehler wird von dem Hrn. Rec. streng gerügt, daß ich das Grundbuch und Landtafelpatent nicht ein einzigesmal zitiert habe.

Ich fand diese Zitazion überflüssig, weil ich als ein unerläßliches Bedingniß voraussetze, daß jeder, der sich von den Grundbuchsgeschäften gründliche Kenntnisse erwerben will, diese Patente, die sich ohnehin in allen

ordentlichen Herrschafts Kanzleyen vorfinden, im Urtexte lesen, und auch studieren muß. Und nun habe ich den Hrn. Rec. zu versichern die Ehre, daß ich ihm die Duplick in jedem Falle schuldig bleiben werde, wenn er es der Mühe werth finden sollte, diesen meinen Bemerkungen mit einer Replick zu begegnen.

Meine Denkungsart, und meine zu sehr überhäuften Geschäfte erlauben mir nicht, mich in eine literarische Fehde, oder in einen Federkrieg einzulassen.

Ich wollte dem Rec. nur zu wissen machen, daß ich seine Rezension richtig und mit Bedacht gelesen, sodann aber mit der beruhigenden Ueberzeugung aus den Händen gelegt habe, daß ich durch meine unvollständige Arbeit doch manchem angehenden Beamten in herrschäftlichen Kanzleyen, und dadurch auch mancher Parthey einen wesentlichen Nutzen verschafft habe.

Eckenberg im Dezember 1809.

Wünggo.

I. Verzeichniß

der im Februarhefte 1810 recensirten inländischen Schriften.

II. Verzeichniß

der im Februarhefte 1810 recensirten ausländischen Schriften.

III. Verzeichniß

der inländischen Buchhändler, deren Schriften im Februarhefte 1810 recensirt worden sind.

IV. Verzeichniß

der ausländischen Buchhändler, deren Schriften im Februarhefte 1810 recensirt worden sind.

V. Verzeichniß

der inländischen Intelligenznachrichten im Februarhefte 1810.

Beförderungen, Belohnungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Biographie.

Bildende Künste in Wien.

VI. Verzeichniß

der ausländischen Intelligenznachrichten des Februarheftes 1810.

Nekrolog.

Seite.

Annalen
der
Literatur und Kunst.

März, 1810.

Inländische Literatur.

Gottesgelehrtheit.

Neue practisch-theologische Monathschrift zunächst für Seelsorger, herausgegeben in Linz. In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas. S. Aug. ep. 54 al. 118 ad Januar. cap. 2. Sechster Jahrgang. Ersten Bandes viertes Heft. Julius und August. Zweyten Bandes fünftes Heft. September und October. Zweyten Bandes sechstes Heft. November und December. Linz in Commission bey Caj. Haslinger, Buchhändler. Mit Feichtinger'schen Schriften. 1808. gr. 8.

Diese Monathschrift [illegible] der österreichisch-theologischen Literatur [illegible] zu bringen,

und nicht bloß im Inlande, sondern auch im Auslande grossen Nutzen zu schaffen. Leider! hat sie an Hrn. Georg Rechberger, der Rechte Doctor und bischöflichen Consistorial-Kanzler in Linz einen eben so thätigen als gründlich gelehrten Mitarbeiter durch den Tod verloren; aber sie besitzt noch andere ausgezeichnete Männer, die das Institut im Flore erhalten werden, und der berühmte Herausgeber, Franz Freindaller, Consistorialrath, und Pfarrer zu Böcklabruck, hat nebst seinen Kenntnissen Betriebsamkeit genug, um alles seinen alten trefflichen Gang gehen zu lassen.

Die drey letzten Hefte des verflossenen Jahrganges 1808 weichen an Güte und Zweckmässigkeit der Aufsätze und des übrigen Inhalts den vorhergehenden in keinem Stücke: vielmehr haben gelehrte Leser, wie Rec. selbst von einem derselben vernommen hat, mit Vergnügen bemerkt, daß das Journal durch Einrückung einiger in die höhern theologischen Wissenschaften einschlagenden Aufsätze in den letzten Jahrgängen gewonnen habe: sie zeichneten in dieser Rücksicht die Aufsätze, von der Auferstehung des Fleisches, und über die allegorische Auslegung, vor andern aus. Es gab freylich wieder andere, welchen gerade diese Aufsätze zu gelehrt waren, und die darüber sogar klagten: allein was soll man mit derley Menschen anfangen? Sie geben sich selbst bloß, daß sie in ihren vormahligen theologischen Studien das Gründlichere, Höhere, und wozu es zu ge-

brauchen sey, zu erlernen versäumet haben, und daß sie in ihrer verkehrten Ansicht des Nützlichen nur bloß auf das einen Werth setzen, was ihnen unmittelbar ohne weiteres selbstthätigeres Eindringen in das Innere des Gegenstandes anwendbar zu seyn scheint. Bedächten diese Leute doch, daß Paulus auch in der Lehre weiter zu schreiten und tiefer in dieselbe einzudringen zur Pflicht machte, und unter andern rufte: „Lasset uns die Anfangsgründe der Lehre Christi einmahl bey Seite setzen, und zur Vollkommenheit hinaufstreben, u. s. w.“ Hebr. VI. 1 — 3 was wohl nicht bloß von einem erhabnern christlichen Lebenswandel, sondern von grössern Einsichten in die Religionslehre Jesu Christi zu verstehen seyn dürfte.

Die gegenwärtigen drey Hefte weisen auf dieses höhere Ziel offenbar hin, und dieses geschieht vorzüglich im letzten, welches den literarischen Anzeiger enthält. Der Inhalt der Hefte ist folgender:

Julius und August.

I. Ueber einen Aufsatz in der Minerva des Herrn von Archenholz. September-Heft S. 499 ff. und October-Heft S. 62 ff. Vom Jahre 1807 mit der Aufschrift: Die Kriegsgurgel des Herrn des [illegible] untersucht von Nathael. [illegible] eines katholischen Deutschen.

Ein katholischer Franzose mit Nahmen de Bonald, der einige Jahre Herausgeber des Mercure de France war, machte in einer Schrift Vorschläge, eine Glaubensvereinigung zwischen Katholischen und Protestanten zu Stande zu bringen. (Sieh Theolog. Nachrichten 1806 Nro. XXXIV. S. 427 f. den theologischen Annalen von Marburg beygedruckt.) Er übergeht die Vermittelung theologischer Verhandlungen; denn diese, sagt er, hätten bisher alle mißlungen: und er dringt bloß auf Mittel, die sich aus einer durch die jetzige Lage der Staaten und Völker Europens unterstützten Politik ergeben; und zum Ausführer seines Entwurfes ruft er den Kaiser Napoleon als den einzigen Mann, der so etwas durchsetzen könnte, auf, und ist vom glücklichen Erfolge, wie es scheint, ganz versichert. Dagegen bestreitet in den angeführten Stücken der Minerva ein deutscher Protestant diese Vorschläge, betrachtet den angegebenen Grund dazu, die Politik, mit dem größten Abscheu, daher schon in der Ueberschrift des Aufsatzes die derbe Charakterisirung seines Gegners auffällt: die Kriegsgurgel.

Den Streit einigermassen zu schlichten, wirft der katholische Deutsche vier Fragen auf. 1) Ist eine Glaubensvereinigung, und eine wirkliche Einheit der getrennten christlichen Kirchen möglich? 2) Ist sie auch wünschenswerth? 3) Und welche Mittel sind anzuwenden erlaubt? 4) Endlich, wenn auch nicht lauter erlaubte Mit-

tel angewendet wurden, ist darum nach der Hand die Sache selbst zu verabscheuen, im Falle sie auf diese Art zu Stande käme?

Jede dieser Fragen wird genau beantwortet, und auf die beyderseitigen Gründe des Herrn de Bonald und des deutschen Protestanten immer Rücksicht genommen, so daß einem jeden dieser Herren sein Wahres und Falsches aufgedeckt wird. Besonders wichtig sind folgende Stücke: die Darstellung der Glaubenseinigkeit in der katholischen Kirche S. 10 f. Die Unterscheidung des jetzigen kritischen, oder Neuprotestantismus von dem alten dogmatischen S. 29. Die Schilderung des erstern S. 30. Ueber die unzulässlichen Mittel, die zur Erhaltung der Glaubenseinigkeit u. s. w. hier und da von Katholischen und Protestanten angewendet worden S. 36. Was von der Politik, die de Bonald als Mittel einer Glaubensvereinigung vorschlägt — überhaupt, und in der jetzigen Lage der Sachen zu hoffen sey? S. 40. Am Ende heißt es: „Soll ich meine Meinung unverhohlen sagen, so gestehe ich frey, es gefalle mir gar nicht, daß Herr de Bonald in dieser Sache Alles so vorstellte, als forderte es das Interesse des in Frankreich wieder hergestellten, und befestigten monarchischen Systems, daß alle christlichen bisher getrennten Kirchen sich mit der katholischen vereinen; denn einer Seits zeigt sich eine gewisse zudringliche Schmeicheley, die es glaublich machen möchte, als sey einem Monarchen alles

möglich, selbst die Beherrschung der Gemüther; und das selbst in dem Freyesten, was der Mensch hat, in der Religion! Anderer Seits scheint die Sache der Religion zur blossen Staatssache herabgewürdigt zu werden, wenn nähmlich die katholische Religion deswegen der Vereinigungspunct aller übrigen seyn soll, weil sie der Monarchie günstig ist. Wie hinfällig ist ein solcher Grund? Gesetzt, es siegte wieder einmahl das republikanische System, was ja, wenigstens nach längeren Zeiträumen, doch immer möglich ist, soll alsdann die katholische Religion der protestantischen weichen müssen, weil es einem protestantischen de Bonald etwa einfiele, diese Letztere als für das Interesse des republikanischen Systems dienlicher und anpassender vorzustellen? Man hat leider schon oft die Religion als blosses Staatswerkzeug betrachtet, und zu behandeln gelernet, und man darf nur in der Geschichte sich umsehen, um zu merken, daß man die Religion Jesu Christi für nichts Besseres, als für einen Hebel politischer Zwecke, die sich auf eine andere Art nicht wohl erreichen liessen, so beyläufig, wie ein römischer Augur den Volksglauben, angesehen habe. Nein, Christen, seyen sie hernach Katholiken, oder Protestanten, würdigen sich und die Sache der Menschheit herab, wenn sie diese verderbliche Denkart verbreiten helfen, und diesen entehrenden Ton, wie immer, selbst anstimmen. So denke ich, und wie ich hoffe, so denket jeder rechtschaffene Christ.“

II. Die in den österreichischen Diözesen vorgeschriebene Gottesdienstordnung mit den Verordnungen, die darauf Bezug haben, vorzüglich für die Linzer Diözese.

Dieser Aufsatz ist österreichischen Seelsorgern gewiß sehr willkommen. Es wird freylich in vielen Diözesen manches noch nicht anwendbar seyn; aber man erhält doch einmahl ein Regulativ, und findet manches, was man verbessern kann, selbst von der höchsten Behörde hierzu aufgefordert und unterstützt.

III. Das Bild des rechtschaffenen Seelsorgers in dreyfacher Ansicht dargestellt.

Trefflich ausgearbeitet! Dieser Aufsatz ward durch die bey dem ersten Pfarrkonkurse zu München vorgelegte politische Aufgabe veranlaßt; sie heißt so:

„Schön und edel, und wohlthätig wirkt der rechtschaffene Seelsorger: die Regierung ehrt ihn, und beeifert sich, ihn nach Verdiensten zu belohnen. Aber auch edel, und groß erscheint derselbe, wenn er ausser den allgemeinen Pflichten des Staatskörpers auch jene, welche ihm als Mittelorgan zwischen Regierung und Volk obliegen, lebhaft erfüllt, wenn er sich nähmlich für öffentliche Ordnung und Gesetze aufrichtig interessirt,

Noch höher steigt er, wenn er, was die Regierung vertrauensvoll erwartet, zugleich die Tugenden des Patrioten mit Wärme des Herzens erfüllt.

Die drey Ansichten sind:

1. Ansicht. Bloß als Seelsorger.
2. Ansicht. Der Seelsorger als Mittelorgan zwischen Regierung und Volk.
3. Ansicht. Der Seelsorger als Patriot.

Das Ideal ist hoch gestellt, wie es die Natur der Sache erfordert — aber zum Theile zeigt es sich auch in der Wirklichkeit. — Der Herr Verf. spricht hier mit Bescheidenheit: S. 116 „Ob es nun unter uns wirklich Männer gebe, die diesem ehrwürdigen Bilde nahe kommen; Männer, die mit Beyseitsetzung aller andern Rücksichten ihrer Thätigkeit diese schöne Richtung geben, Männer, die bey dem Anschauen dieses Ideals nicht erröthen, sondern getrost zu sich selbst sagen dürfen: Nicht, als hätten wir es schon erreicht, aber wir ringen darnach, daß wir es wie immer erreichen mögen! darüber lassen wir die Geschichte Richter seyn; aber nicht jene grosse, die sich Welt- und Menschengeschichte betitelt, sondern die Geschichte des häuslichen Lebens, die wie eine wenig bemerkte Aehrenleserinn zwischen den Hausfluren der bürgerlichen Geselligkeit herumwandelt, und mit dankbarer Emsigkeit jede einzelne Halmähre auflieset,

die endlich in ihrer bewahrenden Hand zur stattlichen Garbe werden. Legt sie dann ihre gesammelten Garben auch noch so stille und geräuschlos auf den Altar des Vaterlandes nieder, dann kommt früher oder später die Stunde, wo Regierungen, deren Weisheit den Geist der Zeit mit prüfendem Auge beobachtet, und die Beziehung der Sittlichkeit des Volkes auf das Staatswohl zu würdigen weiß, den ihnen selbst nicht minder, als dem so oft und lange verkannten Seelsorgerstande gleich rühmlichen Ausspruch thun: Schön, edel und wohlthätig wirket der rechtschaffene Seelsorger."

IV. Traunngsanrede aus den hinterlassenen Schriften des hochseligen Bischofes in Linz, Joseph Anton Gall.

Kurz, traulich, mit Anstande alles gesagt, was sich einem Brautpaare sagen läßt.

V. Pastoralfälle sammt Beantwortung derselben.

Diese Pastoralfälle sind vorzüglich für österreichische Seelsorger mit Rücksicht auf die österreichischen Verordnungen in Kirchen- und Ehesachen wichtig: sie sind mit vieler Einsicht kurz und gründlich beantwortet. Eine Kasuistik dieser Art ist freylich etwas anders, als die weiland alles

Zergliedernde, alles Entscheidende vor einigen Decennien.

VI. Pfarrkonkursfragen.

September und October.

I. Von den Quellen des Unglaubens unsers Zeitalters, und der Art und Weise, ihn zu bekämpfen.

Die Maßregeln, welche der Seelsorger zu beobachten hat, mit Erfolge dem unter gebildeten Ständen überhandnehmenden Religions-Indifferentismus u. s. w. entgegen zu arbeiten, sind folgende:

1. Der Religionsunterricht soll der fortschreitenden intellectuellen Cultur angemessen seyn.
2. Es muß schon bey der Jugend ein guter Grund gelegt werden.
3. Der in der Kindheit empfangene Religionsunterricht soll im spätern Alter fortgesetzt, mehr beleuchtet und begründet werden.
4. Die Religion muß zur Angelegenheit des Herzens, und des Lebens gemacht werden.
5. Man trachte dem Religionsstudium auch vor der aufgeklärten Welt Werth und Ansehen zu verschaffen.
6. Endlich suche der Seelsorger auch sich selbst und seinen Stand bey dem gebildeten Theile des Pub-

likums in Ansehen, und Zutrauen zu versetzen. Alles trefflich ausgearbeitet.

II. Von den zwey Dämonischen bey Gadara, und dem Untergange der Schweinherde in dem nahe liegenden See. Math. XIII. 28, 34. Vergl. mit Mark. V. 1—21 und Luk. VIII, 26—38.

Vormahls litt man an der Erzählung dieser merkwürdigen Begebenheit nicht den geringsten Anstoß, man glaubte auf das Wort des Evangelisten, und erstaunte. In unsern Zeiten aber, wo man allem Wunderbaren abhold ist, vornähmlich aber in Ansehung der Dämonologie meint, richtigere Vorstellungen zu besitzen, ist es gerade dieses Ereigniß, das man in der Gestalt, wie es von den Evangelisten erzählt wird, nicht glaubt, gelten lassen zu können, und woran man so lange herum zerrt, bis das Uebernatürliche größten Theils wegfällt. Was hierin von andern versucht worden, finden wir in einer Abhandlung gesammelt, die im Jahre 1797 zu Erfurt heraus kam. Was seit dieser Zeit zur Bestätigung der neologischen Auslegung noch beygefüget wurde, sind nicht so viele neue Gründe dafür, als Beleuchtung der schon vorhandenen. So spricht der Herr Verfasser im Eingange: Die erwähnte Abhandlung hat den Titel: De historia duorum Gadarenorum δαιμονιζομενων critice-exegetice commentatus est M. Joannes Christo-

phorus Petri. Erford. Typis Joan. Christ. Görling 1797.

Was nun für und wider die neuern Ansichten dieser Geschichte gesprochen werden kann, findet man hier in einem ruhigen Untersuchungston mit gehöriger Gelehrsamkeit erörtert beysammen. Der Vrf. tritt am Ende der ältern kirchlichen Auslegung, die in der That die einzige ungezwungene ist, bey, und scheuet sich nicht gegen die jetzige Zeitmeinung der meisten Exegeten unverhohlen seine Ueberzeugung darzulegen, und sie mit Gründen, welche aus der Sache selbst hervorgehen, zu belegen. Bekäme er doch Nachfolger! die Schriftauslegung würde dann bald eine ehrwürdigere Gestalt annehmen, und nicht zwischen jedem neuen Einfall herumschwanken müssen. Er schließt: „So viel Gerechtigkeit werden uns auch diejenigen, die einer andern Meinung sind, widerfahren lassen, daß wir nicht aus Unkunde der neuern Erklärungen, und ihrer Gründe bey der ältern geblieben sind. Wir glaubten, in dieser allein die historische Wahrheit gefunden zu haben.

III. Von dem Benehmen des Seelsorgers, der einem zum Tode verdammten Verbrecher beystehen muß.

Der Seelsorger hat bey diesem Theile der Amtspflicht einen harten Stand, zumahl wenn er das erste Mahl sie übernehmen muß. Hier erhält er

eine treffliche Anleitung, wie er sich dabey sowohl überhaupt, als insbesondere zu verhalten hat. Die Maßregeln, welche zu beobachten sind, werden aus der Natur der Sache genommen; und die Darstellung, und Erörterung derselben verrathen am Vrf. einen Mann, der dem Geschäfte vollkommen gewachsen ist. Die in der Note versprochenen Gebethe und Standrede nach der Hinrichtung werden gleich willkommen seyn.

IV. Apostolischer Krankendienst des heil. Karl von Boromee zur Zeit der Pest.

Wahrlich ein apostolischer Krankendienst, ganz im Geiste der ersten Christen, und Priester! wovon wir in der Kirchengeschichte des Eusebius von Cäsarea schon Proben finden. Borromee hielt sich auch daran, und ließ daher, als die Pest wirklich ausgebrochen war, einige den Zeitumständen anpassende Schriften der heil. Väter, den Brief des Dionysius von Alexandria, aus erstgenannten Eusebius die Rede des heil. Cyprians an die Gefallnen, die Denksprüche des heil. Gregors von Nazianz, und Blasius über die Seuche in den Druck legen, und vertheilen. Es ist zum Erstaunen, was die Liebe vermag! Borromee's Verhalten ist hiervon ein Bewunderung erregendes Beyspiel; er opferte sein ganzes Vermögen der Pflege der Kranken, und Hungersterbenden: er war immer voran,

und zog seine Priesterschaft zu dem gefährlichen Dienste gleichsam mit Gewalt nach sich: Undank, den er hier und da für seine Wohlthaten erndtete, schien ihn nur mehr anzufeuern, er hielt sein Leben für nichts, um nur seinen Nächsten beyzuspringen, und das durch eine so lange Zeit! Man wird gut thun, wenn man aus der Geschichte öfter dergleichen Stücke in die Monathschrift einschaltet: sie sind belehrender, und anziehender, als noch so gute Abhandlungen.

V. Wie die dermahligen Ceremonien unserer Messe allmählich diese Gestalt erhalten haben? Ein Pendant zur Abhandlung in dieser Monathschrift. Jahrg. 6. B. 1. H. 1. S. 56 u. s. f.

Sehr belehrend: es weiß wohl meistentheils der Priester selbst nicht recht, welchen Ursprung diese Ceremonien gehabt haben, und so weiß er auch nicht, welchen Werth er darauf zu legen hat, und doch sollte er vermöge des Tridentinums das Volk darüber belehren, und gefaßt seyn, Fragenden Rede und Antwort darüber zu geben.

Hier hat er eine kurze, aber gründliche und gelehrte Erklärung, wofür er dem Verfasser gewiß danken wird.

VI. Beantwortete Konkursfragen.

VII. Pfarrkonkursfragen.

November und December.

I. Literarischer Anzeiger der neuern im katholischen Deutschlande herausgekommenen theologischen Schriften.

II. Was bey der populären, und was bey der gelehrten Theologie noch zu leisten sey, und was sich hoffen lasse, daß es geleistet werde?

Der erste Antrag des Redacteurs war, sich mit dem literarischen Anzeiger auf das Jahr 1807 zu beschränken: allein Umstände zwangen ihn, auch einige ältere Schriften von 1806 aufzunehmen: dieser Anzeiger ist nach dem Plane des vorigen Jahrganges verfertigt: nur enthält er ausführlichere Recensionen über einige neuere wichtige Schriften. Hier und da werden auch protestantische Schriften, wenn sie für katholische Theologen brauchbar sind, angezeiget. — Das Ganze ist bey seiner Kürze ein lehrreiches und angenehmes Erinnerungsblatt vom Brauch- und Lehrbaren der katholischen, theologischen Literatur eines jeden Jahres.

Die Bemerkungen Nro. II. „Was bey der populären, und was bey der gelehrten Theologie noch zu leisten sey?" u. s. f. geben herrliche Winke an, für die Vorsteher höherer Schulanstalten, und ihre Gesetzgeber, und vorzüglich für die bessere Classe theologischer Schriftsteller, um zu wissen, was

bey der gegenwärtigen Lage der Sachen zu mächtigeren Fortschritten in den verschiedenen Fächern der christlichen Religionswissenschaft zu thun noch übrig sey. Es ist ein Vorzug unserer Zeit, daß die Theologie in allen ihren Verzweigungen auch für diejenigen, welche aus der Theologie keine Profession machen, und selbst für das Volk, hinab bis zum Kinde genießbar gemacht worden ist: treffliche Schriftsteller haben in diesem Stücke mehr geleistet, als man hoffen konnte. Allein verkehrte Begriffe vom Nützlichen und der sich so leicht empfehlende Geist des Maschinenmässigen und Handgreiflichen zogen bald alles in den Kreis des unmittelbar Brauchbaren, und des Bedürfnisses des Augenblickes hinein: die gelehrte Theologie, und vorzüglich die Dogmatik nach ihrer tiefern Begründung, kamen hierdurch als etwas, das zum Brodstudium eben nicht gerade hin nöthig wäre, in Verfall, und dadurch geschah, daß wir mit populären Schriften, die meistentheils blosser hohler Wiederhall der ältern weit Bessern sind, und mit pädagogischer Mikrologie gleichsam erdrücket werden.

Der Hr. Verf. gibt eines Bessern in der Zukunft Hoffnung, ja weiset auf manches am theologischen Himmel erscheinende Gestirn hin, das zum wenigsten für die österreichische Monarchie eine erfreuliche Aussicht eröffnet. Allein auf ihrer Huth darf dennoch die gelehrte Theologie immer noch stehen, daß ihr nicht auch der noch übrige lebendige Geist durch die narcotische Kraft des For-

ma-

malismus, und des bloß Vorschriftmässigen eingeschläfert werde.

Diese Kraft spuckt überall, und wird, leider für ein gutes Zeichen gehalten; weil man seit dem nicht mehr so heftige Bewegungen fieberhitziger Köpfe gewahr wird. Aber weiß man denn nicht, daß auch Lethargie tödte, und daß sich diese oft schon schleichend einstelle, wo noch eine ziemliche Masse Lebenskraft sich äussert?

Vom siebenten Jahrgange dieser beliebten Zeitschrift sind bereits drey Hefte erschienen.

Rechtsgelehrtheit.

Enchiridion Juris Ecclesiastici Austriaci. Edidit idiomate germanico, dein latinitate donavit, multisque addidamentis locupletavit Georgius Rechberger, J. D. Cancellarius episcopalis Lincensis. Tomus I. Jus Ecclesiasticum publicum. pag. 248. XVI. Tom. II. Jus Ecclesiasticum privatum. pag. 264. Lincii apud Caj. Haslinger 1809. 8.

Das Handbuch des österreichischen Kirchenrechtes, welches der den Wissenschaften, dem Staate, und der Kirche allzu früh entrissene berühmte Rechtsgelehrte Georg Rechberger, bischöflicher Kanzler in Linz, vor zwey Jahren herausgab, erntete bald den Beyfall nicht bloß des vaterländischen gelehrten Pub-

lkums, sondern auch des ausländischen ein: vorzüglich fand es im Königreiche Bayern, und dann in andern Staaten Deutschlands eine gute Aufnahme, weil man auch hier nach den Grundsätzen des österreichischen Kirchenrechts, besonders des öffentlichen sich richtet, wie es mehrere Verordnungen dieser Staaten darthun. Freylich ging man hier und da noch weiter, und darum war man in mancher Recension des Rechbergerischen Werkes mit einigen Behauptungen des Hrn. Vrfs. nicht ganz zufrieden. Allein diese waren bloß besondere Ansichten: dem Ganzen ließ man immer Gerechtigkeit widerfahren. Das Inland griff indessen begierig nach diesem Werke, und freute sich desselben. Denn ausserdem, daß es in einem mässigen Bande sich über dem ganzen Umfang des öster. Kirchenrechtes, sowohl des öffentlichen, als des besondern, wiefern dieses von dem gemeinen Canonischen abweicht, und nicht selten ganz ungewöhnliche Eigenheiten hat, erstrecket, findet man darin das Wesentliche und Hauptsächlichste kurz beysammen, und selbst einzelne Partikularitäten, die vom Einflusse sind, werden nicht übergangen, und, was für Oesterreich nicht von minderem Werthe ist, man findet auch die Quellen immer angezeigt, woraus das neuere Kirchenrecht geflossen ist, die k. k. Gesetze und Verordnungen, u. s. w. nach Jahr und Tage, wann sie erflossen sind, bey jedem Gegenstande, den sie betreffen, nicht selten sogar mit ihren Gründen begleitet: und dieses alles in einer guten systemati-

schen Ordnung, soweit es die Natur der Sache gestattete.

Es war daher nichts unerwartetes, daß dieses treffliche Handbuch durch ein allerhöchstes k. k. Hofdecret nicht nur in öffentlichen Blättern, sondern den sämmtlichen erbländischen Ordinariaten empfohlen ward. Indessen hatte man noch einen Wunsch in Ansehung dessen zu thun.

Da gesetzmässig das Kirchenrecht in den österreichischen Schulen lateinisch vorzulesen ist, so war es das Verlangen vieler, zumahl der öffentlichen Lehrer, daß das Rechbergerische Handbuch in dieser gelehrten Sprache verfaßt worden seyn möchte. Diesen Wunsch äusserte vorzüglich der berühmte österreichische Rechtsgelehrte, Herr Franz Edler von Zeiller, k. k. Hofrath: er erklärte dieses Handbuch vor andern für geeignet zu öffentlichen Vorlesungen, und machte in dieser Hinsicht manchen bedeutenden Vorschlag. *) Dieses bewog den Herrn Verf., an eine lateinische Uebersetzung seines Handbuchs selbst Hand anzulegen. Leider, war diese seine letzte literarische Arbeit. Aber glücklich dürfen wir uns schätzen, daß er sie vor seinem Tode vollenden konnte. Er hatte dabey noch andre Zwecke, die er in seiner Vorrede angibt. Er stieß

*) Man sehe jährliche Beyträge zur österreichischen Gesetzkunde. II. Band. 194 S.

nähmlich beym Uebersetzen auf manche Lücke, die sich entweder ihm selbst darstellte, oder von andern Gelehrten aufgedecket wurde. Diese, und was sonst noch hier und da die Feile forderte, konnte er bey einer zweyten Bearbeitung des Werkes gelegentlich, und ohne Aufsehen berichtigen. Ausserdem findet man in dieser lateinischen Uebersetzung mehrere k. k. Verordnungen in Kirchensachen angeführt, welche entweder dem Fleisse des Hrn. Vrfs. zuvor entgangen, oder die erst nach der Erscheinung seines deutschen Handbuchs erflossen sind. Dazu kommen die verschiedenen Verordnungen, welche für das Königreich Galizien sind erlassen worden. Und was wegen der Verbindung der Staaten des österreichischen Erbkaiserthums, und des daraus entstehenden Verkehrs vielen sehr angenehm, und für sie in manchen Fällen sehr lehrreich seyn wird, so wird überall nachgewiesen, worin das ungarische Kirchenrecht, welches einerseits sich strenger an das gemeine Kanonische hält, und andererseits doch viele Eigenheiten hat, von dem übrigen österreichischen Kirchenrechte abweicht.

Man erhält also mit dieser Uebersetzung viel mehr, als in der deutschen Ausgabe. Zu wünschen wäre, daß jemand ein Wort- und Sachen-Register zur Bequemlichkeit der Leser beygefüget hätte, oder noch beyfügte. Die Inhaltsanzeige, welche vor jedem Bande steht, und von Paragraph zu Paragraph die Materien, die abgehandelt werden, angibt, füllet zwar diese Lü-

der einiger Messen aus: doch gibt es in jedem Paragraphe so manche wichtige Dinge nebenher, die der Leser in diesem oder jenem Orte kaum vermuthet, und also in der Inhaltsanzeige nicht finden wird. Dem Geschäftsmanne, welchem es um einzelne Gegenstände oft auf der Stelle zu thun ist, daß er sich orientire, würde ein solches gut ausgearbeitetes Register sehr zu statten kommen.

Das Latein der Uebersetzung ist dem Zwecke des Werkes angemessen, leicht verständlich, doch aber, so viel es die Gegenstände zulassen, rein. Es war allerdings dabey mehr auf Deutlichkeit, als Zierlichkeit zu sehen, und es würde wahre Pedanterey gewesen seyn, wenn der Hr. Vrf. blos auf die Letztere Rücksicht genommen hätte. Er erklärt sich hierüber selbst auf folgende Weise: Porro quod styli puritatem, exactumque in rebus novis verborum delectum adtinet, vereor sane, ne lectori purioris latinitatis amico parum sim satisfacturus. Verum excusando huic defectui illud vel unicum sufficiat: neminem eruditorum latere difficultatem, ideas aetati nostrae propriae, a genio vero veteris latii, studiisque Romanorum penitus alienas phrasi apta, et probi tamen latina exprimendi. Ipsemet Pater uberrimae, purissimaeque latinae olim facundiae, M. Tullius Cicero in transferendis e graeca lingua philosophorum sententiis plurimum et minus feliciter se laborasse ingenue fassus est, Libr. III. de finibus bon. et malo-

rum num. I. — Caeterum ego quidem a lectore intelligi malo, quam ob elegantiam styli laudari, ratus, re bene intellecta, ut in eodem libro idem Tullius monet, de verborum usu faciles nos esse debere.

Man muß sich also nicht stossen, wenn hier und da Worte vorkommen, wie authorisabilis, solumisare, u. s. w. obwohl sie etwa hätten vermieden werden können: denn es geschieht sehr selten, und bloß der Deutlichkeit wegen.

Unter den Materien, die der Hr. Vrf. einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigte, gehört vor andern jene von den Ehesachen: sie ist auch die schwereste in dem österreichischen Kirchenrechte. Denn in manchem Stücke scheinet es auf den ersten Anblick, daß sich nicht alles mit den Grundsätzen der katholischen Religion vereinigen lasse. Der Hr. Vrf. nimmt auf diese angefochtene Puncte sehr genaue Rücksicht, und suchet, kurz und bestimmt die Zweifel, welche obwalten könnten, zu heben. Das Beste und Weiseste ist, daß die Gesetzgebung selbst in den schwierigen Fällen es der Dispensation der Bischöfe, die leicht zu erhalten ist, überließ, die Gewissen in Sachen dieser Art zu beruhigen, und nebstdem die Länderstellen anwies, das bischöfliche Fürwort in derley Fällen zur Ertheilung der landesfürstlichen Dispens jedes Mahl geltend zu machen, wohin der Hr. Vrf. am Ende auch alle Mahl fleissig hinweiset. Man hat über das österreichische Ehepatent, vornähmlich als es erschien,

grosse Bedenklichkeiten erhoben, wohl nicht alle Mahl aus bösem Willen, sondern weil man, da die Sache noch neu war, sich nicht recht darein zu schicken wußte, auch hier und da glaubte, es würde dem Begriffe eines Sakraments in der Ehe der Katholischen selbst zu nahe getreten. Allein diese Besorgnisse haben sich bey tiefer sehenden Theologen nun größtentheils zerstreuet; und da man in auswärtigen Gesetzgebungen seither ungleich weiter gegangen ist, so hat man vielmehr Ursache, sich zu freuen, daß die österreichische Gesetzgebung innerhalb der echten Schranken geblieben ist.

Im I. Bande S. 145 ist, was von Chiemsee, als einem Suffraganeat des Erzbisthums Salzburg, gesagt wird, weg zu lassen, da es nun ein Bisthum zu seyn ganz aufgehöret hat.

Handbuch für alle kais. königl., ständische und städtische Beamte, deren Witwen und Waisen, oder Darstellung aller ihnen durch die allerhöchsten Gesetze vom J. 1740 bis 1806 zustehenden Rechte und obliegenden Verbindlichkeiten. Von Joh. Georg Megerle von Mühlfeld, k. k. General-Hoftax-Amts-Officier. I. bis V. Theil. Wien 1809.

Die Brauchbarkeit dieses Werkes ersieht man am leichtesten aus dem Inhalte desselben; wir theilen ihn daher zur Einsicht unserer Leser mit. Der Hr.

Vrf. handelt in dem I. Theile von den Erforderniſſen zur Aufnahme in k. k. ſtändiſche oder ſtädtiſche Dienſte. In dem II. von den allen dieſen Beamten während der Dienſtzeit obliegenden Pflichten. In dem III. von dem Austritte aus dem wirklichen Amte, der Reſignation, Caſſation, Jubilirung und Quiescirung, der Penſion und Proviſion der Beamten, dann den Rechten und Verbindlichkeiten ihrer Frauen und Kinder. In dem IV. von den auf die Beamten ſich beziehenden Taxen. Der V. Theil enthält das Regiſter. Der vierte Theil enthält zugleich Ergänzungen zu den vorigen Theilen und der Hr. Herausgeber verſpricht von Zeit zu Zeit die neueren Verordnungen nachzutragen.

Vollſtändige Sammlung der Wechſelgeſetze aller Länder und Handelsplätze in Europa. Nach alphabetiſcher Ordnung von Joh. Michael Edlen von Zimmerl, wirkl. k. k. Rathe, und Referenten bey dem N. ö. Mercantil- und Wechſelgerichte, dann Beyſitzer der Hof-Commiſſion in Geſetzſachen. I. B. I. Abth. Wien, 1809. In gr. 4.

Im erſten Hefte der Annalen des In- und Auslandes haben wir Sonnleithners öſterreichiſches Wechſelrecht und zwar die zweyte Auflage angezeigt. Gegenwärtig haben wir ein Werk ähnlichen Inhaltes vor uns liegen, das aber einer weitern Aus-

dehnung genießt: nähmlich, es umfaßt die Wechselgesetze von ganz Europa. Die Wechselordnungen stellen gewöhnlich den gerechten und billigen Grundsatz auf, daß ausserhalb Landes vorgenommene Wechselgeschäfte nach den Gesetzen des Ortes, wo sie verhandelt wurden, zu beurtheilen seyen, und jeder Staat, der den Handelsverkehr mit auswärtigen Mächten zu erhalten und zu befördern wünscht, muß sich angelegen seyn lassen, seine Handlungs- und Wechselgeschäfte mit jenen der fremden Staaten in Uebereinstimmung zu bringen. Die Kenntniß der letzteren ist also jedem Handelsmanne und seinen Gehülfen; jenen, die die Rechtsgeschäfte derselben zunächst zu besorgen haben, wie den Sensalen und Wechselnotaren, ferner den Richtern und Rechtsfreunden, den Consuln, Agenten und vorzüglich auch denen, welche bey Abfassung neuer Gesetzbücher ihre Stimme zu geben haben, unentbehrlich, besonders im jetzigen Zeitalter, wo beynahe alle Staaten mit der Reform ihrer Gesetze beschäftiget sind. Es wäre daher ein sehr nützliches Unternehmen, eine vollständige Sammlung der Wechselgesetze aller Länder und Handelsplätze in Europa zu liefern. Diese Sammlung aber müßte nach einer genauen, dem Inhalte derselben entsprechenden Ordnung und mit möglichster Vollkommenheit abgefaßt seyn. Herr v. Zimmerl wird sich selbst bescheiden, beyde Eigenschaften bey seinem Werke nicht erfüllet zu haben.

C h y m i e.

Paul Kitaibels, der Arzney (Arzneykunde) Doctors, und adjungirten Lehrers der Chemie (Chymie) und Botanik (jetzt ordentlichen Professors der Botanik) an der Pester Universität, vorläufige Nachricht über das Bartfelder Mineralwasser. Mit Bewilligung des Verfassers in Druck gegeben von Daniel Keller, Handelsmann in Bartfeld. Mit einer Kupfertafel. Kaschau 1808, gedruckt bey Franz Landerer, Edlen von Füskut. 8. 20 S.

Der Bartfelder Sauerbrunn in der Scharoscher Gespannschaft in Ungern kommt von Jahr zu Jahr in grösseren Ruf. Eine Schrift über denselben von einem der besten Chymiker und Naturforscher Ungerns muß also sowohl dem in- als ausländischen Publikum sehr willkommen seyn.

Die kleine, aber gehaltreiche Schrift des Hrn. Dr. Kitaibel zerfällt in folgende Abschnitte, aus welchen Recensent einige Notizen mittheilen will: I. Lage und andere Ortsumstände der Quellen. In einem angenehmen Wiesenthal eine halbe Stunde weit von der königlichen Freystadt Bartfeld sind die 6 Quellen des berühmten Bartfelder Mineralwassers anzutreffen. Zwey Hügel bilden dieses Thal. Beyde nähern sich ober den Quellen und erheben sich im Hintergrunde in wal-

bigte Berge. Die Quellen liegen alle fast in gerader Richtung ziemlich nahe an einem durch das Thal schnell hinlaufenden Bache. Die der Stadt am nächsten gelegene oder die unterste, wird wegen ihres geringen Umfanges die kleine Quelle; die nächste kaum fünf Schritte davon entfernte, weil ihr Wasser allgemein und fast nur allein getrunken wird, der Trinkbrunnen; die dritte, welche etwa 170 Schritte weiter aufwärts hervorbricht, wegen der auffallenden Bewegung des Wassers, der Sprudelbrunnen, und die übrigen von ihrer Verwendung die Badebrunnen genannt. Die reine gesunde Luft dieser bergigten Gegend, der balsamische Duft des nahen Tannenwaldes, der erquickende Anblick desselben und des kräuterreichen Bodens, die schöne Aussicht in eine beträchtliche Ferne, und der vorbeyrauschende klare Bach, machen dieses Thal an und für sich zu einem angenehmen Unterhaltungs- und Erholungsort.

II. Physische Eigenschaften des Wassers. Das Wasser aus der kleinen Quelle und dem Trinkbrunnen ist vollkommen klar und farbenlos; jenes aber des Sprudelbrunnens wird durch die auffallende Bewegung ein wenig, und das des Badebrunnen wird durch das Schöpfen sehr stark bräunlich trübe gemacht. In allen Quellen bricht es mit Luftblasen hervor, mit den häufigsten im Sprudelbrunnen. Wenn man es mit einem Glase schöpft, noch mehr wenn man es schüttelt, oder mittelst einer Spritze in Bewegung setzt, und am

weissen, wenn man es mit einem säuerlichen Wein, oder mit Citronensaft mischt, braust es so stark, daß es auf einige Zeit von den vielen Luftbläschen seine Klarheit verliert. In allen Quellen setzt es einen röthlichbraunen Satz ab, der sich in jeder Probe als Kohlenstoff, oder luftsaures Eisen verhält. Es hat ausser dem Duft, welchen starke Säuerlinge zu äussern pflegen, keinen Geruch. Der Geschmack des Wassers ist angenehm säuerlich und sehr stark priklend, so daß man ein volles Glas in einem Zuge schwer auszutrinken vermag. Auf den säuerlichen Geschmack folgt ein deutlicher Nachgeschmack einer sehr verdünnten Eisenauflösung. Die Temperatur des Wassers ist in den Brunnen jene der kalten Bergquellen, nähmlich der zehnte Grad über den Gefrierpunct in Reaumur's Thermometer. So verhält sich das frische sowohl, als das in gut verschlossenen dichten Gefässen, wenn auch Jahre lang aufbewahrte Wasser.

III. Bestandtheile des Wassers. Diese sind: 1) Kohlenstoffsäure (Kohlensäure, Luftsäure) in grosser Menge. 2) Kohlensaures oder luftsaures Eisen, oder eigentlich kohlenstoffsaures Eisenoxyd, woher der Dintenhafte Nachgeschmack, der braune Satz in den Quellen und Gefässen und das Braunfärben der Wäsche im Bade herrührt. Die Menge dieses heilsamen Bestandtheils ist im Bartfelder Trinkbrunnen beynahe so groß, als in den stärksten Stahlwässern Europas von Spaa und Pyrmont. 3) Kohlensaures oder luftsaures Natron.

woher der laugenhafte Geschmack nach dem Kochen des Wassers, das heftige Brausen mit Säuren, und zum Theil seine Haltbarkeit abhängt. 4) Salzsaures Natron oder Kochsalz, in geringerer Menge. 5) Kohlen- oder luftsaure Kalkerde, so wie sie in den meisten Säuerlingen anzutreffen ist. Extractivstoff, Glaubersalz, Bittererde, Kiesel- und Alaunerde sind nur in sehr geringer Menge anzutreffen.

IV. Vergleichung der Bartfelder Wässer unter sich und mit andern. Alle Bartfelder Säuerlinge führen dieselben Bestandtheile, und im Auslande sowohl, als in Ungarn gibt es der Wässer viele, die die nähmlichen Stoffe enthalten, doch sind sie alle im Verhältnisse des Inhaltes mehr oder weniger unterschieden. Das Bartfelder Trinkbrunnenwasser ist das reichhaltigste. Das Langenauer (unweit Bartfeld) führt weniger Eisen und Luftsäure. Das Neu-Lublauer in der Zips ist reicher an Luftsäure, aber ärmer an Salzen und Eisen. Das Ranker bey Kaschau enthält auch weniger Eisen, aber mehr Salz, und hat so wie das Neu-Lublauer etwas Bergnaphta. Das Spaawasser enthält mehr Bittererde, aber weniger Kalkerde, Soda Kochsalz und Luftsäure.

V. Wirksamkeit des Wassers, und Vorsichtsregeln bey dem Gebrauche desselben. Es ist unter die wirksamsten Mineralwässer Europe's zu zählen. Die Fälle, in welchen es anwendbar sey, auseinander zu setzen,

hielt der Verf. für den Zweck seiner Schrift zu weitläuftig. Nichtärzten gibt er den Rath, kein Mineralwasser, nach eigenem Gutdünken ohne dem Rathe eines Arztes zu brauchen. Die nöthigsten Vorsichtsregeln sind: nicht nach Gutdünken eine Menge Wassers ohne Rücksicht auf die Thätigkeit des Magens zu trinken, und auf die Temperatur der Atmosphäre zu achten. Da das Wasser in gut verstopften gläsernen Flaschen weder an seinen physischen Eigenschaften, noch an seinen Bestandtheilen einen beträchtlichen Verlust leidet: so kann es in entlegenen Gegenden beynahe mit eben so gutem Erfolge, als an der Quelle selbst getrunken werden.

Von Seite 15 an steht ein Zusatz des nun verstorbenen Herausgebers. Der Herausgeber führt in diesem Zusatz an, in welchen Krankheiten sich das Bartfelder Mineralwasser vorzüglich wirksam erwiesen hat (diesen Gegenstand hätte er als Laye übergehen sollen), sagt einiges über den Genuß des Wassers und empfiehlt sich zu Versendungen des Wassers in wohl verstopften und verpichten starken Flaschen. Richtig ist die Bemerkung, daß das Wasser zur Labung mit säuerlichen ordinären, wie auch stark ausgegohrten angemachten Weinen sehr angenehm zu trinken ist.

Die Kupfertafel stellt die Umgebungen der Quellen und die Gebäude richtig dar; und ist von Hrn. Karl Keler, evangelischen Prediger zu Bartfeld gezeichnet.

Chemia, vagy természet titkai Gren Fridrik Albert Korlát D. szerént, magyarúl legelőször irta Kováts Mihály Orvos. (Chymie, oder die Geheimnisse der Natur. Nach F. A. K. Gren zuerst ungrisch geschrieben vom Arzte Michael Kováts.) Ofen, gedruckt bey Anna Landerer, zu finden in Pesth bey Eggenberger, Kilian, Kis, Institoris. 4 Bände. 1807 und 1808. 8.

Eine gelungene ungrische Uebersetzung von Grens trefflicher Chymie, durch die sich Hr. Dr. Kováts um seine Landsleute ein grosses Verdienst erworben hat.

Geschichte.

Biographische Darstellungen der größten und ausgezeichnetesten Männer aller Zeiten und Völker der Weltgeschichte.

Auch unter dem besondern Titel:

1. Arminius oder der Teutschen (Deutschen) und der Römer Kampf. Ein historisches Gemählde von Friedrich Fröhlich. Mit dem Titelkupfer des Arminius. Wien 1808. Im Verlage bey Anton Doll. 168 S. 8.

2. Perikles der Olympier. Eine biographische Darstellung von F. Ch. Kuffner. Erster Theil 126 S. 8. mit dem Kupfer des Perikles. Zweyter Theil mit dem Kupfer der Aspasia und einer Karte Griechenlands 114 S. in 8. Wien 1809. Im Verlage bey Anton Doll.

So ganz sind biographische Darstellungen, wenn sie mit Geist und mit Gemüth verfaßt sind, dazu geeignet, das Leben des Menschen in seiner Grösse und in seiner Schwäche bis in die innersten Tiefen seines Herzens zu überschauen, ihm von dem Beginnen seiner Thätigkeit bis zur Culmination seiner Berühmtheit und bis zu dem Erreichen seines grossen Bestrebens oder bis zum Verschwinden seiner gescheiterten Plane zu folgen, das unsichtbare Dunkel seines Herzens und seiner Triebfedern auszuspähen, zu zeigen was ein Mensch vermag. Kann etwas belehrender seyn als eine Darstellung dieser menschlichen Thatkraft, welche den Himmel umfaßt, und nur mit dem Unendlichen sich versöhnt und welche dennoch gar oft auf die beschämendeste Art all ihr Bestreben vereitelt sieht? Wie von der sicheren Ferne sehen wir die den Olympos stürmenden Giganten, die Jupiters Blitze bis in den tiefsten Tartarus herabschleudern, sehen wir grosse siegbekrönte Thaten, und ihre rühmvollen Helden dennoch in das Grab versinken, und ihre grossen Entwürfe oft noch bey ihrem Leben wie Seifenblasen zerfliessen, sehen den Menschen

sehen in seiner unermeßlichen Energie mit fürchterlichen Schwierigkeiten kämpfen, einige besiegen andere unterliegen, sehen das Leben, das Treiben, das unruhige Wallen ausgezeichneter Sterblichen auf dem Erdball, bemerken und verehren die sichtbare Hand der ewigen Gottheit, die über die Schicksale der Erde und ihrer Bewohner und über das ganze Weltall mit unbegreiflicher Weisheit herrscht und waltet.

Nicht mit dem Schicksale allein kämpft der Mensch, er kämpft mit seiner eigenen Natur. Die tausend Wünsche, die in der Brust des Menschen gleich zahlreichen Wolken des Himmels emporsteigen, die verfehlten Plane und das stürmische Heer der Leidenschaften verwunden sein immer unruhiges Herz. Zuletzt endet der Tod die grossen Entwürfe.

Nur durch das Studium der Biographie, sagt Hr. Kuffner in der Vorrede zum Arminius, lernt der Mensch die grosse Lehre, daß er selbst fest stehen müsse, ehe er auf andere zu wirken strebt; daß er auf die Aussenwelt wirken, aber die Quellen seines Glücks in sich haben müsse. Sie lehrt dem Menschen mit einem Worte sich selbst und seine Wünsche und seine Kräfte und seine Schwächen genauer kennen. Sie gewährt ihm den hohen Vortheil des practischen Nutzens, denn sie erweckt im hohen Grade den Nachahmungstrieb. Sie zeigt ihm das ganze labyrinthische Gewebe des Menschenlebens, alle Winkel der Kabale, alle Fäden der

feinsten Intrigue, sie öffnet ihm das ganze Reich der Erfahrung und der Klugheit.

Aber nur ausgezeichnete Menschen gehören vor das Tribunal der Biographie. Nur ihnen entrichtet die Nachwelt Trophäen, denn sie lebten nicht für sich allein. Längst ist ihre Asche dahin, aber ihre Thaten rufen bey den spätesten Nachkommen ihr Andenken zurück. Tausend Revolutionen erlitt seitdem die Erde, die Völker, zu welchen sie gehörten, verschwanden, und dennoch lebt ihr unsterblicher Nahme.

Die schönsten und merkwürdigsten Blumen aus der Weltgeschichte zu pflücken, ein Pantheon der Heroen, Staatsmänner und Schriftsteller aller Zeiten auszuführen, ist gewiß ein Beyfallswürdiges Unternehmen. Wie in einem Cosmoram sehen wir die Schatten der grossen vor uns verblichenen Sterblichen vorüberwallen, wir lernen ihre Tugenden bewundern, ihre grossen Unternehmungen anstaunen, ihre Verdienste um Zeitgenossen und um die Nachwelt schätzen. Wie könnte die Geschichte ihres Lebens dem Leser gleichgültig seyn?

Zwey hohe Gestalten erscheinen dem Rec. in den vor ihm liegenden drey Bändchen, der eine ein Heros, groß und gewaltig in seiner Natur, der Befreyer einer ganzen Nation von einem furchtbaren Joche, der andere einer der größten Staatsmänner, den Glück und Ruhm bis an sein Ende begleiteten. Beyde erfuhren die Unbeständigkeit des neidischen Glückes: jener erlag, ohne seine Ent-

würfe ausführen zu können, der Hinterlist seiner Verwandten; dieser verwickelte seinen geliebten Staat in einen verderblichen Krieg. Er allein war im Stande, das blutende Vaterland dem Verderben zu entreissen; da rafft der Tod in seiner gräßlichsten Gestalt ihn aus der Mitte der Seinigen.

Ob Fröhlichs Arminius den Nahmen einer Biographie in strengstem Sinne verdiene? Zu wenig wissen wir von diesem berühmten Helden; nur S. 76 fängt die Geschichte seines Lebens an. Darum ist die Einleitung, die eine kurze Schilderung von Deutschland nach Tacitus S. 5—30 und die Geschichte der Kriege Roms mit den Germaniern enthält, nicht überflüssig. Es mußte der Zustand von Deutschland beschrieben werden, bevor der Vrf. seinen Helden uns vor Augen stellen konnte. Die Kriege Roms, und die Habsucht seiner Statthalter hatten den jungen Helden zu seiner künftigen Bahn vorbereitet. Er faßte seinen Gegner und besiegte ihn. Aber der Sieg war über einen unvorsichtigen, durch falsche Nachrichten getäuschten Feind gewonnen, blutig rächten die Römer ihre Niederlage; die entzweyten Fürsten Deutschlands konnten einem Germanicus nicht widerstehen, und die ehrgeizigen Bemühungen des Arminius, der (S. 104) nach der Alleinherrschaft trachtete, werfen einen grossen Fleck auf seinen Charakter.

Aber immer wird der Nahme Arminius den Söhnen Deutschlands heilig seyn. Zuerst zerbrach er die Fesseln Roms, ein furchtbarer Held, wie die

damahligen Zeiten und seine Erziehung es mit sich brachten. Durch seine Thatkraft zitterte Rom seit Marius zuerst vor den nackten Kriegern Germaniens.

Mit römischen Farben schildert Hr. Fröhlich die Thaten seines Helden. Der Styl scheint dem Tacitus nachzuahmen, nur hier und da ist er etwas geschraubt, durch Inversionen oder zu grosse Abgebrochenheit. So ist der Ausdruck, Seite 75 „weil dieses Volk, zu schwer mit römischen Waffen bezwungen zu werden, der schlaue Tiberius eher durch sich selbst zu unterjochen glaubte,“ zu latinisirend, wie S. 96 „Kometen mehrfach erschienen am Horizont,“ oder wird gar undeutlich wie S. 105 „der Feind würde zwischen Segest und Arminius zerfallen. Die Darstellung ist übrigens lebhaft und schön, vor allen andern die Beschreibung der grossen Schlacht zwischen Arminius und Varus S. 84—94.

Genährt vom Hellenischen Geist beschenkt uns der genialische Kuffner mit dem Leben des Perikles. Ein reichhaltiger Stoff gab ihm Materialien genug zu den zwey Bändchen seiner Biographie. Mit freyerem Geiste strebt Kuffner dem edlen Thucydides nach. Seine Darstellung ist wahrhaft pragmatisch, die Diction gefällig, oft blühend, und von wahrer Beredsamkeit dahin strömend. Alles ist Geist in der voranstehenden Schilderung der geographisch-politischen Lage und der wechselseitigen Verhältnisse aller griechischen Staaten vor und

während (des) Perikles Staatsverwaltung. Auch das erste Buch ist noch immer vorbereitend zu dem Leben des Perikles. Nur in dem zweyten spricht Hr. Kuffner von Perikles Abstammung und Bildung. Die Excurse auf den weisen Anaxagoras Thl. 1. S. 38 und auf den grossen Künstler Phidias S. 76 sind dem Werke nicht heterogen. Im dritten Buche erscheint Perikles auf dem Gipfel seiner Macht. Das vierte entwickelt den Keim des bald ausbrechenden unglücklichen Krieges, der in dem fünften und sechsten bis zu dem Tod des grossen Staatsmannes betrieben wird.

Eine ungemeine Kenntniß der Geschichte Griechenlands in dieser Periode leuchtet aus dem ganzen Werke hervor. Mit Gerechtigkeit schildert der Vrf. den Charakter seines Helden. Er hätte noch stärker die unweise Anstalt, durch welche der Areopag gestürzt ward, mißbilligen sollen. Diese war die für Athen so verderbliche demagogische Maßregel; alles Unheil, das in der Folge Athen traf, entstand aus ihr. Perikles selbst mußte am Ende seines unruhigen Lebens die Folgen derselben empfinden, und Wohlthat der himmlischen Götter war es, daß er den bald darauf erfolgten Sturz des unter ihm blühenden Staates nicht erlebte. Bey der grossen Bekanntschaft des Vrfs. mit der griechischen Geschichte kann Rec. sich nicht genug wundern, wie Hr. Kuffner S. 19 des ersten Bändchens in einen so argen Anachronism verfallen konnte. Er sagt im 2. Kap. des ersten Buches:

Schon ruhte (des) Themistokles Asche, als Athen noch unter Aristides gedieh. Gewiß fiel es dem Hrn. Vrf. nicht ein, daß Themistokles bald 20 Jahre länger als Aristides lebte. Er darf, um sich davon zu überzeugen, nur Gillies oder Barthelemy nachschlagen. Uebrigens ist dieß der einzige bedeutende Fehler, den Rec. in der vortrefflichen Darstellung des Hrn. Kuffner bemerkt hat. Rec. hat seine Schilderung mit der größten Theilnahme und mit dem reinsten Vergnügen gelesen. Nur mehr Biographien in diesem Geiste, in dieser Lebendigkeit, mit dieser Abwechselung der Charaktere, mit diesen episodischen Ausschmückungen, mit diesem Pragmatismus, in dieser kraftvollen und doch natürlichen Sprache, und die biographischen Darstellungen müssen eine sehr anziehende und im gleich hohen Grade belehrende Lectüre für Männer und Jünglinge und für das ganze Lesepublikum seyn, das an dem phantastischen Luftgewölke der Romane keinen Geschmack findet, und dafür in echten Werken des Geschmacks und der historischen Kunst Belehrung sucht, und in den eisernen Zeiten der Gegenwart aus dem Umgange mit den Heroen der Vorwelt Trost und neue Hoffnung zu schöpfen vermag.

Robertson Wilhelm, hajdan Theologia Doctora, az Edenburgi Universitás elöljárója, és Nagy Britanniai királyi historiairó Amerikai historiája. Fordíttatott Tanárki János által.

Két mappákkal. Második kötet. Pesten Paczkó Ferencz Jósef költségével. (Wilhelm Robertsons, weiland Doctors der Theologie, Rectors der Edinburger Universität, und königlichen großbrittanischen Geschichtschreibers Geschichte von Amerika. Uebersetzt durch Johann Tanárki. Mit Karten. Zweyter Band. Pesth, mit Kosten des Franz Joseph Paczko.) 1809. 8.

Den ersten Band dieser gelungenen Uebersetzung hat Recensent bereits im Märzhefte der Annalen 1808, mit Beyfall angezeigt. Auch dieser Band verdient Beyfall. Die Karten sind von Kovacs gestochen.

Historiai Dictionarium, mellyben a' Tsászároknak, Királyoknak, Fejedelmeknek, Hádivezéreknek, Vitézeknek, Hérósoknak, Pápáknak, Kárdinálisoknak, Érsekeknek, Püspököknek, minden tudománybéli tudósoknak, képíróknak, képfaragóknak, mesterségi míveseknek 's a' t. életek, írásaik, munkáik leírattatnak. Magyar nyelven kibotsátotta Mindszenti Samuel. Második Darab. (Historisches Wörterbuch, in welchem die Kaiser, Könige, Fürsten, Feldherren, Ritter, Helden, Päbste, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, aller Gelehrten, Mahler, Bildhauer, Künstler, u. s. w. Leben, Schriften, Werke beschrieben werden. In ungrischer Spra-

che herausgegeben von Samuel Windisch. Zweyter Band.)

Auch unter dem Titel:

Ladvocat Apaturnak historiai Dictionariuma, nyolczadik darab. (Des historischen Wörterbuchs vom Abbé Ladvocat achter Band.) Presburg bey Simon Peter Weber 1808. 8.

Eine brauchbare ungrische Uebersetzung des bekannten historischen, französisch geschriebenen Wörterbuchs von Ladvocat, deren Verfasser bereits gestorben ist.

Slavische Literatur.

Slavin. Bothschaft aus Böhmen an alle Slavische Völker, oder Beyträge zur Kenntniß der Slavischen Literatur nach allen Mundarten. Von Joseph Dobrowsky, Mitglied der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, und der gelehrten Gesellschaft zu Warschau. Prag 1806, in der Herrl'schen Buchhandlung. (8. 1—6tes Heft, 479 S.)

Europens östliche Hälfte, vom Hämus bis an das Eismeer, und vom Kärntnischen Isonzo (Sózha) und der böhmischen Multa (Wltawa) bis an den Ural, wird fast ausschliessend von Slavi-

schen Völkern bewohnt; auch das nördliche Drittheil von Asien erkennt Slavische Herrschaft an, und reift in Slavischen Pflanzstädten Europäischer Cultur entgegen!

Die Seelenzahl dieses Volksstamms, wiewohl sie kaum das Fünftheil, ja das Zehntheil, von dem ist, was sie unter günstigern moralischen Umständen seyn würde, reicht an die 60 Millionen, und nimmt demnach auch auf der Weltbevölkerungsliste einen, dem ungeheuern Raume seiner Wohnsitze freylich noch bey weitem nicht westeuropäisch proportionirten, aber doch immer unter den einzelnen Posten der in Sprache eins gebliebenen Völkerstämme vielleicht den stärksten ein.

Wenn aber auf diese Weise der slavische Volksstamm schon dem bloß kosmopolitischen Welt- und Völkerbeschauer imposante Ansichten darbietet, so geben ihm heimischere Verhältnisse noch ein näheres Recht auf die besondere Theilnahme des Europäers! Seine Sprache constituirt ihn zum Japhetiden, zum nahen Verwandten, wo nicht gar zum jüngern Bruder des Griechen, des Römers und des Deutschen! Griechenland hat seine herrlichen Früchte bereits getragen; Rom, schon in seiner Entstehung ein Gemengsel, hat sich in Italien selbst, so wie in Spanien, Gallien und Britannien mit deutschen Abenteurern zu neuen Zwitterarten amalgamirt; nur zwischen den Alpen, dem Rhein und der Oder, im Mutterlande der Germanen,

hat sich die Deutsche Sprache, (in ihrer individuellen Uranlage die rauheste dieser vier,) noch ungemengt erhalten! Und ungeachtet dieser, ihr wesentlichen, Rauhheit, die einen Göthe an ihr verzweifeln machte, auf welche Stufe der Vollkommenheit haben sie doch eben die Göthe, die Lessinge, die Klopstocke, die Wielande, die Schiller, die Vosse rc. in so kurzer Zeit heben können — wie unerreichbar ihren Zwitterschwestern! — Was läßt sich, nach diesem Beyspiel, erst von der Slavischen Sprache hoffen, wenn einst auch ihre Blüthezeit kommt! Von einer Sprache, von der es Voltairen genug gewesen wäre zu wissen, daß sie keinen Artikel habe, um sie für die glückliche unter den lebenden zu erklären, der es vorbehalten sey, sich der antiken Versmaße mit antiker Grazie bedienen zu können, und die auf der andern Seite, bey fast auf lauter Vocale endenden Flexionsformen, und der Lebensfülle einer Originalsprache, einst der gemengten Italiänischen den Vorzug in der Oper streitig machen wird! (Ist nicht schon jetzt das slavische Volk, da es nur noch so zu sagen, der Knecht unter den Europäern ist, nebst dem Italiäner das musikalischeste auf Erden?)

Mannigfach sind die Ursachen, die die Entwickelung des Slaven bisher zurückgehalten haben; vor allen lange Knechtschaft, fremde Beherrschung, Zerstückelung und dadurch Fremdmachung der Brüderzweige unter einander. (So wie jedoch kein

Unglück ohne Glück, so hatte auch die Zerstückelung diese gute Folge, daß nun beynah alle slavischen Haupt- und Unterdialekte zugleich, wie einst die griechischen geschrieben und bearbeitet werden: jeder derselben hat beynah seine gedruckte Grammatik, sein Wörterbuch und seine Bibel-Uebersetzung aufzuweisen! Welcher Schatz für gründliches Studium der slavischen Sprache! Wie unverzeihlich vernachlässigen dagegen die Deutschen ihre Mundarten, gleich als ahneten sie die beschämenden Vorzüge mancher derselben vor der herrschenden Schriftsprache.)

Nach Schlözern noch über den Nutzen, und die Wichtigkeit der slavischen Sprache und Geschichtskunde sprechen wollen, hieße eine Ilias nach Homern schreiben. Bekanntlich ging dieser, (nun seit dem 9. Sept. 1809 in dem schönen, mit so vielfältigem Verdienst um die gesammte Menschheit gekrönten Alter von 75 Jahren, aber noch immer viel zu früh verewigte) Deutsche, im Jahre 1761 nach Petersburg, mit dem Plane in petto, von dort aus mit guter Gelegenheit den Orient zu bereisen. Er lernte in Petersburg Slavisch, und — vergaß den Orient über den Reizen dieser Sprache, und des ungeheuern wüsten, aber reichlichen Bebauungslohn versprechenden Feldes slavischer Geschichte. Wäre es ihm nur vergönnt gewesen, wie er wünschte, sein ganzes übriges Leben (ein halbes Jahrhundert!) diesem Fache zu weihen, so dürfte unsre Geschichte ihren Muratori

nicht erst erwarten! Immerhin hat er uns nicht nur meisterhafte erschöpfende Vorschläge, sondern in Stritters Auszügen aus den Byzantinern, die er veranlaßte, und in Nestor's russischen Annalen, der letzten Arbeit seines planmässig thätigen Lebens, auch practische Beyspiele zur Behandlung unsrer Geschichts- und Sprachmaterialien hinterlassen; und da das Geschehene nun nicht zu ändern ist, so laßt uns desto inniger an einen Mann uns anschließen, der an umfassender Gelehrsamkeit nicht unter, an tiefer, gründlicher Kenntniß der gesammten slavischen Literatur aber, als geborner Slave, leicht über Schlözern ist: wir meinen den Redacteur und größtentheils Verfasser der vorliegenden Zeitschrift, Herrn Abbé Dobrowsky in Prag, den Schlözer selbst, im Anhange zum fünften Theil seines Nestor, wo er einige Berichtigungen von Dobrowsky's Hand mittheilt, für unstreitig einen der gelehrtesten Kenner der gesammten slavischen Literatur anerkennt, so wie 1807 die neue königl. Dänische Commission zur Aufbewahrung der Alterthümer sich eben so sehr als unsern Landsmann (macht die wesentliche Gemeinschaft der Sprache nicht eigentlicher den Landsmann als die zufällige des Geburtsorts?) durch Aufnahme zu ihrem Mitgliede neben den größten Alterthumskennern anderer Nationen, geehrt hat.

Ja, eine fortlaufende Zeitschrift sollte der Slawin für alles seyn, was in die gesammte slavische, alte und neue, Völker- und Sprachkunde einschlägt, ein Vereinigungspunct für alle Slavenfreunde, eine Encyclopädie vielleicht am Ende alles Wissenswürdigen und zu wissen möglichen über die Slaven!

Aber, sey es, daß die edle superbia, quaesita meritis, des verdienten Herausgebers es verschmähte, sein Unternehmen hergebrachterweise in den gelehrten Zeitungen auszuposaunen; oder daß die schlendrianische Bequemlichkeit der Verlagshandlung das Werk weder gehörig anzeigte, noch zu Markte trug, oder sey es, daß Fichte niederschlagend Recht haben muß in jenem Beyspiele seiner Reden an die deutsche Nation, wo er das Schicksal der Wendischen Sprachen seinen Landsleuten als einen warnenden Spiegel vorhält; kurz — der Slavin ward beynahe gar nicht bekannt, selbst Männern nicht, die Slavica trieben, wie Schlözer (hätte der feurige Greis es sonst unterlassen, ihn in den Göttingischen Anzeigen frohlockend zu bewillkommen?) oder Vater (hätte er sonst, pag. XIX. der Einleitung seiner practischen Grammatik der russischen Sprache, Leipzig 1808, behaupten können, daß z. B. der Dual der slavischen Sprache von den griechischen Bibel-Uebersetzern, wahrscheinlich mit Gewaltthätigkeit,

und gegen die eigenthümliche Einrichtung dersel- ben, aufgedrungen worden?) Ob der Eifer dieser Annalen die Saumseligkeit der alten gut macht?

Mit Recht unwillig über einen so schnöden Empfang der Bothschaft aus Böhmen, (nur die Krainer verkündigten Freude über die Ankunft derselben in dem literärischen Beyblatte ihrer politischen Zeitung!) sandte der Meister das folgende Jahr gar keine wieder, und überschrieb 1808 die bisher erschienenen ersten sechs Hefte neu:

Slavin. Beyträge zur Kenntniß der Slavischen Literatur, Sprachkunde und Alterthümer, nach allen Mundarten. Von Jos. Dobrowsky rc. Mit Kupfern und Tabellen. Prag 1808, in der Herrl'schen Buchhandlung.

Slavische Literatur und Völkerkunde machen die zwey Hauptrubriken, der böhmische Cato (eine gereimte Sprachprobe dieses Dialekts aus dem 14ten Jahrhundert, aus einer Handschrift von 1470), Russische Sprichwörter mit wörtlicher deutscher Uebersetzung, (meist biblio- graphische) Anfragen rc., nicht minder interessante Nebenrubriken dieser Beyträge aus. Dieß alles angenehm abwechselnd, (auch wohl, der Journalform zu Lieb, einander oft im schönsten Lauf abbrechend, was jedoch ein guter Index wieder gut macht)! Die einzelnen Beyträge, die zur Literatur gehören, 25 an der Zahl, sind mit fortlaufenden arabischen Ziffern (und darunter mit den Buchsta-

ben des Cyrillischen Alphabets und den ihnen nach der neuesten Combination entsprechenden Böhmisch-Lateinischen); die zur Völkerkunde und Geschichte gehörigen, mit römischen Ziffern bezeichnet, und die Nebenrubriken ohne besondere Bezeichnung, bloß nach dem jedesmahligen Inhalte überschrieben.

Wir wollen sie hier nach der Reihe anzeigen, und hier und da mit kurzen Bemerkungen begleiten.

(1) A. Az. A. (S. 1—4). Ohne Vorrede. Der Vers Lucae II, 14. nach der Altslavischen Uebersetzung (mit böhmisch-lateinischer Orthographie), kritisch-grammatisch erläutert, gesprächsweise zwischen dem sendenden Meister und Slavin, der im Begriff ist seinen Bothengang an alle slavischen Völker anzutreten.

2) Б. Buki. B. (S. 5—8). Böhmische Uebersetzung desselben Verses. Und Modification obiger Alt-slavischen Uebersetzung, aus dem Glagolischen Brevier vom J. 1648 nach der Vulgata.

I. (S. 9—14). Die schöne historische Schilderung der slavischen Völker, aus Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Nicht vom Rauben auf Unkosten fremden Fleisses, sondern vom Ackerbau und Handel wollte (und will) der Slave leben! Wäre diese kosmopolitische Anlage (indoles) nicht allen Völkern zu wünschen. Da aber in der traurigen Alternative zwischen Unrecht thun oder Un-

recht leiden, die Schafswahl des letztern (sieh Lessings Fabeln) den Slaven so übel bekommen, so ist es kein Wunder, daß sie so wenig Nachahmer gefunden. — „Das Rad der ändernden Zeit drehet sich indeß unaufhaltsam, und da die slavischen Nationen größtentheils den schönsten Erdstrich Europas bewohnen, wenn er ganz bebauet und der Handel daraus eröffnet würde; da es auch wohl nicht anders zu denken ist, als daß in Europa die Gesetzgebung und Politik statt des kriegerischen Geistes immer mehr den stillen Fleiß, und das ruhige Verkehr der Völker untereinander befördern müssen und befördern werden: so werdet auch ihr durch vielfältiges Unglück so tief versunkene, einst fleissige und glückliche Völker, endlich einmahl von euerm langen trägen Schlaf ermuntert, eure schönen Gegenden vom Adriatischen Meer (vom Hämus) bis zum Karpatischen Gebirge, vom Don bis zur Mulda, als Eigenthum nützen, und eure alten Feste des ruhigen Fleisses und Handels auf ihnen feyern dürfen!

α. (S. 14—16). Ueber die Ableitung des Nahmens der Slaven, wird auf Fortunati Durich Bibliotheca slavica (Vol. I. Vindobonae 1795; der zweyte Band wird nun aus der Pester Universitäts-Druckerey seitdem vergebens erwartet) und auf Dobrowskys eigene historisch-kritische Untersuchung, woher die Slaven ihren Nahmen erhalten haben, im 6. Theil der Abhandlung einer Privatgesellschaft in Böhmen, Prag 1784, 8.

ver-

verwiesen, und gegen Schlözer behauptet, daß das n darin nicht, wie er meinte, radical, sondern derivativ sey, und folglich Slovan, pl. Slovene, wohl von slovo abgeleitet werden könne, als Gegennahme der Njemci (Deutsche), deren Ableitung von njem, stumm, Schlözer selbst zulasse.

(3) B. Wjedi. W. (S. 17—24). Anzeige des Neuen Testaments, nach der Vulgata, im Krainischen Dialekt, von Japel und Kumerdey, Laibach 1784, und dadurch veranlaßter Rückblick auf die frühern Denkmahle dieses Dialekts zur Zeit der Reformation. Analytische Recension der sehr seltenen ersten Krainischen Grammatik von Adam Bohoritsch, die 1584, zugleich mit der Windischen Bibel des Georg Dalmatin, in Wittenberg gedruckt wurde, und sich durch die Prolegomena über das slavische Schreibewesen überhaupt, sehr rühmlich auszeichnet. Man vergleiche hierüber die seitdem erschienene Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark. (Laibach bey W. H. Korn 1808. 8. 460 S.)

(4) Г. Glagol. G. (S. 22—24). Fortsetzung von (3), und Anzeige von vier Schriften für den Böhmen, zum Vergleiche seines Alphabets mit dem Cyrillischen, sammt einer Kupfertafel, die das Glagolische Alphabet aus einem im böhmischen Stift Hohenfurt vorgefundenen Missal-Fragment darstellt.

II. (S. 25—28). Sitten der Kroaten. (aus v. Engel's Geschichte von Dalmatien, Kroatien und Slavonien. Halle 1789. 4.)

III. (S. 28—32). Charakter der Illyrier (aus Taube's Beschreibung des Königreichs Slavonien. Leipzig 1777. 8.) Taube war einer der bessern Völkerbeobachter, in so weit man es nähmlich seyn kann, ohne die Sprache des beobachteten Volkes, zu kennen, und folglich mit demselben conversiren zu können. Indessen, die Slavenwelt ist groß, und der Arbeiter wenig; man muß daher jeden, auch noch so mangelhaften Beytrag, dankbar annehmen. Völkerbeobachter, wie der Serbische Anacharsis Obradowitsch, die vor allem die Sprache des Volkes lernen, zu dem sie kommen, sind selten, aber dafür auch desto schätzbarer. Ohne Sprachkenntniß fallen die Reiseberichte leicht wie die von Usbeck in den lettres persannes (nur nicht immer so angenehm naiv) aus!

(5) A. Dobro. D. (S. 33—38). Fortsetzung von (4).

S. 39—40. Der böhmische Cato, aus einer alten Handschrift und zwar aus derselben, welche der sel. Adauct Voigt in den Actis litter. Boh. et Morav. Vol. I. S. 132—153 beschrieben hat, mit bessern Worterklärungen als Voigt, der ein geborner Deutsch-Böhme war, gegeben hatte.

IV. (S. 41—48). Fortsetzung von III.

6) E. Jest'. je. e) (S. 49—55). Kritische Bemerkungen über die zur slavischen Literatur ge-

hörigen Stücke I—VIII, XV, und XVII der Miscellaneen vom sel. Alter; und gelegenheitlich die merkwürdige Aeusserung vom Herrn Dobrowsky: „führte mich mein Schutzgeist noch einmahl nach Moskau, so wollte ich die Handschriften, aus welchen man Proben zu einer Palaeographia Slavonica geben sollte, wohl angeben, da ich mich der Oerter, wo sie sich befinden, recht gut erinnere. Die bulgarischen, serbischen und russischen, besonders die slavischen Mönche, auf dem Berge Athos, wenn sie Anleitung dazu bekämen, wären auch wohl im Stande, für die slavische Paläographie eben das zu leisten, was Montfaucon für die griechische geleistet hat. Ich wünsche und hoffe es: aber wie bald, das weiß ich nicht."

S. 56. Fortsetzung des böhmischen Cato.

V. (S. 57—58). Die Tracht der Illyrier (aus Hacquets Beobachtungen auf einer Reise nach Semlin).

Da der vieldeutige Nahme Illyrier wieder in Schwung kommen zu wollen scheint, so dürften hier ein paar Worte über denselben nicht überflüssig seyn. 1) Im religieusen Sinne werden von der österreichischen Hofkanzley unter der getreuen Illyrischen Nation alle slavischen Unterthanen verstanden, die sich zur griechischen Kirche bekennen (versteht sich, mit Ausnahme der Rußniaken in Polen und Nord-Ungern), also die serbischen Colonien, sowohl in Slavonien, als im eigentlichen südlichen Ungern.

(Diese Illyrier im religieusen Sinne, nennt der gemeine Katholik, mit einem eben so allgemeinen Nahmen Walachen). 2) Voltiggi, Appendini, so wie vor, und neben ihnen andere dalmatinische Schriftsteller, gebrauchen die Benennung Illyrisch als der von Slavisch ganz synonym, in der Meinung, daß die alten, in der römischen Geschichte so berühmten Illyrier die Stammväter der Slaven gewesen seyen, und slavisch gesprochen; und sich von diesem ihren Ursitze aus nordwärts, über das alte Pannonien und Dacien, nach Böhmen, Pohlen und Rußland verbreitet haben: welche Meinung aber von den deutschen Geschichtsforschern nicht sowohl widerlegt, als aufgegeben worden; widerlegt wird sie seyn, wenn einmahl ein schulgerechter, schlözerisch vorbereiteter Sprach- und Geschichtsforscher die in den griechischen und römischen Classikern für illyrisch und dacisch ausgegebenen Wörter, Personen-Orts-Fluß- u. a. Benennungen, wie es Fortis schon vorgeschlagen, und P. Appendini nur mit zu schwachen Kräften versucht hat, untersucht, und für Nicht-Slavisch wird befunden haben! Bishin wollen wir mit denjenigen, die der Tradition, daß Pannonien und Illyrien oder wenigstens nach Nestor das Donau-Ufer in Ungern, der Ursitz der Slaven sey, glauben, Geduld und Nachsicht haben; denn wenn schon der Nahme der Slaven erst im 6. Jahrhundert in die römischen Geschichtsbücher kommt (vielleicht doch schon früher im Strabo, sieh Schlö-

zers Probe russischer Annalen), konnten sie nicht früher unter andern Nahmen (Illyrier, Geten, Daken, Pannonier ꝛc.) versteckt gewesen seyn? Kommen doch auf die Griechen immer nur als Graeci, nie als Hellenen, und die Deutschen als Germani, nie als Deutisci bey den Römern vor! Dazu kommt, daß keine Geschichte die Zeit der ersten Einwanderung der Slaven über die Donau angibt, und daß alle Slavischen Dialekte den Italiäner Wlach nennen, welches Wort wie das deutsche Walch, Wälisch, schon nach Adelungs Bemerkung auf den Gallier (Voltaire's Welche; Belga?) hindeutet, wahrscheinlich weil der erste Italiäner, den der (folglich nicht so weit weg wohnende!) Slave und der Deutsche in den frühesten Zeiten kennen lernte, ein Gallier aus dem cisalpinischen Gallien war, was dann erst nach der römischen Eroberung auch Italien zu heissen anfing. Selbst Dobrowsky hält (s. Schlözers Nestor, 5. Band) Nestors bepreisaufgabte Wolochen für Gallier, ohne jedoch etwas weiteres daraus zu folgern. — Doch laßt uns wieder zu den Illyriern zurückkehren. Am erträglichsten ist die Benennung Illyrier in dem dritten, bloß geographischen Sinne, in welchem sie von den heutigen Bewohnern des alten eigentlichen Illyrikums (zu Kaiser Augusts Zeiten, die östliche Küste des Adriatischen Meeres von dem Fluß Arsia in Istrien nach den Bädischen Alpen bis nach Macedonien hinunter) gebraucht wird, ohne auf die Identität oder Verschiedenheit zwi-

schen den jetzigen und den alten Bewohnern Rücksicht zu nehmen, so wie, um aus vielen nur ein Beyspiel zu geben, die Engländer auch Britten, und die Tschechischen Slaven auch Böhmen heissen, wiewohl jene so wenig als diese gallischen Ursprungs sind, wie es die wahren Britten und die wahren Bojen waren. Am gescheutesten wäre es freylich, man machte einmahl dieser pedantischen Nahmen-Antiquomanie ein Ende und nennte die ehrlichen Leute bey ihren wahren Nahmen; so wie man die Franzosen nicht Gallier, und die Türken nicht Thracier nennt, so auch diese Illyrier lieber Istrianer, Croaten, Dalmatiner, Herzegowiner, Boßnier, Serben, Bulgaren, Ungrische Serben, Slavonische Serben (denn alle diese sprechen eine und dieselbe slavische Mundart, die sie selbst in ihren Büchern die Slaveno-Serbische nennen, und dem zu Folge könnte man sie selbst, mit einem Gemein-Nahmen, Slaveno-Serben nennen, gleichsam ein Amalgam der früher dagewesenen Slaven (Slovénen) mit den A. 640 neu angekommenen Kolonien vom Croatischen und Serbischen Stamm). Die nördliche Hälfte dieser früher dagewesenen (Cisdanubianischen) Slaven, die vor und zu Karl des Grossen Zeiten, bis zum Einbruch der Madjaren sich von der Mündung der Save durch ganz Pannonien bis tief ins Noricum hinein verbreitet hatte, aber später im Norden durch die Bayern bis an die Drave zurückgedrängt, im Osten durch die Madjaren geschmälert, und im

südöstlichen Winkel (Slavoniens) seit den türkischen Verödungen durch neuere Serben wieder bevölkert wurde, also jetzt nur noch in Krain, Kärnten, Untersteyer und Provinzialkroatien, zwischen den Flüssen Isonzo, Drave und Save, und dann als Fortsetzung der Untersteyrer in den ungrischen Comitaten Eisenburg, Schümeg, Salad ꝛc. zwischen der Raab und Mur, im Ganzen etwa 1½ Millionen stark sich erhalten hat, ist also, wie es auch der specielle Unterschied ihrer Sprache beweiset, nur darin von der südlichen Hälfte verschieden, daß sie nicht mit andern Slaven, serbischen Stamms, gemengte, sondern reine Slovenen sind, wie sie sich denn auch in Kärnten, Untersteyer und den drey ungrischen Comitaten noch wirklich bloß Slovénci nennen, und wie auch die Provinzialkroaten vor Leopold I. ebenfalls Slovénci, und das Land bis an die Kulp Slavonien hieß. — Die südliche, gemengte, jüngere Slaveno-serbische Linie der Cisdanubianischen Slaven ist also heut zu Tage die stärkere, und kann bey der viel grössern Ausdehnung ihres Gebiets, wenn einst günstigere Bevölkerungsumstände eintreten, der Welt einen mächtigen Kaiser von Serbien, wie es schon einst ihr grosser Duschan seyn wollte, zeigen! Obradowitsch, der erste (zugleich vortreffliche) Schriftsteller in Neuserbischer Sprache, stellt das Gebiet derselben (Montenegro, Dalmatien, Herzegowina, Boßnien, Serbien, Militar-(nun französisch-) Kroatien, Istrien, Slavonien, Sirmien, Batscher Gespann-

schaft und Banat,) dem von Frankreich oder England gleich!

VI. (S. 59—64). Sitten und Gebräuche der Illyrier (d. i. der Serben in Slavonien) von den zwey Ofner Professoren Piller und Mitterbacher. (Aus von Engels Geschichte von Dalmatien, Croatien und Slavonien 2c. mit daruntergesetzten Originalstellen der Lateinisch geschriebenen Relation der zwey Reisenden.)

(Der Beschluß folgt im nächsten Hefte.)

Ausländische Literatur.

Rechtsgelehrtheit.

Archiv für die Gesetzgebung und Reforme des juridischen Studiums von Nicolaus Thaddäus Gönner. Nunquam aliud natura, aliud sapientia dicit. Juv. Zweyter Band. Erstes bis drittes Heft. 8. Landshut, bey Philipp Krüll, Universitätsbuchhändler, 1809.

Da der erste Band dieses, sowohl durch die eigenen Aufsätze des berühmten Herrn Verfassers, als auch durch seine Bemerkungen über fremde eingerückte oder angezeigte Schriften, sehr schätzbaren Werkes bereits von einem andern inländischen Schriftsteller (Herrn Hofrath v. Zeiller jährl. Beyträge zur Gesetzkunde, 3. und 4. Band) recensirt worden ist, so beschränken wir uns auf die Fortsetzung im zweyten Bande.

I. Gesetzgebung in Rußland unter Alexander dem Ersten. Ein vollständiger

Abdruck jener Schrift, wovon in den eben erwähnten jährlichen Beyträgen I. B. S. 244—252 ein Auszug vorkommt. II. Ueber das Princip des Criminal-Rechts. In diesem Aufsatze, wovon in Nro. XI die Fortsetzung folgt, erklärt der Herr Verf. die Feuerbachische Theorie des psychologischen Zwanges für die nämliche mit dem alten Abschreckungs-Princip, bestreitet sie mit kurzen Gründen, bekennt sich zum Kantischen Widervergeltungs-Princip und verspricht darüber in der Vorrede eine eigene Schrift unter dem Titel: Gründliche Revision des peinlichen Rechts und peinlichen Prozesses, die jeder billig Denkende abwarten wird, bevor er in der Streitsache entscheidet. III. Ueber Napoleons persönlichen Einfluß auf das französische Civil-Gesetzbuch, enthält, so wie die Fortsetzung in Nro. VIII und der Beschluß in Nro. XXI die Bemerkungen, welche Napoleon als erster Consul in den Berathschlagungen des Staatsraths über das bürgerliche Gesetzbuch unmittelbar selbst gemacht hat. Sie gestatten keinen Auszug und können nur im Zusammenhange mit den, ohnehin durch den Druck bekannt gemachten, Berathschlagungen *) vollständig beurtheilt werden. IV. Kön-

*) Discussions du code civil dans le conseil d'état. Par M. N. Joanneau et Solon II. T. à Paris. 1805.

nen Militär-Lasten als eine Local-Last einzelner Orte oder Districte angesehen werden, und gebührt die Bestimmung hierüber der Gesetzgebung, oder einer andern administrativen Behörde? Diese Frage ist insbesondere seit der Zeit, als von Frankreich in den Revolutions-Kriegen die Requisitionen zuerst angewendet worden sind, unter den Schriftstellern zur Sprache gekommen. *) Der Hr. Vrf. bezweifelt nicht, daß in dem Augenblicke des Bedürfnisses die administrative Behörde die Requisitionen, wie Fuhren, Lebensmitteln, Fabricate, Arzneyen, u. s. w. von den Einwohnern des Ortes, wo die Armee, oder ein Truppen-Corps sich befindet, herbey schaffen und provisorisch nach Möglichkeit unter die Einwohner vertheilen soll. Allein die Frage über die peremtorische Vertheilung der Lasten gehöre zur Gesetzgebung, welche über selbe nicht nach Convenienz, sondern nach streng rechtlichen Grundsätzen zu urtheilen hat. Das öffentliche Recht sagt: Der Krieg ist eine gemeinschaftliche Last des ganzen Staats. Der Feind bekrieget nicht eine einzelne Provinz,

---

*) G. M. Weber über die Repartition der Kriegsschäden. Würzburg, 1798. E. E. Schmid über Vertheilung der Kriegsschäden und die Einquartirung insbesondere. Hildburgshausen, 1808.

oder einzelnen Bezirk, er bekrieget den Staat und seine Contributionen und Requisitionen sind auf die Staatskräfte gerichtet, die er zu seinem Zwecke verwendet. An einer gemeinschaftlichen Last ist aber kein Individuum, keine Communität einen grössern Antheil, als andere zu tragen verbunden. So wenig ein Mitglied an der Rüstung zum Kriege in Entrichtung der nöthigen Abgaben vor dem andern bedrückt werden darf, eben so wenig darf es in den nothwendigen Folgen des Krieges vor andern beschwert werden. *) Zwey Einschränkungen setzt jedoch der Vrf. hinzu. Nur der wirkliche Verlust, keineswegs aber der entgehende Gewinn soll ein Gegenstand der allgemeinen Repartition seyn, weil der Bürger bey allgemeiner Noth keinen Gewinn suchen dürfe. Daher dürften Kaufleute die requirirten Artikel z. B. Wein, Zucker, Tuch, nur nach ihrer Fatur berechnen. Eben so wenig könne bey Einquartirungen ein Miethzins angesetzt werden; aber

*) In dem Reglement für die herzogl. Sachsen-Coburg-Saalfeldischen Lande vom 16. Nov. 1806 werden alle Kriegslasten, und in den beyden Bayreuther-Reglements vom 23. Oct. 1806 und 1. Juny 1807 die Kosten für Einquartirung und Verpflegung fremder Truppen für eine Landeslast erklärt. Eine bayrische Verordnung vom 15. Sept. 1898 hat dieses sogar auf die Uebungslager ausgedehnt.

die damit verbundene Verpflegung der einquartirten Soldaten sey ein wirklicher Verlust, wofür dem Bürger von der Gesammtheit Ersatz gebührt. Die Berechnung geschieht nach einem billigen Regulativ, wie viel für die Verpflegung nach Verschiedenheit des militärischen Ranges angesetzt werden dürfe. — Gegen die erste Einschränkung muß Rec. erinnern, daß der Gewinn des Gewerbsmannes seinen Unterhalt ausmacht. Selbst der Verf. stellt die Folgen des Kriegs den Rüstungen zu selbem in Rücksicht des Ersatzes gleich. Kein Staat aber wird dem Gewerbsmann, Kaufmann oder Lieferanten zumuthen, daß er ihm die Bedürfnisse um den Vorschuß oder Ankaufspreis überlassen soll. Minder bedenklich ist die zweyte Einschränkung, wenn die Vertheilung auf eine so billige Weise geschieht, daß nicht manche Hauseigenthümer oder Miether aus Mangel des Raums gezwungen sind, ihren Miethern oder Aftermiethern die Wohnung aufzukündigen oder selbst eine Miethwohnung zu suchen. Erwäget man die häufigen, kaum in Rechnung zu bringenden kleineren Beschädigungen und Kosten, die grossen Ungemächlichkeiten und die Gemüthsunruhe der Einwohner der von dem Feinde besetzten Bezirke, so tragen sie bey einer auch noch so gerechten allgemeinen Ausgleichung doch immer weit grössere Lasten des Krieges, als alle die Einwohner der vom Feinde frey gebliebenen Bezirke. V. Ueber die Erbfolge nach dem Napoleon'schen Gesetzbuche, mit dem

Römischen und Preußischen Rechte aus dem Gesichtspuncte der Legislation verglichen. Das römische Recht leitet die gesetzliche Erbfolge aus dem vermutheten Willen und letzteren aus der Liebe gegen Verwandte her. Allein, wenn Liebe entscheidet, warum, frägt der Vrf., soll die Ehegattin, die ihre Ansprüche auf die innigste Liebe gründet, den entfernteren Verwandten nachstehen? Wie alltäglich sind nicht die Fälle, wo jemand einen um einen Grad entfernteren Verwandten oder sonst eine fremde ihm nahe Person mehr als den nächsten Verwandten liebt, und wer mißt seine Liebe gegen Verwandte, besonders unter beyden Linien, der väterlichen und mütterlichen, nach dem Cirkelstriche der Gradesnähe ab. Ein weit natürlicherer Grund ist die Familien-Einheit. Die Familie ist nicht bloß eine Gesellschaft zur Erzeugung und Erziehung der Kinder, sie ist auch eine Gesellschaft zum Erwerbe, als dem Mittel, ohne welches sie nicht bestehen und jenen Zweck nicht erreichen kann: stirbt nun das Familien-Haupt, was ist nothwendiger, als den Uebergang seines Vermögens auf diejenigen, welche zu seiner Familie gehörten und in welchen sich gleichsam das Familien-Eigenthum nun consolidirt? Aus diesem Principe gibt der Verf. dem Preußischen Landrechte vor dem verwickelten Römischen und dem Französischen noch den Vorzug. Doch lassen alle zusammen oder doch einzeln genommen ihm noch manches zu wün-

schen übrig, und er stellt daher seine Forderungen, und seinen Entwurf einer einfachen und der Natur angemessenen Successions-Ordnung auf. — Rec. fand sich bey Durchlesung desselben sehr überrascht, da er sah, daß dieser Plan durch die schon am 11. May 1786 durch den Druck kund gemachte Erbfolge-Ordnung in den österreichischen Staaten, die dem würdigen Hrn. Vrf. wahrscheinlich unbekannt war, bereits vollständig realisirt und der Hauptsache nach in das bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Bayern aufgenommen worden ist. In der That ist auch diese Erbfolge-Ordnung so einfach und klar, daß, wie Recensenten viele practische Geschäftsmänner versichern, über ihren Sinn noch nie ein Zweifel, oder eine Anfrage und noch nie ein Prozeß daraus erhoben worden ist. VI. Ueber das Edikt, die Lehenverhältnisse im Königreich Bayern betreffend vom 7. July 1808. Dieses Edikt sagt an der Spitze, daß künftig in Bayern keine Lehen bestehen, als welche in der Eigenschaft von Mannlehen der Krone vom König ausgehen; daß ausser dem Könige kein Lehenherr bestehen und kein Lehenmann königliche Lehen weiter vergeben kann. Dadurch erlöschen also alle Privat- und Afterlehen, und das Lehenrecht bildet von nun an in Bayern nicht mehr einen Theil des Privat- oder Bürgerlichen, sondern nur des öffentlichen Rechts. VII. Miscellen. Da vermöge eines öffentlichen Anschlages der neue bayrische Criminal-

Codex nach dem von dem Könige genehmigten schriftlichen Entwurfe in öffentlichen Vorlesungen vorgetragen werden soll, so haben wir gegründete Hoffnung, daß selber bald im Druck erscheinen werde. VIII. S. oben Nro. III. IX. ist ein kleiner Nachtrag zu Nro. XXVI des I. Bandes; und eben so X. Ueber Adel, Majorate und Aufhebung der Familien-Fideicommisse, dann das Rechtsverhältniß nach dieser Aufhebung. XI. S. oben Nro. II. XII. Ueber die Wirkungen einer Eviction bey Transactionen mit besonderer Rücksicht auf Napoleons Civil-Gesetzbuch. Wenn bey einem Rechtsstreit; z. B. über ein Haus ein Vergleich geschlossen, und von einem Theile, um das Haus zu erhalten, eine andere Sache, z. B. ein Feld gegeben wird, so unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn die gegebene Sache (das Feld) von einem Dritten in Anspruch genommen wird, der Geber und vorige Besitzer des Feldes Gewähr leisten müsse. (l. 33. cod. de transact.) Zweifelhaft aber ist die Frage, ob im Falle, daß der Streitgegenstand (das Haus) von einem Dritten vindicirt wird, der Vergleich gültig; und von dem andern Transigenten Gewähr zu leisten sey. Der Vrf. ist der Meinung, daß nach dem Vernunftrechte zwar keine Gewähr zu leisten, aber die Transaction ungültig sey; weil a) ein Irrthum, mit welchem ein Transigent den Gegenstand als ein Eigenthum ansah,

ob-

obwalte b) der Vertrag über die Sache eines Dritten geschlossen worden, und c) Niemand sich mit dem Schaden des Andern bereichern soll, d) weil der Transigent dem andern Transigenten nicht bloß den Preis des Anspruchs zu zahlen, sondern durch dieses Mittel die Sache eigenthümlich zu behalten beabsichtigte. Endlich e) lasse sich der Fall denken, daß der Transigent vor dem Evincenten einen nähern Anspruch auf den evincirten Vergleichsgegenstand habe. Bestehe nun der Vergleich, so könnte er gegen den Evincenten gar nicht auftreten, und es möchte zweifelhaft scheinen, ob der andere transigirende Theil die Rechte seines Mittransigenten nunmehr geltend machen könne. Soll in dieser Collision das schwächere Recht des Evincenten den Sieg davon tragen? Rec. erachtet, daß man in der Legislation den Grundsatz, daß in zweyseitig verbindlichen oder entgeltlichen Verträgen Gewähr zu leisten sey, aufstellen, und daraus mit Recht folgern soll, daß auch in einem Vergleiche derjenige, welcher dem andern den Streitgegenstand (entgeltlich) überläßt, für denselben Gewähr leisten müsse. Obige Gründe von a—d für die Ungültigkeit des Vergleichs im Falle der Evincirung beweisen zu viel; sie beweisen, daß in allen Fällen, wo der Vertragsgegenstand von einem Dritten vindicirt wird, der Vertrag ungültig sey. Aus dem Rechte der Gewährleistung hat der Transigent das Recht, von dem Mittransigenten die Vertretung zur Erhaltung des Streitgegenstandes

zu begehren. Reichen ihre vereinigten Gründe nicht zu, den Evincenten zurück zu weisen, so ist es gerecht, daß der Mittransigent (aus der Pflicht zur Gewährleistung und damit er sich mit fremden Schaden nicht bereichere) das zurück stelle, was er für die Ueberlassung des Streitgegenstandes empfangen hat, und man erreicht auf solche Art den nähmlichen Zweck, den der Verf. durch die Ungültigerklärung des Vergleiches erreicht haben will. XIII. Ueber das vorige und zukünftige Verhältniß der Doctrin zur Legislation. Fast zu aller Zeit und in allen Staaten arbeitet die Doctrin, der mündliche oder schriftliche öffentliche Unterricht, der Gesetzgebung vor. (Eine Wahrheit, die von der öffentlichen Verwaltung, und den, oft mit einem demüthigenden Blick auf den Gelehrten herab sehenden, Geschäftsmännern nicht immer dankbar anerkannt wird.) Oft vertritt die Doctrin die Stelle der mangelhaften Gesetzgebung. Oft maßt sie sich aber auch an, über das Gesetz zu herrschen, und muß dann in ihre Grenzen zurück gewiesen werden. Die Justinianische Gesetzsammlung verdankt ihren reichhaltigsten und schönsten Theil, die Pandecten, den Meinungen der Rechtsgelehrten; der einzige, doch einiger Massen geordnete Theil (die Institutionen), hat eine Privat-Arbeit, (Caii institutiones) zur Grundlage und die ganze ungeheure, selbst schon in dem alten römischen Gebiete für den größten Theil der Bürger unbrauchba-

re, Masse der Gesetze mußte erst durch Privat-Auszüge und Verarbeitung für die Nation brauchbar gemacht werden. Nach der Auffindung der lange verborgen gelegenen Justinianischen Sammlung, mußte ihr in Italien und Deutschland erst durch die mühsamen Erläuterungen der Glossatoren Eingang verschaft werden, deren Ansehen mehr galt, als das Gesetz (Quod non agnoscit glossa, non agnoscit curia). Wahre Brauchbarkeit aber erhielt das römische Recht erst durch die historische, dasselbe aus der Geschichte, den Alterthümern und classischen Schriftstellern aufklärende, und späterhin durch die scientifische oder philosophische Schule, die es soviel möglich, zu einem wissenschaftlichen System zu bilden suchte. Die letztere Schule hat vermittelst einer einschränkenden oder ausdehnenden Auslegung manche Lücken des römischen Rechts ausgefüllt, manche Härten und Unbilligkeiten weggestritten, und das Gewohnheitsrecht sowohl als die Usual-Interpretation haben viele Rechtssätze gegen deutliche Stellen des römischen Rechts eingeführt. Auf diesem Wege z. B. wurden alle Rechtsgeschäfte in negotia bonae Fidei verwandelt, alle Erbverträge für gültig, alle pacta nuda fur klagbar erklärt. Dem setzte sich aber die historische Schule noch in den neuesten Zeiten entgegen. Gestützt auf den Satz: daß das römische Recht in seinem ganzen Umfange angenommen worden sey, behauptet sie, daß alle Usual-Interpretationen, dem, was sie auf historischem

Wege in dem Rechte entdeckt zu haben glaubten, weichen müsse. Je nachdem sich ein Richter zu einer oder der andern Schule bekannte, oder nicht, je nachdem er in der Literatur fortgeschritten war oder nicht, wurde eine Streitsache bald auf die eine, bald auf die andere Art entschieden, und die Doctrin machte durch ihre unnatürliche Herrschaft über das Gesetz das Recht höchst ungewiß. Allein seit dem die Herrschaft der Ideen eintrat, schließt der Vrf., seitdem die Regierungen die Nothwendigkeit einsehen, auch die Gesetze dem Zustande ihrer Nation, dem Geiste des Zeitalters, und den neuen Staatsformen zu accomodiren, seitdem man die Forderungen an ein Gesetzbuch kennt, seitdem fällt auch die Herrschaft der Doctrin, und sie tritt in ihr eigentliches Amt zurück, zwar minder glänzend, aber mehr geregelt, und darum auch mehr fruchtbar für Gegenwart und Zukunft.

(Der Beschluß folgt im nächsten Hefte.)

Politik.

Dämmerungen für Deutschland. Von Jean Paul. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 1809. 248 S. 8.

Der Verfasser erklärt sich zwar gleich in der Vorrede, daß es ihm nicht angenehm wäre, wenn man den Titel des Buches deutlich fände, anstatt dunkel und vielseitig; es wird sich indeß wohl

schwerlich jemand über diesen Titel wundern, da das Wort Dämmerungen das allgemeine Titelblatt aller Werke Jean Pauls seyn könnte, da seine Welt mit allen ihren Gestalten in Dämmerung gehüllt vor uns liegt, und seine Manier, so wie sein Kolorit, so zu sagen, dämmernd sind.

Wir wandeln das ganze Buch hindurch wirklich in einer heiligen Dämmerung, und erst am Schlusse gibt er uns einen Wink durch die beyden Sätze:

Tithon liebte die Dämmerung, aber morgenrothe; sie, Aurora, erbat ihm Unsterblichkeit, und er behielt die seiner — Stimme.

Die Anwendung auf Deutschlands politische und literarische, gegenwärtige und künftige Existenz kann hier wohl keinem Leser entgehen.

Die Darstellungsart seiner Ideen bestimmt er selbst klar durch den letzten Anruf:

Aurora, du Rosengöttinn der Dämmerung, mögest du diesem Buche beydes aus deinen Händen herleihen, was die alten Mahler in sie gaben, die Rose in die rechte, die Fackel in die linke; — nur lasse jene nicht stechen, diese nicht sengen; milder Duft und mildes Licht sind genug.

Dieses Werk ist in ästhetischer und in historisch-philosophischer Hinsicht, also doppelt interessant und trefflich. Jean Paul erscheint hier eben so erhaben als Young in seinen Nachtgedanken, aber noch viel geistreicher, da die Fülle seiner Ideen, die tiefsten Resultate der Geschichte,

sich in einem viel weitern, fast allumfassenden Gesichtskreis, über Welt, Schicksal und Menschheit verbreiten. Er überblickt die Erde; aber Deutschland und sein Schicksal liegen ihm nahe vor allen Ländern, nahe an seinem hochschlagenden Herzen. Allein dessen ungeachtet verbindet er mit der wärmsten Theilnahme für sein Vaterland die größte Freymüthigkeit, und erkennt die Gebrechen desselben eben so klar als seine Vortrefflichkeit, mit einer Offenheit, eines Deutschen würdig. Seltner Scharfsinn der Bemerkungen, höchst überraschende Zusammenstellungen und geniale Blitze beleben das Ganze; nur wenige trübe Bilder und verworrene oder zu gehäufte Ideen drängen sich hier und da verdüsternd hervor.

Das Buch enthält, nebst kleineren, den Titel: kleine Zwielichter, führenden Gedanken, neun rapsodische Abhandlungen voll hoher, jetzt mehr als je interessanter Tendenz.

Die erste hat die Ueberschrift: über den Gott in der Geschichte und im Leben. Der Vrf. sucht hierin den Glauben an Gott durch den Weltgang nach physischen und nach freygeistigen Gesetzen zu stärken. „In einem stillen, frommen Herzen, sagt er, nennt sich der Geschichtsgott lauter als im rauschenden Weltgebäude. Verzweiflung ist der einzige echte Atheismus. Hole zum Glauben mit einem besonnenen Ueberglauben aus!“ —

In Bezug mit dieser Abhandlung steht die letzte: über die jetzige Sonnenwende der Religion. Sie enthält eine Klage über die jetzt herrschende Irreligiosität, besonders unter den Grossen, und einige Vorschläge, die erkaltete, gesunkene Religion wieder in Aufnahme zu bringen. Dazu fordert er vorzüglich auf: die Künstler, die Prediger und die Frauen.

Die zweyte Abhandlung: Germanismen und Gallizismen, schildert mit grossem Scharfsinn und mit treffenden Belegen aus der Geschichte der neuesten Zeit Eigenheiten des deutschen und des französischen Nationalcharakters.

Die dritte Abhandlung: Kriegserklärung gegen den Krieg, enthält eine warme Friedenspredigt. Des Vrfs. Scharfsinn gibt uns hier eine tröstliche Aussicht. „Der Krieg, sagt er, kommt endlich selber am Kriege um; seine Vervollkommnung wird seine Vernichtung, weil er sich seine Verstärkung abkürzt. Wie schwarz jetzt schon die Zeit der Kriege in die Kraft derselben einschmilzt, so wird es künftig noch besser gehen, wenn jene sich, wie in der Mechanik, im umgekehrten Verhältniß der Zeit vermehrt. Es muß zuletzt nicht wie jetzt statt siebenjähriger siebentägige, sondern statt dreyßigjähriger dreyßigstündige Kriege geben.“ Jean Paul fährt hierauf fort zu beweisen, daß Staaten durch Vergrösserung nichts weniger als glücklich werden, und widerlegt den Satz, daß der Friede die Völker verweichliche.

Nro. 4 ist ein Vorschlag zu politischen Trauerfesten. In nichts, sagt der Vrf., offenbart sich die herzlose Maschinenhaftigkeit der Neuern mehr als in der Dürre ihre Feste. Wie nun zu den politischen Freudenfesten die Erfindung, so fehlt zu Trauerfesten sogar der Muth." Er stellt die Römer uns als Muster auf. Sie besassen Kraft und Muth genug, die Tage grosser Niederlagen oder anderer Staatsunfälle feyerlich zu begehen.

Nro. 5 zergliedert die Ursachen, welche Deutschlands gegenwärtige Lage herbeygeführt haben.

Nro. 6 hat die Aufschrift: Vorschlag eines neuen Gesandtenpersonale, das beynahe unentgeltlich schreibt. Als dieses empfiehlt er den Fürsten, die Schriftsteller, welchen bisher nichts fehlt — als Introducteurs.

Nro. 7. Evangelien und Jeremiaden der Zukunft eröffnen immer wechselweise tröstliche oder traurige Aussichten über die Folgen der letztern Kriege Deutschlands mit Frankreich, und des für das erstere daraus entstehenden Schicksals. „Das Kriegsfeuer, sagt er, hat gewiß etwas besseres entzündet, als Häuser, nähmlich Herzen für Deutschland. Jetzt hat sich Vaterlandsliebe und Deutschlandsliebe mehr zu Einer Liebe eingeschmolzen, wie die des durch einen Brand aus mehreren Metallen ausgeschiedenen korintischen Erzes." —

Nro. 8. Geldnoth und Nothpfennig. Hier declamirt der Vrf. gegen die allgemeine Klage über die jetzige Geldnoth, und sucht zu beweisen, daß

wir durch unsern Geldmangel nichts verloren haben, sondern sogar manches Gute dadurch genießen.

Und so durchschreitet Jean Pauls Riesengeist, groß selbst in seinen Irrungen und Fehlern, immer neue Bahnen.

Politisches Journal nebst Anzeige von gelehrten und andern Sachen. Jahrgang 1809. Zweyter Band. Eilftes Stück. November. Von S. 1073—1176. Hamburg. 1809.

Es ist eines der ältesten, politischen deutschen Journale, das einst unter Schirachs Direction wegen seiner Partheylichkeit berühmt war, die man dem gegenwärtigen Herausgeber nicht zur Last legen kann. Er bleibt dem alten Plane treu „einen vollständigen Inbegriff aller politischen, merkwürdigen Begebenheiten und zugleich eine Sammlung von diplomatischen, statistischen und andern historischen Denkwürdigkeiten zu geben,“, ohne merken zu lassen, welcher politischen Parthie er angehöre.

In der That ist es ein treues Archiv der laufenden Zeitgeschichte — ein vollständiger Sammler bekannter Thatsachen — liefert uns aber auch fast in jedem Stücke weniger bekannte historische Aufklärungen, Aktenstücke, Anekdoten, besonders aus England und dem Norden. So theilt uns das gegenwärtige Stück Nachrichten über Eng-

Land mit, die um so willkommener seyn müssen, je schwieriger jetzt alle Cummunication mit diesem Inselstaate wird. Wir theilen das Interessanteste mit. 1. Cannings Charakteristik. Als Staats-Secretär leitete er 2½ Jahr die auswärtigen Angelegenheiten in England seit 1807 mit ausserordentlichem Einfluß auf die Ereignisse des Continents. Er ward 1770 in Irland geboren, trat schon im 16ten Jahre als moralischer Schriftsteller auf, widmete sich mit eisernem Fleiß zu Oxford der Rechtsgelehrsamkeit und knüpfte frühzeitig Verbindungen mit Personen aus den ersten Familien an, wodurch er sich den Weg zu höheren Stellen vor Tausenden seines Gleichen bahnte. 1793 ward er schon zum Mitgliede des Parlaments gewählt, wo er sich durch seine männliche, natürliche Beredsamkeit, seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine Anhänglichkeit an die altenglischen Grundsätze auszeichnete und von einer Stelle zur andern stieg. Lord Grenville, Staatssekretär (Frankreichs leidenschaftlicher unversöhnlicher Gegner, der ewige Kriegsprediger und enthusiastische Verehrer Pitts) zog ihn in das Büreau seines Ministeriums, wo er geraume Zeit als Unter-Staats-Secretär arbeitete. Jetzt familiarisirte er sich ganz mit den Pitt-Grenvill'schen Ideen, lebte und starb für das politische Dogma: Frankreichs Revolution sey das Signal, Alt-England zum weltbeherrschenden Carthago und zum Centrum alles Handels zu machen. Vertrau-

ter der Minister ward er auch bald der Liebling des Volks; denn er unterstützte Wilberforces Anträge gegen den Sklavenhandel und verfolgte mit Sarkasmen alles, was französisch hieß, besonders aber den damahligen ersten Consul selbst. — Mit Pitt 1801 trat auch er zurück und erklärte einen Friedenschluß mit Frankreich für den „Selbstmord Großbritanniens." Indessen hatten ihm seine einträglichen Stellen, noch mehr aber eine reiche Heirath, beträchtliches Vermögen erworben. Während der Foxischen Administration trat er zur Opposition; 1807 aber war das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten schon wieder und ganz in seinen Händen.

Er ist in der Blüthe seines Alters, mittlern, kräftigen Wuchses und blond. Sein grosses, blaues Auge und seine offne Physiognomie scheinen Gutmüthigkeit und Verstand auszusprechen. Doch stechen Laune, Scherz und beissender Witz vor. Ne cede malis, sed contra! ist sein Wahlspruch, Wandel und Sitten im Privatleben untadelhaft.

Ein nicht gewöhnlicher Scharfsinn, eine bewunderenswürdige Fertigkeit im Argumentiren bis zur Sophisterey, ein unerschöpflicher Reichthum in sinnreichen Wendungen, eine grosse Gewandtheit der Sprache und eine unzuermüdende Lunge charakterisiren Herrn Canning zum ausgezeichneten Parlamentsredner; dennoch begeistert und überwältigt er nicht wie Burke — imponirt und ge-

weint nicht, wie Pitt — reißt nicht fort, wie Fox.

Vielmehr sind beißende Persönlichkeit, jugendlicher Kizel zum Hohn und selbstgefällige Petulanz bey der Verhandlung ernsthafter Gegenstände wesentliche Flecken seiner Parlamentsberedsamkeit. So trat er zwar mit hellem Blick, bestimmten Ansichten und genauer Bekanntschaft mit den innern Angelegenheiten Englands in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; desto mehr aber beurkundeten tausend Mißgriffe seine geringe Bekanntschaft mit der Politik, Statistik und den Verhältnissen der Continentalmächte. Bald nahm unter seinen Händen die auswärtige Politik Englands ganz den störrischen, kurzsichtigen Charakter der Pitt-Grenvillschen Schule an. Bald zeigte es sich aber auch, daß Mangel an Staatskenntnissen und Menschenkunde sich auf keinem Posten so sicher und so hart rächen als auf dem seinigen. Durchdrungen von der ganzen Einseitigkeit und von allen Vorurtheilen alt-englischer Bildung; von Partheysucht und blinden Haß gegen Frankreich geleitet, ergriff Herr Canning die Lenkung der auswärtigen Verhältnisse in einem Ministerium, welches aus schwachen Bestandtheilen zusammengesetzt, und nur durch die mächtige Hand des Königs, nicht durch das Zutrauen der Nation geschaffen und gehalten, um dieses Zutrauen zu erwerben und die Achtung Europens zu erzwingen, sich zu einem System entschloß, welches Mo-

ral und Klugheit gleich sehr verdammten, zu einem gewagten Spiel, welches der liberale Fox verschmähet und welches der umsichtige Pitt in dieser Ausdehnung zu befolgen nicht gewagt hatte. Auch auf den Schatten, auf den Vorwand sogar, der Mässigung und Gerechtigkeit, welche bisher so lange der selbstsüchtigen englischen Politik zur Hülle gedient hatten, that das Ministerium im Uebermuth der Unbesonnenheit oder in der Verzweiflung der Ohnmacht Verzicht. Wie ein jugendlicher Emporkömmling verschwendete es Schätze und Ströme von Blut, forderte es ganz Europa zum Kampfe heraus — begann mit dem schmählichsten Verrathe an Dännemark seine Laufbahn — beleidigte Rußland unversöhnlich — stürzte Schweden in den Abgrund des Verderbens, bis es die Crisis zu Ende des Jahrs 1808 auflöste.

Resultat von Herrn Cannings politischem Charakter.

In der Regel schlecht bedient im Auslande von Agenten, welche größtentheils mehr der Parteygunst als ihrem Geschick ihre Stellen verdanken; unfähig das Wahre der Berichte von dem Falschen zu unterscheiden — leicht getäuscht durch den gewandteren Feind, noch leichter durch eigene vorgefaßte Meinung und blindes Selbstvertrauen; mißlangen Herrn Cannings diplomatische Unternehmungen nicht weniger als Lord Castlereaghs militärische. Ausgerüstet, wie er ist, mit den vor-

züglichsten Eigenschaften und den wichtigsten Hülfsmitteln zum Erfolge, kann doch weder England mit Vertrauen auf ihn blicken, noch Europa ihn an seine Stelle zurückwünschen.

Großbritanniens Einnahme von 1808 betrug . .	77 Mill.	157,238 ℔ Sterl.	
Ausgabe	79 —	594,345 —	—
Deficit . .	2 —	237,104 —	—

43 Millionen entstehen aus den ordentl. permanenten Taxen, wozu noch 10 Mill. Anleihen kamen. Alles übrige Einkommen wird durch ausserordentl. Kriegssteuern verschafft, welche letztern allein nach unserm jetzigen Cours beynahe 1000, schreibe Tausend Millionen Gulden betragen; die Interessen der Nationalschuld betrugen über 20 Millionen ℔ St.; ebenfalls nahe an 1000 Mill. Gulden.

Der Aufsatz Nro. III. „Was war der österreichische Staat beym Ausbruch der französischen Revolution? Was ist er Jetzt?" sagt viele Wahrheiten, läßt dem österreichischen Staate hohe Achtung widerfahren, gibt ihm nach Frankreich und Rußland den dritten Rang; enthält aber verschiedene statistische Unrichtigkeiten, die man am besten aus Andres Zeitschrift: Belehrung und Unterhaltung viertes Stück, wird berichtigen können.

Oesterreichs politisches Verhältniß vor und nach dem Frieden vom 14. October 1809, von Friedrich Stiller. Hamburg 1809. Bey Bernhard. 78 S. in gr. 8.

Daß sich doch ja Niemand durch diesen lockenden Titel verleiten lasse, hier etwas mehr zu suchen, als ein seichtes Gewäsch, welches schlechte Erwartungen von einem andern Werke des Verfs. (Oestreichs Entstehung, dessen Größe und Uebersicht seiner gegenwärtigen Verhältnisse; nebst einer historischen Entwiklung des Aufstandes in Tyrol, mit Hinblick auf frühere Feldzüge in diesen Gegenden), das aber Rec. noch nicht zu Gesichte gekommen, erregt.

Statistik.

Statistische Schilderung vom gegenwärtigen Rußland unter Alexander dem Ersten. Von J. C. Kaffka. Leipzig bey Solbrig. 1808. 8. 202 Seiten.

Vom Vrf. erfahren wir hier nur, daß er aus Süddeutschland gebürtig, sich einige Zeit lang in Petersburg aufgehalten habe, dermahlen in Riga lebe, und sich wegen seiner wankenden Gesundheit im Norden unter dem 57. Grad nördlicher Breite nach seinem Vaterlande sehne. Er will das mei-

ste aus eigenen Beobachtungen, einiges auch aus den Papieren seines Freundes Brenken genommen haben.

Das ganze Buch ist ein leichtes Werk, es berührt in 39 §en eine Menge Gegenstände, ohne sie zu erschöpfen: es stellt Zahlen und Angaben auf, ohne sie zu erweisen und zu belegen, es hebt überall das Glänzende, das in die Augen Fallende heraus, und verschweigt die Kehrseite der Sache. Diese Mode wird bey unsern Statistikern immer herrschender; zuletzt werden unsre Statistiken nur Panegyrische Uebungen werden, und nur dahin gerichtet seyn, sowohl fremde Nationen, als die eigenen über den wahren Zustand der Dinge zu täuschen. Aufrichtige Statistiker werden bald nur in England und Nordamerika zu suchen seyn.

Das Geographische, das in die statistische Abtheilung von der Grundmacht gehört, nimmt den größten Theil des Buches ein; die Aufzählung der verschiedenen Nationen Rußlands füllt die S. 28—58; die Geographie der Gouvernements und Provinzen die S. 59—155. In der ersten fehlt es dem Vrf. sehr an ethnographischen Kenntnissen; an eine Classifikation nach Adelungs Mithridates oder nach Eichhorn ist vollends nicht zu denken. Zu den Slaven werden auch gerechnet die Letten, und nach S. 31 sprechen die Neuserbier größtentheils Walachisch. Die Arealgrösse Rußlands beträgt gegenwärtig, das neueroberte Finland eingeschlossen, über 338,489 □ Meilen, wovon ohngefähr 82220 zu

Eu-

Europa gehören. Die Zahl der Einwohner kann nach unserm Vrf. nicht genau bestimmt werden; in Folge der letzten (von welchem Jahre?) Revision läßt sich die Summe aller in Rußland wohnenden Menschen auf 40 Millionen anschlagen. Im Durchschnitt kommen nur 129 auf eine □ Meile. Doch läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die Zahl der Gebornen jene der Gestorbnen jährlich um wenigstens 500000 übersteigt. — Die Staats Einkünfte S. 160 werden gegenwärtig schon auf 110 Millionen Rubel angegeben. „Wie groß die Staatsschuld sey, darüber fehlen zuverlässige Nachrichten, doch sind sie (ist sie) im Verhältnisse zum Staats Reichthum gewiß unbedeutend.“ — Die Zahl der Mönchsklöster soll sich auf 700, die der Nonnenklöster über 200, die der Mönche und Nonnen auf 8600, die der Priester und Kirchendiener griech. Religion auf 78000 belaufen. S. 161. — Die Jesuiten haben nach S. 178 acht Collegiums, 6 Domicilien, eine Residenz zu Riga und 4 Missions-Anstalten zu Astrachan, Mosvok, Odessa und Saratowe. Vom Seehandel werden natürlich nur alte Data von 1793—1803 gegeben. Rußland hat jetzt S. 175 fünf Universitäten, aber nur einige fünfzig Gymnasien. (Die Zahl der Pfarren und Kirchspiels-Schulen fehlt vollends und dennoch sollte die Bildung jeder Nation vorzugsweise von unten, von den Dorf- und Stadtschulen, nicht von oben von zahlreichen aber wenig frequenten Universitäten anfangen.) Nach S. 180 belief sich die russ. Kriegs-

macht im J. 1805 auf 543,031 Mann, die Seemacht auf 32 Linienschiffe, 18 Fregatten, ausser den Ruderflotillen der Ostsee, des schwarzen und kaspischen Meeres.

Wir heben noch einige Stellen aus, die zur Charakteristik des Buches und des Vrfs. dienen. S. 165. „Der russische Privatbauer, wenn gleich Leibeigener des Edelmanns, wird gar nicht so schlecht behandelt: (sic — es fehlt der Vergleichungs Nachsatz) Der Erbherr erlaubt ihm, oft auf den Nahmen eines Dritten Handel zu treiben, und es gibt daher unter ihnen Leute, die zuweilen ein Vermögen von 100000 Rubeln erwerben. Der Stand der freyen Ackerleute; ist erst im J. 1803 begründet worden, und wird immer zahlreicher durch die Entlassung aus der Leibeigenschaft, welche verschiedene Adeliche ihren Bauern nach und nach angedeihen lassen. Im letzten S. werden sechs Gutsbesitzer genannt, die dieß bisher gethan haben, der Graf Sergey Romanzow, der Graf Pahlen, die Frau v. Balakirew, der Staatsrath Solomowo, der Fürst Alexander Kurakin und Hr. v. Protassow. Wie man sieht, sind die Entlassenen noch sehr leicht zu zählen. Es heißt in Rußland: der oder jener hat 100 Seelen (Leibeigene männlichen Geschlechts, Erwachsene und Kinder) oder so und so viele Mägde gekauft. Ein Dorf von 100 Seelen gilt 10000 Rubeln, oft noch mehr. Jede Seele zahlt an Obrok 3—5 Rubeln, ein Bauer leistet zwey auch drey

Mahl in der Woche Frohndienste. So ist das Verhältniß des Grundbesitzers zum Bauer.

Was das Verhältniß des Grundbesitzers zur Krone anbelangt, so ist der Feudalgeist in Rußland so wie in den deutschen östert. Staaten aufgehoben dadurch: daß jeder Edelmann seine Güter verkauft, vertauscht, verschenkt und vererbt nach seinem Belieben. „Die Kinder theilen sich in des verstorbenen Vaters unbewegliches Vermögen; ist nur ein Dorf vorhanden, so bekommt jedes Kind in demselben einen eigenen Theil; auch jede Tochter, doch gemeiniglich einen etwas kleinern als der Sohn. Will ein Vater einem Kinde mehr als dem andern ohne Aufsehen zuwenden, so verkauft er bey seinem Leben ihm ein Dorf. Die Tochter bringt ihr ererbtes Gut dem Manne zu, stirbt sie ohne Kinder, oder sterben die Kinder nach ihr, so fällt es an ihre Familie zurück. Die Wittwe bleibt gewöhnlich im Besitz von den Gütern des Mannes, und übt darin viel Macht und Ansehen aus. — Die adeligen (Allodialgüter) es mag sie der Adel selbst, oder ein Arendator benutzen, sind von allen Abgaben und Lasten frey. Jedoch haftet der Adel für das Kopfgeld (Poduschnii Dengi) das seine Bauern an die Krone zahlen müssen; auch muß er Rekruten liefern, z. B. von 200 Seelen einen. Edelleute, die nur wenige Leibeigene haben, vereinigen sich, und kaufen gemeinschaftlich einen Kerl. (S. 201) Ein solcher Rekrut, sagt der Vrf. wird

mit 100—180 Rubeln bezahlt (jetzt ist bekanntlich der Preis gesetzlich auf 500 Rubeln gesetzt.)

In unsern Zeiten, wo Gottlob nicht mehr monarchische und demokratische Principien um die Herrschaft streiten, wo noch aber zwischen verschiedenen Systemen der monarchischen Verfassung und Verwaltung Reibung genug wahrzunehmen ist, sind solche statist. Data zur Beurtheilung des innern Staatsbaues und der Kraft jeder Monarchie von noch mehr Wichtigkeit, als die Angaben von Areal Grösse, Bevölkerung u. s. w. Die an Europ. Rußland gränzenden Staaten alle, auch das Herzogthum Warschau, sind bekanntlich nach andern Grundsätzen organisirt.

Der Vrf. sagt uns nicht, wie viel jetzt das russ. Papiergeld gegen silberne russ. Rubeln verliere, er sagt nur, der Rubel Papiergeld werde im Handel zu 100 Kopeken Kupfer angenommen. „Die Anzahl der Banko Assignationen soll sich (S. 195) auf 100 Millionen belaufen, doch will man allgemein eine grössere Summe annehmen. In Liefland und Kurland wird der Rubel im Papiergeld im Dec. 1808 auf 12 Groschen sächs. Geld berechnet. Wer dabey am meisten verliert, sind die beklagenswerthen Kron Offizianten und das Militär, welche sämmtlich in Bankoassignationen bezahlt werden. Man denke sich nur, wie kümmerlich bey dem ungeheuren hohen Preise aller Lebensmittel und dem niedrigen Stande des Papiergeldes diese Men-

ſchen leben müſſen, auch wohl zum Betrug und ſelbſt zum Diebſtahl dadurch verleitet werden.“

Tableau géographique et politique des royaumes de Hongrie, d'Esclavonie, de Croatie et de la grande principauté de Transilvanie; par M. Demian, Officier Autrichien. Traduit de l'allemand. Publié par M. M. Roth et Raymond, Editeurs de la Statistique général de la Monarchie autrichienne. A Paris. Chez S. C. L'Huillier, Libraire. 1809. Tom. I. 360 pag.; Tom. II. 492 pag. 8.

Paris, der Stappelplatz der franzöſiſchen Literatur, liefert den Franzoſen ſeit den Zeiten der Revolution eine Menge von Ueberſetzungen der Länderbeſchreibungen, Statiſtiken, Reiſebeſchreibungen u. ſ. w. jener Provinzen, die ihre Heere in und auſſer Europa durchziehen.

Wir wiſſen ſehr wohl, daß Hr. Demian als *ſtatiſtiſcher Schriftſteller* nicht bloß in Frankreich, ſondern auch im nördlichen Deutſchlande geſchätzt wird. Aber dieß iſt, weit entfernt ein Beweis der Sachkenntniß dieſer Länder zu ſeyn, vielmehr ein Symptom ihrer Unkunde. Wenn wir ſchon nicht den Geſchmack der Franzoſen beſitzen, mit welchem ſie auch ernſthafte und trockene Gegenſtände behandeln, wenn ſchon die Schreibſeligkeit im ſüdlichen Deutſchlande noch nicht ſo um ſich gegriffen hat, wie im nördlichen, ſo weiß un-

ser Publikum doch unsere ausgezeichneten und gründlichen Schriftsteller nach Gebühr zu schätzen.

Die österreichischen Annalen haben die statistischen Werke des Hrn. Demian mit Gründlichkeit und unparteyischer Strenge geprüft und leider nur zu viele und zu grosse Mängel und Fehler entdeckt, gegen die Hr. Demian keine Einwendung machte, und sie folglich stillschweigend anerkannte.

Nun tritt ein französischer Uebersetzer mit einem Theile dieses Werkes über Ungern, Slavonien, Kroatien und Siebenbürgen auf, und glaubt welch' ein classisches Werk er übersetzt habe. Wir gestatten Hrn. Demian sehr gern, sich darauf recht viel zu guten zu halten, daß sein Werk ins Französische übersetzt wurde, denn eine so unschuldige Freude kann man einem Autor, der keine andere hat, wohl gönnen; aber was von Uebersetzungen statistischer Werke in einem Lande zu halten sey, dessen Schriftsteller die eigene Statistik ihres Landes, troß den grossen Ideen ihres Kaisers und den Bemühungen der Regierung, so nachlässig und leichtfertig behandelt haben, läßt sich nicht schwer entscheiden.

Wir wollen nun über die verunglückte Wahl des Werkes weiter kein Wort verlieren. Aber unverzeihlich ist es, die vielen Mängel und Unrichtigkeiten des Werkes so sorglos übertragen und auch nicht einen verbessert zu haben. Die eigenen Nahmen der Comitate, Städte, Flecken, Flüsse, Personen u. s. w. sind häufig verstümmelt und un-

kenntlich gemacht, und nicht selten wandelt den Leser ein mitleidiges Lächeln über die selbstgenügsame Einseitigkeit der Uebersetzer an.

Hätten die Uebersetzer nicht besser gethan, statt Hrn. Demian's statistische Schilderung in die Sprache der Welt, wie sie die Franzosen nennen, zu übertragen, lieber Hrn. von Schwartners Statistik von Ungern zu bearbeiten, und derselben dort mit französischer Gewandtheit nachzuhelfen, wo der manchmahl zu solide Ton des deutschen Professors etwas zu derb geworden ist.

Geschichte.

Geschichte der Römer von der Vertreibung des Tarquin, bis zur Erwählung des ersten plebejischen Consuls, der Demokratie und Aristokatie in Rom. Von Christian Ferdinand Schulze, Prof. am Gymnasium zu Gotha. Leipzig und Altenb. bey Hinrichs. 1809. 8. 446 S.

Obgleich dieses Buch schon im J. 1802 erschien, und nur mit einem neuen Titel vom Verleger versehen worden: so verdient es doch als eine nicht ephemerische, sondern gründliche wissenschaftliche Arbeit von allen gelesen zu werden, welche die römische Geschichte zur Ausbildung ihrer Staatskunde studieren wollen. Der Verf. verfolgt hier die umständliche Entwickelung der römischen

Verfassung vom Jahre Roms 259—389. Die Einleitung und das erste Capitel berühren zwar auch frühere hierher gehörige Begebenheiten, jedoch nur in einer kurzen Uebersicht. Die Einleitung gibt keine hinlängliche Auskunft darüber, wie denn eigentlich das Patriciat unter Romulus entstanden sey, und wie es sich unter den folgenden Königen ausgebildet habe. Eine solche Untersuchung hätte den Vrf. freylich sehr weit zurück geführt: er hätte zur Begründung derselben bis auf die Casten-Verfassung der Egypter zurück gehen müssen, die sich ganz nach Creta, zum Theil nach Griechenland, und auf die ältern Völker Latiums verpflanzt hat. Der Vrf. sagt S. 21. „Zu Patriciern wurden nach einer ziemlich wahrscheinlichen Vermuthung nur reiche Colonisten aus Alba longa und überhaupt solche bestimmt, welche sich durch ein grösseres Eigenthum vor den Flüchtlingen und Hirten, aus denen sich das gemeine Volk bildete, auszeichneten." — Sicher ist es, daß sich in jenen ältern Zeiten, wo die Armee nicht bezahlt ward, das Patriciat auf das Vermögen gründete: wer soviel hatte, um auf eigne Kosten zu Pferde dienen zu können, ward Patricier (eques, ordinis equestris) wer nur zu Fusse dienen konnte, Plebejer. Die alte egyptische Casten-Verfassung trat nun hinzu; und die Reihe der Patricier war nun auf lange Zeit hin, den Plebejern verschlossen. Die Patricier heiratheten unter einander, besetzten alle hohe Staatsämter und alle Ober-Officier Stellen

bey der Armee aus ihrem Mittel, und behielten sich auch das Recht vor, den Gottesdienst allein zu verwalten, und die Auspicien zu besorgen, um die religiöse Macht über die Gemüther mit der politischen zu vereinigen. Ein solches Patriciat hatte gewöhnlich einen König an der Spitze, aber einen eingeschränkten König, gegen den der Patricierstand immer eifersüchtig war. Aeusserte ein solcher König einmahl die Absicht, sich mit Hülfe der Plebejer unumschränkt zu machen, so suchte und fand das Patriciat bald Veranlassung, das Königthum zu stürzen, und an dessen Stelle Consuln, Ephoren, Archonten u. dgl. aus dem Mittel der Patricier hinzustellen. Anfangs ging es mit dieser Verfassung nach Wunsch, aber allmählig thaten sich unter den Plebejern — der Infanterie — reiche und verständige, tapfere und mit ehrenvollen Wunden für das Vaterland gezierte Männer hervor, denen es schmerzlich fiel, von allen Generals- Ober-Priester- und Ober-Staatsämtern ausgeschlossen zu seyn. Von nun an war die wechselseitige Reibung unvermeidlich. Man sollte glauben, diese Reibung müsse auch bald entscheidende Schläge herbeyführen, allein die Uneinigkeit beyder Partheyen, der Patriotismus bey auswärtigen Kriegen, die in den Kriegen gewohnte Subordination, das Clientar- und Schuldner Verhältniß, und die Macht der religiösen Meinungen verlängerten den Streit, und führten ihn langsam zwar, doch gewiß zu einem Ende, wo die Mehrzahl der Plebejer siegte. Der

Sturz der Monarchie erfolgte also zuerst, und dann später der des Patriciats, dieß ist, wie der Verf. S. V und VI richtig bemerkt, die Geschichte aller alten Freystaaten. In diesem Buche verfolgt er den Sieg der Plebejer in seinem stuffenweisen Gange.

Sehr zweckmässig enthält sich der Verfasser aller Vergleichungen, denn, ruft er aus, wer weiß nicht, wie oft die historische Wahrheit durch Vergleichungen entstellt wird. Unser heutiger Adel ist wahrscheinlich vom Patriciat sehr verschieden, besonders in Ländern, wo auch Unadelige zu adeligen Gütern und zu höhern Staatsämtern gelangen können, und die öffentlichen Abgaben, so wie die grundherrlichen Rechte billig und gerecht regulirt sind. Solchen Vorkehrungen verdanken die niederen Staaten ihre dauerhafte bürgerliche Ruhe, unser heutiger Adel ist darum der Monarchie nicht gefährlich, und da wo er sich in seinen Schranken hält, den Plebejern nicht verhaßt. Soviel geht aber aus dem Schulzischen Buche hervor: daß die Mässigung und Regulirung der Vorzüge des Adels und Beseitigung einer verhaßten Ausschließlichkeit eben so zur Sicherheit der Monarchie, als zur Befestigung der öffentlichen Ruhe eine unerläßliche Bedingung sey.

Kurzgefaßte Lebensgeschichte des seligen Franziscus von Hieronymo, Priesters der Gesellschaft Jesu, welcher von Sr. päbstlichen

Heiligkeit Pius VII. den eilften May 1806 selig gesprochen wurde. Aus den ausführlichen Lebensbeschreibungen des P. Karl Stradiotti und des P. Longaro Degli Oddi, der Gesellschaft Jesu Priester, zusammen getragen von Jakob Cuvelier, Weltpriester, vormahls der Gesellschaft Jesu. Mit Gutheißen und Erlaubniß der Obern. Cöln 1809. In der neuen Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerey in der grossen Buttengasse Nro. 2038. In 8.

Der Verlagsort ist keine Empfehlung für das Buch. In Cöln war es noch vor einem Decenium nicht so hell, wie in den benachbarten Staaten, und wenn es gleich vor kurzer Zeit dort nicht mehr so finster aussah, wie es Arndt in seiner Reise schildert, so hat es doch mit der Aufklärung des übrigen Frankreichs und benachbarten Deutschlands nicht gleichen Schritt gehalten.

Ein merkwürdiges Product des dort herrschenden Geistes ist gegenwärtige Schrift, welche in mehr als einer Hinsicht eine Anzeige verdient, weil sie auch in den österreichischen Staaten gedruckt werden sollte.

Die Lebensgeschichte des seligen Franz de Hieronymo ist eigentlich nichts anders, als eine etwas geistlose, mit Wundern versetzte Legende, die weder zur Bereicherung der katholischen Kirchengeschichte

interessant genug, noch als Muster der Nachahmung für die christliche Moral tauglich wäre.

Betrachtet man noch überdieß die bizarre Lebensart dieses seligen Franziscus de Hieronymo, wie sie hier so unschicklich dargestellt ist, und würdigt man die Albernheiten, die hier seiner Lebenserzählung eingewebt sind, so erhellet daraus, daß dieses Werk weder geeignet sey, der katholischen Kirche, Proselyten zu gewinnen, noch Katholiken in ihrem Glauben auf eine besondere Weise zu befestigen.

Dennoch sagt ein Professor der Theologie, welcher das Werk als Censor des Ordinariats gelesen hat, über dasselbe: „eundemque (librum) non tantum ad solatium et aedificationem piorum, sed et ad conversionem improborum utilissimum censeo.“

Uebrigens sind die Wunder in der Lebensgeschichte des seligen Franziscus de Hieronymo, wenn sie der Hr. Vrf. anders richtig erzählt hat, recht erbaulich und gemüthlich zu lesen, so wie der angehängte Hymnus die Seele aufregt und zu höheren Empfindungen steigert. Wir theilen die erste Strophe davon mit:

„Quo te canamus animo
Francisce D'Hieronymo
In quo revixit Indicus
Apostolus Xaverius.“

Naturgeschichte.

Coleoptera Microptera Brunsvicensia nec non Exoticorum quotquot exstant in Collectionibus Entomologorum Brunsvicensium in genera familias et species distribuit Dr. J. L. C. Gravenhorst Societatis Physicae Goettingensis sodalis. Brunsvigae apud Carolum Reichard MDCCCII.

Recensent glaubt sich kein geringes Verdienst um das entomologische Publicum in Oesterreich zu erwerben, wenn er dasselbe nach und nach mit den neueren vorzüglicheren Werken der ausländischen Entomologen bekannt zu machen suchen wird. Das oben angezeigte, nur wenig in Oesterreich bekannte Werk, gehöret sicher unter die vorzüglicheren neueren ausländischen Produkte in diesem Fache. Herr Gravenhorst hat in diesem Werke einen bisher, wenn man die Bemühungen des vortrefflichen Herrn v. Paykull ausnimmt, ziemlich vernachlässigten Zweig der Entomologie, die Kurz- oder Raubkäfer (Staphylinus Linnaei) mit rastlosem Fleisse bearbeitet: er hat dieses Käfergeschlecht durch Benützung verschiedener Cabinette, vorzüglich jenes des beruhmten Herrn Profs. Knoch, mit einer ausserordentlichen Menge neuer Arten bereichert, und alles geleistet, was ein Schüler Hellwigs und ein aufgeklärter Entomolog zu leisten im Stande war.

Herr Gravenhorst liefert uns, bevor er zu dem Werke selbst schreitet, in eigenen Vorbegriffen, die er in eilf Abschnitten begreift, und die ihrer Weitläuftigkeit *) wegen, vorzüglich für Anfänger geschrieben zu seyn scheinen, zuerst eine vollständige Geschichte der Kurzkäfer von Aldrovandus aus, der sie unter dem Nahmen Forbicina begriff, bis auf die neuesten Zeiten; im zweyten Abschnitte handelt er von den Unterscheidungsmerkmahlen dieses Käfergeschlechtes, von den Unterscheidungsmerkmahlen der Gattungen und Arten der Kurzkäfer, und führt in alphabetischer Ordnung ein Verzeichniß der Schriftsteller an, die er bey Verfassung seines Werkes citirte. (Dieses Verzeichniß hätte seinen Platz schicklicher im ersten Abschnitte, oder am Ende der Vorbegriffe behauptet) Dann handelt er in acht Abschnitten von dem Körper, und Habitus, dem Kopfe, den Fühlhörnern, den Mundtheilen, dem Halsschilde, den Deckschilden, den Flügeln, dem Stamme, und endlich von den Füßen der Kurzkäfer. Der eilfte, sehr lehrreiche Abschnitt ist dem Aufenthaltsorte, und der Lebensart dieser Thiere gewidmet.

---

*) Selbst für Anfänger sind diese Vorbegriffe nicht selten zu weitläuftig; so ist z. B. pag. LXIII die Stelle „stercus autem, carnis (caro) putrescens, boletus et flos res admodum diversae sunt" sehr überflüssig.

Da der zweyte Abschnitt das System des Hrn. Vrfs. entwickelt, so glaubt Rec. denselben vorzüglich würdigen zu müssen.

Herr Gravenhorst unterscheidet das Geschlecht der Kurzkäfer mit dem Kurzem „tarsis quinque articulatis, elytris dimidiatis.“ Allein werden durch diese Unterscheidungsart nicht die Omalien, nicht die Autophagen ꝛc. des Hrn. Vrfs. von den Kurzkäfern ausgeschlossen, deren Deckschilde wenigstens zwey Drittheile des Hinterleibes einnehmen? Wollte aber Herr Gravenhorst dem Worte dimidiatus einen weiteren Sinn geben, und darunter nur die beträchtlich kürzeren Deckschilde verstehen, so müßte er ebenfalls den Leichenkäfer (Necrophorus) und so viele Silphen, z. B. die Silpha littoralis zu dem Geschlechte der Kurzkäfer rechnen, die ebenfalls fünf Fußglieder an allen sechs Füssen, und beträchtlich kürzere, ja eben so kurze Deckschilde haben, als manche Kurzkäfer des Hrn. Gravenhorst. Recensenten scheinen mit Hrn. v. Latreille folgende Unterscheidungsmerkmahle der Kurzkäfer die besten zu seyn:

1) Die Fühlhörner fadenförmig, bey einigen am Ende etwas verdickt.
2) Die Deckschilde viel kürzer als der Hinterleib.
3) Der After mit zwey legtigen Blasen versehen.
4) Fünf Fußglieder an allen sechs Füssen.

Das erste Unterscheidungsmerkmahl unterscheidet die Kurzkäfer von Necrophorus, dessen Fühl-

hörner eine dicke kuglige stark durchblätterte Kolbe, und von den Silphen mit stark abgekürzten Deckschilden, die entweder eine dicke deutlich durchblätterte, oder doch wenigstens eine lange durchblätterte fast unmerklich gebildete Keule haben, hinlänglich.

Herr Gravenhorst fühlte, wie andere Entomologen die Unzulänglichkeit des Systemes der Freßwerkzeuge, und nahm daher, um seine Gattungen festzusetzen, die Unterscheidungsmerkmahle derselben von verschiedenen Theilen des Körpers her. Vorzüglich benutzte er die Freßspitzen, weil sie jedem, selbst dem Anfänger, leicht in die Sinne fallen, und so theilte er die Kurzkäfer, die Fabricius und von Paykull unter den vier Gattungen: Staphylinus, Oxyporus, Paederus und Stenus begriffen hatten, in folgende 14 Gattungen.

I. Die vorderen Freßspitzen dreygliederig.

A. Das Endglied der Fühlhörner eyförmig.

1. Das Endglied der hinteren Freßspitzen zugespitzt: Paederus.

2. Das Endglied der hinteren Freßspitzen eyförmig: Stenus.

B. Das Endglied der Fühlhörner cylindrisch: Callicerus.

II. Die vorderen Freßspitzen viergliederig.

A. Das Endglied der Freßspitzen ungleich: Oxyporus.

B. Das Endglied der Freßspitzen gleich.

1. Die

1. Die Endglieder der Freßspitzen eyförmig.
   a) Der Halsschild hinten zugerundet: Staphylinus.
   b) Der Halsschild hinten abgestutzt.
      α. Die Fühlhörner nach aussen verdickt.
         aa) Der Halsschild gerandet: Omalium.
         bb) Der Halsschild ungerandet: Tachinus.
      β. Die Fühlhörner fadenförmig.
         aa) Der Halsschild herzförmig: Antophagus.
         bb) Der Halsschild viereckig: Pinophilus.
2. Die Endglieder der Freßspitzen beilförmig: Astrapaeus.
3. Die Endglieder der Freßspitzen dünn, pfriemenförmig.
   a) Der Halsschild in die Länge gestreckt: Lathrobium.
   b) Der Halsschild kurz.
      α. mit glatten Schienen: Aleochara.
      β. mit gedornten Schienen.
         aa) mit glattem Halsschilde: Tachyporus.
         bb) Der Halsschild mit Grübchen: Oxytelus.

Recensent zweifelt, ob die meisten Entomologen dem Beyspiele des Hrn. Gravenhorst folgen, und alle diese Gattungen annehmen werden.

Mehrere derselben scheinen ihm überflüssig, die Gattungsunterscheidungsmerkmahle unzureichend, und der Zweck besserer Eintheilung durch gute Familien sehr leicht erreichbar. Latreille, ungeachtet er Gravenhorsts Werk vor sich hatte; konnte doch nicht bewogen werden, die von ihm vorgeschlagenen neuen Gattungen, ausser Antophagus und Astrapaeus anzunehmen, und er sonderte mit Paykull so manchen vom Hrn. Pr. Fabricius unschicklich mit Oxyporus und Paederus verbundenen Kurzkäfer ab, und fügte sie mit Recht der Gattung Staphylinus bey. Auch scheinen die Merkmahle der Gattungen nicht immer gehörig ausgearbeitet zu seyn — die Gattung Antophagus *) diene zum Beyspiele. Herr Gravenhorst gibt S. 120 von dieser Gattung vorzüglich folgende Merkmahle an:

„Corpus depressiusculum, depile" da doch der Antophagus obscurus und der Ant. plagiatus reichlich mit feinen Härchen bedeckt sind. Er sagt „Antennae filiformes, articulis primo validio-

---

*) Auch Latreille's Merkmahle dieser Gattung passen nicht für alle Arten derselben. Er sagt: der Halsschild herzförmig, gestutzt, platt, ungerandet, da der Halsschild des Ant. armiger fast viereckig, und deutlich gerandet ist. Er sagt: Das zweyte Glied der Fühlhörner bis zum eilften gleich, was bey Ant. dichrous ganz und gar nicht Statt hat.

ne elevato; sequentibus campanulatis, longitudine subdecrescentibus, ultimo ovato acuto" da doch das Endglied des A. armiger und plagiatus in die Länge gestreckt, fast walzenförmig und am Ende zugespitzt ist, was Hr. v. Paykull beym Letzteren mit „articulo ultimo elongato-acuminato" sehr gut ausdrückt. Und wie sehr unterscheiden sich nicht die sich nach aussen verdickenden Fühlhörner und des Ant. dichrous sowohl von dieser Angabe, als von den Fühlhörnern der übrigen Arten dieser Gattung? Er sagt „Thorax subquadratus" und in den Vorbegriffen pag. XI. „thorax cordatus" um ihn von der Gattung Pinophilus, die einen viereckigten Halsschild hat, zu unterscheiden, da doch einerseits mehrere Antophagen einen wahrhaft herzförmigen Halsschild haben, der Halsschild des Ant. armiger hingegen fast viereckig ist.

Auch in Hinsicht der Aufstellung der Arten oder vielmehr in Hinsicht dessen, was Hr. Gravenhorst für Art oder Abart hält, gesteht Rec. aufrichtig, daß er mit dem vortrefflichen Hrn. Verf. nicht immer einer Meinung seyn könne. Nach dem Gefühle des Rec. stellt Herr Gravenhorst z. B. bey Staphilinus nitilus mehrere verschiedene Arten zusammen. Er sagt bey demselben „caput suborbiculatum vel subovatum plerumque thorace paulo angustius, interdum autem thoracis latitudine. Antennis vel capite vix longioribus,

crassis, articulis sexto ad decimum pateraeformibus; vel capitis thoracisque longitudine extrorsum vix crassioribus, articulis quarto ad decimum campanulatis. Thorax — — — plerumque glaberrimus laevissimus est, puncto tamen uno alterove majore impresso; rarius puncto, marginali uno, lateralibus duobus, et seriebus dorsalibus tripunctis; punctis interdum obsoletis vel confluentibus“.

Herr Gravenhorst nimmt als das einzige Unterscheidungsmerkmahl der Käfer, welche er unter dem Nahmen Staph. nitidus zusammenstellt, und die in dem Baue ihres Kopfes, ihres Halsschildes und in der Punctirung desselben, in den Fühlhörnern ꝛc. so sehr von einander abweichen, den in der Mitte breiteren Thorax an. Sollte dieses einzige Merkmahl die Zusammenstellung so verschiedener Geschöpfe wohl rechtfertigen können? Recensent hat den wahren St. nitidus Fab. und Payk. mit den Punktreihen auf dem Halsschilde, dessen Kopf zugleich etwas schmaler als der Halsschild ist, dessen Fühlhörner fast länger als Kopf und Halsschild zugleich sind, der überhaupt dem St. politus so ähnlich ist, wie ein Ey dem andern, nur zwey Mahl im Kuhmiste angetroffen, und kann sich unmöglich überzeugen, daß derselbe mit mehreren Abarten des Hrn. Verf. mit breiterem Kopfe, mit kürzeren Fühlhörnern, mit ihren in der Mitte ganz glattem Halsschilde, die er so oft unter der Rinde abgehauener

Baumstöcke antraf, *) ein und derselbe Käfer seyn sollte. Die Aleochara boleti theilt Hr. Gravenhorst gar in zwey Hauptarten, jede derselben in mehrere Unterarten, und mehrere dieser wieder in Abarten, so daß man Käfer mit kreis rundlichem und überzwerchem Halsschilde, mit langen und dünnen, so wie mit kurzen und dicken Fühlhörnern unter einer Art antrifft. Herr Gravenhorst rechtfertigt sich durch die Menge der Zwischenarten sowohl bey diesem als bey dem vorigen Käfer. Rec. fand den Staphilinus boleti ein Mahl häufig in einem Schwamme ohne auch eine einzige bedeutende Abart darunter anzutreffen; eben so erging es dem aufmerksamen Paykull **), und genau so dem scharfsichtigen Schrank, die beyde in Menge ihn antrafen, ohne einer bedeutenden Abart zu erwähnen. Doch wir wollen gerne glauben, daß der fleißige und scharfsichtige Hr. Vrf. mehrere derley Abarten beysammen angetroffen habe, wäre dieß, und selbst ihre Aehnlichkeit wohl hinlänglich, dieselben bey ihren so verschiedenen Fühlhörnern und so verschiedenen Hals-

---

*) Recensent traf unter diesen einen äusserst ähnlichen Käfer an, der sich aber durch seine dick geschwollenen Vorderschenkel unterscheidet, und den er daher crassipes nannte.

**) Herr von Paykull erwähnt bey seinem Staphyl. socialis (unserem St. boleti) einer einzigen Abart, die sich nur durch die dunklern Flügeldecken unterscheidet, und bisweilen um die Hälfte kleiner vorkömmt.

schilde in eine Art zusammenzustellen? Rec. gesteht gern, daß wir bis jetzt mit dem, was Art oder Abart ist, bey Weitem noch nicht im Reinen sind, und daß wir bey der Unbekanntschaft mit den Eyern, den Larven, *) der Entwicklung, und Begattung dieser Thiere schwerlich je damit in das Reine kommen werden; er glaubt, daß einige Abweichung in der Punctirung und Zeichnung nicht immer, vielweniger aber die Farbe oder die Grösse hinlänglich sey, eine neue Art zu begründen; allein er glaubt auch, daß es bey dieser Bewandtniß der Dinge für den Anfänger nothwendig, ja für das System selbst sehr zuträglich sey, mit Fabricius, mit Illiger, und mit unserm scharfsinnigen Creutzer, dessen Abhandlung über Art und Abart Rec. jeden Entomologen recht zu beherzigen bittet, anzunehmen, daß wirkliche, nicht scheinbare, Abweichungen in wesentlichen Eigenschaften, in der Structur und

---

*) Mit den Schmetterlingen sind wir in diesem Puncte viel weiter, weil wir eine Menge Larven dieser Thiere kennen. Welcher Entomolog würde wohl die N. umbratica und die N. lactucae ohne die Kenntniß ihrer Larven für zwey verschiedene Arten halten? Herr Pr. Fabricius, der sie zuerst aus der schiffermüllerischen Sammlung beschrieb, wußte lange kein Unterscheidungszeichen dieser beyden Eulen aufzufinden, da doch ihre Larven so sehr verschieden sind. Sollte uns dieses Beyspiel nicht warnen, ähnliche Insekten alsogleich als Abarten zu erklären.

Proportion der Theile, z. B. in der Form der Fühlhörner, des Kopfes, des Halsschildes, der Deckschilde, der wesentlichen Abweichungen in der Punctirung und Zeichnung dieser Theile ꝛc. falls diese Abweichungen nicht der Verschiedenheit des Geschlechtes (sexus) eigen sind, die sichersten Merkmahle sind, neue Arten zu begründen. Würde nicht dadurch das Verfahren des Hrn. Gravenhorst gerechtfertigt, der auch den Staph. splendens, politus, laetus, decorus, punctus, laminatus, cyanipennis etc., ja selbst den St. nitidus *) für eine und dieselbe Art annehmen wollte? — Andererseits macht Hr. Gravenhorst aus Käfern Arten, die sich bloß durch ihre Grösse, oder die Verschiedenheit der Farbe einzelner Theile unterscheiden, übrigens in der Structur, Proportion, und Punctirung der Theile ꝛc. vollkommen ähnlich sind, die also Rec. nach seinem Grundsatz geradeweg als Abarten erklären muß. So macht der Hr. Vrf. aus dem Stenus Juno des Hrn. v. Paykull (staphylinus biguttatus Linnaei) neun verschiedene Arten, da doch die meisten **) derselben bloß Abarten sind.

*) Der Staphylinus nitidus, der nicht immer seriebus dorsalibus tripunctis, sondern auch quadripunctis vorkömmt, sammt den Abarten des Hrn. Vrf. würde zu den meisten der benannten Arten einen Uebergang machen.

**) Rec. kennt drey verschiedene Arten dieses Käfers, die sich aber durch wesentliche Abweichungen unterscheiden, wovon an einem andern Orte die Rede seyn wird.

Rec. fieng den st. biguttatus, clavicornis, buphtalmus, pallipes des Hrn. v. Gravenhorst zur nähmlichen Jahrzeit, an eben denselben Orten, an den Ufern der Donau, oder unter den Rasen der Bäume wohl hundert Mahl vermengt unter einander, und so viel sich Rec. noch erinnert, so hat er den stenus biguttatus und clavicornis in der Begattung mit einander angetroffen.

Das Werk selbst enthält 284 Arten, wobey aber der Antophagus plagiatus zweymahl vorkömmt, und Aleochora corticalis und tenuis, wie der Hr. Vrf. an Hrn. Illiger schrieb, ein und derselbe Käfer ist. Die Gattung callicerus wünschte der Hr. Verf., da ein optischer Betrug bey der Aufstellung dieser Gattung vorging, der Gattung Aleochora einzuverleiben. Was die Nomenclatur und die Synonymie betrifft, so findet sie Rec. im Ganzen, wenige Fälle ausgenommen, meisterhaft, und für jeden Entomologen belehrend. Ueberhaupt ist das ganze Werk, ungeachtet der Bemerkungen, die dem Verf. die Liebe zur Wissenschaft, die Liebe zur Wahrheit abzwang, das vorzüglichste, was je in diesem Fache geschrieben ist, wahrhaft classisch, und jedem, der sich in diesem Zweige der Entomologie unterrichten will, unentbehrlich. Recensent wünscht mit jedem Freunde der Wissenschaft, daß uns der würdige Hr. Verf. bald wieder mit einem solchen Meisterwerke beschenken möge.

Reisebeschreibungen.

Ansichten von Paris. Erster Band 298 S., Zweyter Band 365 S. Zürich bey H. Geßner. 1809. In 8.

Reise nach Paris im Sommer 1808 von Galletti. Gotha, Ettingerische Buchhandlung 1809. In 8. 220 S.

Lettres sur Paris, ou correspondance de M***, dans les années 1806 et 1807. A Heidelberg, chez Mohr et Zimmer. 1809. In 8. 450 pag.

Seitdem das Schicksal Paris eine so bedeutende Rolle in der politischen Welt spielen läßt, hat es auch in der literärischen einen ausgezeichneten Platz erhalten; die Schriftsteller bemühen sich in die Wette, Erinnerungen, vertraute Briefe, Ansichten, Reisen und Lettres sur Paris zu schreiben. Unter allen diesen zum Theile sehr ephemeren Erscheinungen hat vielleicht keine in Deutschland so viele Leser gefunden, als Kotzebue's Erinnerungen auf einer Reise nach Paris, und Reichardts vertraute Briefe über diese Stadt. Warum dieß der Fall war, weiß ganz Deutschland eben so gut als wir.

Wir zeigen hier unsern Lesern drey Werke an, wovon wenigstens eines eben so viel, vielleicht auch noch mehr wahren innern Gehalt hat, als die ob-

genannten zwey Schriften, deren Verfasser sich damit eine so grosse Celebrität erworben hatten.

Die Ansichten von Paris sind zwar nicht immer neu oder auffallend originell, aber es zeigt sich in ihnen ein denkender Kopf, der sich über die gewöhnlichen Schranken des menschlichen Beobachtungsgeistes hinweggeschwungen hat. Seine Darstellungen sind selten gründlich und erschöpfend. Sie geben kein treues, vollendetes Gemählde dessen, was man zu sehen verlangt, sie sind zu wenig instructiv und lassen überhaupt ahnen, daß ihr Verfasser mit manchen Gegenständen zu wenig vertraut gewesen sey. Aber sie sind nicht ohne Sinn und treffenden Witz geschrieben, sie enthalten manche neue Wendung und überraschen oft durch ungewöhnliche Gedanken und durch eine eigene Ansicht der Dinge. In manchen Abtheilungen dehnt sich der Hr. Vrf. oft zu weit aus, und verliert den Hauptzweck aus dem Gesichte, er radotirt dann in den Tag hinein und bedenkt nicht, daß dasjenige, was er der Publicität Preis gibt, zum mindesten auch interessant seyn sollte. Oft führt National-Haß gegen die Franzosen seine Feder und wenn er auch manchmahl Recht zu haben scheint, so ermüden doch die ewigen Ausfälle den Geist des unbefangenen Lesers. Vorzüglich beschäftigen ihn die französischen Theater und die Literatur Frankreichs. Man kann es nicht läugnen, daß so manche Nachrichten, welche er über beyde gibt, nicht selten viel Wahres enthalten, und daß ein deutscher Literator beyde

nicht wohl viel anders finden kann, als sie hier dargestellt sind, indessen muß man doch bekennen, daß der Vrf. dieser Ansichten die Tag-Brochüren-Schreiber manchmahl für Gelehrte genommen, und darauf den Maaßstab zur Beurtheilung der französischen Literatur gegründet habe. Hier und da artet sein Witz in Sarkasmen aus und wird sogar an einigen Orten zur leidenschaftlichen Invective. Der Styl des anonymen Hrn. Vrfs. ist nicht immer so gerundet und fliessend, wie es dem Autor einer humoristischen Schrift zukäme. Seine Bonmots scheinen zu Zeiten mit Mühe herbeygezogen und oft wird absichtlich der Fluß der Rede auf Gegenstände geleitet, bloß um seinen Einfällen freyen Spielraum zu lassen. Die besseren Stücke in diesen beyden Bändchen sind vorzüglich die, welche die Ueberschriften führen: 6. Florians Jugendjahre von ihm selbst geschrieben. 12. Paris für den Neuling. 15. Die grosse Oper La Vestalle mit ihrer Parodie La Marchande des modes. 23. Einige Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur. 24. Dr. Gall in Paris. 31. Zeitungen. 32. Einkünfte von Paris. 36. Die Lafarge'sche Leibrenten-Anstalt. 39. Mein erster Tag in Paris u. s. w.

Der Karnevals-Brief an eine Dame geschrieben aus einer grossen Stadt ist im eigentlichsten Sinne ein Hors d'oeuvre. Wir können uns gar nicht erklären, wie er sich in die Sammlung dieser Ansichten hinein verloren hat.

Um unsere Leser mit der Anschauungs- und Darstellungsweise des Hrn. Vrfs. bekannt zu machen, damit sie über seine Ansichten aus eigener Ansicht urtheilen können, haben wir ein paar Stellen aus dem Abschnitte: Dr. Gall in Paris S. 36. 2. Band aus: „Mit diesem vielseitigen Worte esprit musste ich anfangen, wenn ich etwas von Doctor Gall sagen wollte. Er hat die beste Gelegenheit gehabt, über dasselbe seine Erfahrungen zu machen; denn er ist ihm einigemahl in Achilles und Paris Gestalt, aber sehr oft in den mannigfaltigen Thersitesformen erschienen, in welche die Natur ihre misslungenen Heroen einzukleiden pflegt. Der französische Geist hat sich recht stattlich angestrengt, den deutschen Doctor zu mystifiziren, persiflieren, tulipinieren, und wie die Ausdrücke alle heissen, welche die Müssiggänger einer Hauptstadt erfunden haben, um ihre verschiedenen Arten, witzig zu seyn, gehörig von einander zu unterscheiden.

Wirklich ist unser kraftvolle Landsmann nicht unter den besten Vorbedeutungen hieher gekommen, wiewohl das Neue hier immer zur rechten Zeit kommt. Er hatte einen grossen Fehler, und der bestand darin, daß er ein Deutscher war. So etwas ist aber auch unverzeihlich, wenn man die Franzosen etwas lehren will, das sie ungefähr wie die Tanzkunst ansehen, denn die meisten dieser Großstädter können sich nicht vorstellen, daß es noch etwas Höheres als diese gibt, wenn ihr grosser

Kaiser ihnen gleich so oft schon die Lücken gegeben hat.

Glücklicher Weise konnten sie ihm aber keines von den Mirakuls abgewinnen, durch welche der verdienstvollste Mann bey ihnen im Augenblicke zu Grunde gerichtet ist. Er sprach sogar — wie man hauptsächlich bemerkte — das Französische *für einen Deutschen* sehr fertig, lebhaft, geistvoll, und *wußte die Pariser von der Seite aufzufassen, von welcher man ihr Interesse gewinnt*. Vergesse man diesen Punkt ja nicht. Die heftigsten Gegner Gall's haben ihn oft genug wiederhohlt, und können uns darum nicht übel nehmen, wenn wir glauben, daß ihre Anfälle gegen ihn die Pariser auch nur von dieser Seite auffaßten; daß es ihnen gar nicht um Wahrheit, sondern bloß um pikante Aufsätze zu thun war, welche ihr Publikum fesseln, und daß sogar mancher von ihnen der Vorsehung in der Stille dafür gedankt hat, weil sie wieder etwas Neues für die alte Zeitung und das alte Publikum senden wollte.

Für solch eine Erscheinung ist ein Zeitungsschreiber aber auch sonst niemand dankbar; denn in seinen Augen sind die Menschen einmahl bloße Maschinen, die sich bewegen müssen, auf daß sein Blatt nicht stille steht, und Doctor Gall kommt darum, daß er ihnen eine Menge Abonnenten gewonnen hat, nicht besser weg als alles andere, was sich einmahl zu pikanter Publicität eignet.

Er muß sich daher immer gefallen lassen, daß man ihn einen Materialisten und Fatalisten nennt; und trägt man nicht darauf an, ihn lebendig zu verdammen, so hat er es nur einer Zeit zuzuschreiben, in welcher solch eine Procedur zu den Lächerlichkeiten gehört.

Die Journalisten hätten also schweigen sollen, wenn sie den Doctor Gall zu Grunde richten wollten. Aber schweigen? — Nein, wenn es auch die Journalspolitik erlaubt hätte, man ist doch auch ein Pariser, will sein Wörtchen auch dazu sprechen, sonst könnten andere ja glauben, daß man nichts zu sagen wüßte."

So also überliessen sie sich der Glückseligkeit zu schwatzen, mit einer Gemüthlichkeit, die nur in Paris nicht überraschen kann. Dabey gab es Gelegenheit, etwas, das wie Gelehrsamkeit und Scharfsinn aussieht, auszukrammen, sich in liebenswürdigem Pathos zu ereifern, ja sogar für die Sache der Wahrheit und Tugend recht warm zu werden. Wie schön das alles war! Gott führe ihnen doch ja oft solche für die Moral gefährliche Menschen herbey; die Gewohnheit, gegen sie ins Feld zu ziehen, kann sie am Ende vielleicht wirklich das Laster hassen machen."

Die zweyte der hier angezeigten Schriften, nähmlich die Reise nach Paris unterscheidet sich von den vorher angeführten Ansichten auf eine auffallende Weise.

Wenn der Verfasser dieser Ansichten einzelne merkwürdige Gegenstände aushebt und darüber reflectirt, so gibt Hr. Galletti eine topographisch-historische Uebersicht von Paris, d. h. er beschreibt die vorzüglichsten Stadtgegenden und Gebäude und führt überall die Begebenheiten an, durch welche sie merkwürdig geworden sind. Wenn die Ansichten jedem Leser überhaupt interessiren, und ihn über verschiedene Gegenstände in Paris urtheilen lehren, so hat die Reise des Hrn. Galletti für jenen mehr Anziehendes, der Paris selbst zu sehen Gelegenheit hat. Obschon man bekennen muß, daß Hrn. Galletti's Methode ihrer Anlage nach etwas trocken und einseitig ist, so zeigt sie doch von grossem Fleisse in der Zusammenstellung seiner Nachrichten. Durch die Begebenheiten, an die er bey verschiedenen Gebäuden und Strassen von Paris erinnert, erhält sie für jenen, welcher eine Wallfahrt nach dieser Stadt zu machen Gelegenheit hat, mannigfaltiges Interesse, durch die Details, die in seiner Schrift vorkommen, erhält sie oft den Character der Kleinlichkeit und Gedehntheit; wenn man aber bedenkt, daß eben diese geringfügig scheinenden Nachrichten für den Reisenden, der nach Paris kömmt, von mannigfaltigem Werthe sind, so muß man bekennen, daß sie in einer Reisebeschreibung wenigstens Duldung verdienen. Auch Hr. Galletti hat in seiner Reisebeschreibung so manches gegen die Franzosen zu erinnern, aber er bleibt dennoch immer in den Schranken der Mässigung und

schreibt beynahe durchaus als Kosmopolit im wahren Verstande des Wortes. Sein Styl ist ruhig und unbefangen, seine Angaben ohne Vorurtheil und Partheylichkeit, seine Darstellung meistens wahr, wie man aus folgenden Stellen, die wir zur Selbstbeurtheilung ausheben, sehen kann: S. 33. „Der Garten der Tuillerien ist durch ein eisernes Gitter, und zwey schöne Portale, von dem place de la concorde (dem Eintrachtsplatze) abgesondert. Dieser ansehnliche Platz, der zur Zeit der Könige, von Ludwig XV. seinen Nahmen entlehnte, ist von breiten Graben, und von schönen Balustraden, und Colonnaden eingefaßt. An der nördlichen Seite fallen zwey herrliche Gebäude in die Augen. Das eine derselben, unter der königlichen Regierung das hôtel du Garde-Meubles (die königliche Hausvoigtey) wird jetzt von dem Seeminister bewohnt. Auf demselben zeigt sich ein Telegraph thätig. Auf diesem Platze brannte am 30sten May 1770, der Vermählungsfeyer Ludwigs XVI. gewidmet, das Feuerwerk, das, der Unvorsichtigkeit der Polizey wegen, gegen 1500 Menschen ihres Lebens, oder ihrer gesunden Glieder beraubte. In der Folge sah man dieses traurige Ereigniß als eine Vorbedeutung der für das bourbonische Königshaus so unglücklichen Zeiten an. Die Bildsäule, die Ludwig XV. zu Pferde darstellte, wurde, auf Befehl der Nationalversammlung, am 12. August 1792 umgestürzt. Die Stelle derselben nahm eine schreckliche Figur ein, welche das Bild der Freyheit ab-

geben

sollte. Die damahlige Freyheit war jedoch kaum eines andern Bildes würdig. Am Fuße derselben wurden, zur Zeit der Schreckensregierung (Jan. 1793 bis May 1795) über 1500 Personen hingerichtet. Hinter derselben, in der nordöstlichen Ecke, büßte der unschuldige Ludwig XVI. für die Sünden seiner Väter.

S. 35. „Das Palais Royal ist in Paris, was Paris in Europa ist. Ja, es umfaßt auf einem Raum von 70 — 80,000 Quadrat-Toisen fast mehr, als die ganze Weltstadt. Es besteht aus zwey von einander abgesonderten, aber in einer Linie fortlaufenden, und ein langes Viereck bildenden Gebäuden. Den Grund zu demselben legte der Cardinal Richelieu. Dieser vermachte es dem Könige Ludwig XIII., in dessen Nahmen er regiert hatte. Nach dem Tode desselben bewohnte es Anna von Oesterreich mit ihren Söhnen. Ludwig XIV. trat es dem nachmahligen Herzog-Regenten ab, dessen letzterer Nachkomme ließ es ganz neu bauen, das kleinere, südliche Gebäude wurde im Jahre 1799 dem Tribunat angewiesen. Für dieses wurde auch ein artiger Saal gebaut, da das Tribunat seit dem Jahre 1807 aufgehört hat, so wird es eine andere Bestimmung, und einen andern Nahmen bekommen. Die Hauptseite desselben ist nach der Strasse St. Honoré gerichtet. Es hat zwey Höfe. Auf den beyden Seiten des ersten Hofes ziehen Läden mit Bijouteriewaaren, mit Büchern, Musikalien, Backwerk, die Augen der Durch-

gehenden auf sich. Die rechte Seite des zweyten Hofes nehmen Restaurateurs, Buchhändler, Kupferstichhändler, und ein literarisches Kabinet, das heißt, eine Leihbibliothek ein. An die linke Seite schließt sich das französische Nationaltheater an. In diesem Hofe wird man auch durch eine eben so große, als schöne Sammlung von Blumen und Sträuchen hinter Glas, überrascht."

Der Verf. der dritten Schrift hat seine Reise nach Paris in 24 Briefe eingetheilt. Er beschreibt in denselben viele Gegenstände, die schon in den vorher erwähnten Werken vorkommen, wie z. B. das Palais Royal, die Theater, die verschiedenen Plätze, Brücken, wohlthätigen Institute, Bildungsanstalten, Vergnügungsörter und die Umgebungen von Paris. Seine Darstellungsart hält das Mittel zwischen den Ansichten von Paris und zwischen der Reise von Galletti. Sie ist von einem Deutschen geschrieben und gewährt eine angenehme Lectüre. Die Beobachtungen des Verf. dieser Schrift sind mannigfaltig und in keine Schulformen eingeengt. Er spricht von Menschen, von Theatern, wie von Unterrichtsanstalten, von Musäen und vom Institute als ein Mann von Verstande, ohne Vorurtheil und ohne vorherrschenden Enthusiasmus. Der unbefangene Weltmann drückt sich in jeden Aeußerungen ohne Zurückhaltung und ohne nationale Partheylichkeit aus. Bey den angenehmen und glänzenden Verbindungen, in denen der Hr. Verfasser stand, hat er dennoch die gemeine Klasse von Men-

schen seiner Achtsamkeit nicht unwerth gehalten und auch über diese können wir sein Urtheil nicht anders als billig und wahr finden. Nur müssen wir hier keinen grossen und tief eindringenden Geist suchen, der in die oft verborgene Ursache so vielfältiger Erscheinungen eindringt, und über die Vorfälle des menschlichen Lebens so philosophirt, wie Dupaty in seiner schönen Reise durch Italien. Wer mit geringen Forderungen das gewöhnliche Treiben und Drängen der grossen Menschenmasse in Paris und die vorzüglichsten Gebäude und Anstalten dieser berühmten Stadt kennen lernen will, findet in dieser Schrift einen Wegweiser, dem er nicht ohne alles Vergnügen folgen wird.

Bruchstücke einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugal. Leipzig. Bey Gleditsch 1810. 8. 268 S.

Der Verf. dieser Bruchstücke, Karl von Jariges, erzählt in einem leichten, gefälligen Tone das Merkwürdigste, was ihm auf seiner Reise durch die genannten drey Reiche im Jahre 1802 aufstieß. Das Ganze ist nur eine Sammlung einzelner Bemerkungen, die zusammengenommen eben nicht viel Neues enthalten, aber durch die individuelle Ansicht des Verf., und als an Ort und Stelle aufgefaßte Züge interessiren, und so selbst für den unterrichteten Leser eine unterhaltende Lektüre gewähren.

Schöne Künste.

Der Sonderling und seine Söhne. Von A. F. E. Langbein. Berlin. 1809. 8.

Die Hauptidee dieses Romans ist allerdings ein bißchen bizar, obschon der Verf. sie in einer Nachrede durch Rousseau und Madame Genlis zu rechtfertigen sucht. Ein reicher Edelmann bekömmt in seinem vierzigsten Jahre männliche Zwillinge, wovon er den einen, um ein pädagogisches Experiment zu machen, gleich nach der Geburt aus dem väterlichen Hause verstoßt, und durch dreyßig Jahre dem Schicksal Preis giebt, den andern aber im Schlosse auf alle ersinnliche Art verzärtelt und verdirbt. Die Aufgabe scheint dem alten Herrn zwar sehr problematisch, löst sich aber höchst natürlich, indem der erstere, gezwungen etwas zu lernen, in der Schule der Widerwärtigkeiten ein wackerer Junge, der letztere aber ein vollendeter Taugenichts wird. Ein Hauptfehler dieses Romans ist: er hat keine eigentliche, geschlossene Handlung, welche sich durch weise geleitetes Zusammenwirken zu einem Zwecke in ein rundes Ganzes bildet, sondern führt uns nur durch eine willkürlich entstehende Reihe von Ereignissen fort. Das Komische darin besteht mehr in den Begebenheiten, als in den Charakteren, welche größtentheils flach gezeichnet sind. Auch verläßt den Verf. manchmahl die Laune, und wir gehen dann durch matte Steppen. Er entschuldigt

sich jedoch am Ende des Buches mit körperlichen Leiden; diese rauben freylich die nöthige Heiterkeit; aber — muß man denn sodann gerade komische Romane schreiben?

Wenn aber dieser Roman gleich nicht unter Langbeins vorzüglichere Produkte gehört, so wird der Leser doch vielmahl Witz, Laune und sehr komische Situazionen finden, und mit diesem Werkchen, im Ganzen genommen, einige Stunden angenehm ausfüllen können.

Ferdinand Miller, ein Roman von Ernst Wagner. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1809. 203 Seiten.

Wenn gleich dieses Werk den frühern gehaltvollen Roman dieses Verf. : Die reisenden Mahler, nicht erreicht, so ist es doch dessen nicht unwürdig. Die Handlung ist mehr innere als äussere, schreitet nur sehr langsam vorwärts, und steht einmahl ganz stille, um einem hors d'oeuvre, einem Vorschlage zur Herstellung des Gemeingeistes unter den Deutschen, Platz zu machen. Diese Abhandlung, welche beynahe den dritten Theil des Buches ausfüllt, enthält bey manchem Schönen und Wahren auch manches Ueberspannte und Unausführbare. Die wundersamen Wirkungen der guten und eifrigen Obstbaumzucht sind darin so hoch angeschlagen, daß, wenn man hiernach konsequente Schlußfolgerungen fortziehen wollte, es ein Leichtes wäre, die ganze

irrdische Glückseligkeit der Menschen und Staaten aus der Obstbaumzucht herzuleiten. Nach dieser Diatribe setzt sich die gestockte Handlung wider in Bewegung. Der überraschende Schluß derselben kömmt aber etwas zu unvermuthet, und würde durch vorbereitende Winke sicher nichts verloren haben. Indeß hat dieser Roman nebstdem, daß die Menschen (was in Romanen eben nicht zu häufig geschieht) zugleich so verständig und so interessant sprechen, durchaus ein sehr warmes Kolorit, Stellen voll Empfindung, und einen gehaltenen Ton. Karolinens geheimnißvoller, sich allmählig immer herrlicher entfaltender Charakter aber ist so meisterhaft gezeichnet und ausgeführt, daß er allein schon den Roman höchst anziehend machen könnte.

Das Buch Glaube, Liebe, Hoffnung, oder die nothgedrungene Auswanderung des Oberförsters Joseph Wolf nebst seinem Weib und seinen neun Kindern im J. 1807. Herausgegeben von Jean Paul. Frankfurt am Mayn bey Andreä. 1809. 8. 120 S.

In einem vom 1. Aprill 1809 aus Cölln datirten Epilog erklärt ein sichrer Joseph Wolf, wohl ein Pseudonymus, daß er den Nahmen Jean Paul deßwegen auf sein Buch gesetzt habe, um ein grösseres Lösegeld vom Buchhändler zu gewinnen, und dadurch seiner zahlreichen Familie ein Bene zu verschaffen. Dieß werde indessen dem Rufe des be-

kannten Schriftstellers Richter nicht schaden; denn man werde mit wenig Mühe die Richter'schen Geburten von einem Mißfalle, wie dieses Buch sey, unterscheiden. Das heißt denn wohl das Lesepublikum mit Spott und Hohn in den Aprill schicken! Ein solches Verfahren, wider welches Hr. Richter auch schon im Morgenblatte reklamirt hat, würdigt die Deutsche Schriftstellerey immer mehr herab; und müßte von Gerichtsstellen als ein Falsum bestraft werden. Wie der Buchhändler Andreä zu so Etwas seine Hand bieten könne, ist unbegreiflich.

Noch ein zweyter Betrug ist im Titel zu rügen. Der Titel scheint ein vollendetes Ganze, einen epischen Roman zu versprechen, aber erst S. 118 wird man belehrt, daß das hier abgedruckte nur der erste Theil des Tagebuchs des Oberförsters Joseph Wolf sey. So wie dieß Tagebuch hier vor uns liegt, kann es leicht zu 6 oder auch 12 Bänden ausgedehnt werden. Von einer Richtung auf die tröstenden Begleiterinnen des menschlichen Lebens, Glaube, Liebe, Hoffnung, die Schillers unsterbliches Lied besungen hat, ist überall keine Spur: Das Ganze ist eine unwahrscheinliche Zusammenstellung von Abentheuern, berechnet einem müssigen Leser eine Stunde leeren Zeitvertreibs zu verschaffen. Sehr warnend steht daher auf dem Titelkupfer ein Eselskopf, mit der Unterschrift: „Wer scheint nicht mehr oder weniger als er ist."

me, diese terra incognita, wie sie es bis dahin war, auf eine ungleich richtigere Weise darstellet, als es vor ihm geschehen. Wäre es dem Verfasser gefällig gewesen, dieser Charte, eine der Vielheit der darauf vorkommenden Gegenstände angemessenere Grösse zu geben, so würde er sich um das Publikum ein um so grösseres Verdienst erworben haben, da die Ueberladung dem Gebrauche dieser schönen Charte wirklich Abbruch thut.

Eine gleich ehrenvolle Erwähnung verdient, die Charte des Herzogthums Venedig nach der Generalstabsaufnahme unter der Leitung des berühmten k. k. Hrn. Feldmarschallieutenants und gewesten Generalquartiermeisters Anton Freyherrn von Zach — mit deren Herausgabe das cosmographische Institut in Wien den Anfang seiner nützlichen und bedeutenden Unternehmungen gemacht hat, und wirklich hat es auch seine Laufbahne nicht wohl besser eröffnen können, als mit der Herausgabe eines so höchst gelungenen Werkes, bey dem wir zwar, nicht mit dem Rec. in den allgemeinen geographischen Ephemeriden XXII. Band, Seite 345 übereinstimmen können: daß seine Ortslagen mit den Berechnungen der Hrn. Oberstlieutenant v. Babel, und Oberlieut. v. Scheppler größtentheils genau überein kommen, indem wir in Ansehung der Mehrzahl, das Gegentheil ge unden und höchst bedeutende Abweichungen davon antreffen; dieses hindert doch keineswegs daß nicht die Charte genau mit dem Terrain selbst übereinstimmte und sich ihrer der Reisende mit größter Zuverläßigkeit, ohne eines Wegweisers zu gebrauchen, bedienen kann und seinen Weg kaum verfehlen wird, wie solches besonders im Laufe des letzteren Krieges mehrmals sich bewähret hat. Wie selten reicht die Brauchbarkeit einer Charte so weit? — und wie wenig kann man sich dagegen auf die d'Albische grosse Charte von Italien verlassen, deren Werth weit ihrem Ruf nachstehet, und de-

Intelligenzblatt
der
Annalen der Literatur und Kunst.

März, 1810.

Inländische Nachrichten.

Uebersicht
des Landkartenwesens in den österreichischen Erbstaaten in den Jahren 1806 bis Anfangs 1810.

Die abbildende Geographie, hat in den letzten vier Jahren nähmlich seit dem Preßburger Frieden zwar nur wenige Beyträge von Belang erhalten, darunter sind jedoch einige, die sich den besten Charten des Auslandes an die Seite stellen können. Vorzüglich verdient des Obersten von Lipsky Charte von Ungarn, die von 1806 bis 1809 in 9 Blättern und 3 Imperialfolio Blätt. Tabellarische Uebersichten, nebst den eigends dazu bearbeiteten Ortsverzeichnissen erschien, eine besondere Auszeichnung, da sie nach der letzten militärischen Aufnah-

me, diese terra incognita, wie sie es bis dahin war, auf eine ungleich richtigere Weise darstellet, als es vor ihm geschehen. Wäre es dem Verfasser gefällig gewesen, dieser Charte, eine der Vielheit der darauf vorkommenden Gegenstände angemessenere Grösse zu geben, so würde er sich um das Publikum ein um so grösseres Verdienst erworben haben, da die Ueberladung dem Gebrauche dieser schönen Charte wirklich Abbruch thut.

Eine gleich ehrenvolle Erwähnung verdient, die Charte des Herzogthums Venedig nach der Generalstabsaufnahme unter der Leitung des berühmten k. k. Hrn. Feldmarschallieutenants und gewesten Generalquartiermeisters Anton Freyherrn von Zach — mit deren Herausgabe das cosmographische Institut in Wien den Anfang seiner nützlichen und bedeutenden Unternehmungen gemacht hat, und wirklich hat es auch seine Laufbahne nicht wohl besser eröffnen können, als mit der Herausgabe eines so höchst gelungenen Werkes, bey dem wir zwar, nicht mit dem Rec. in den allgemeinen geographischen Ephemeriden XXII. Band, Seite 345 übereinstimmen können: daß seine Ortslagen mit den Berechnungen der Hrn. Oberstlieutenant v. Babel, und Oberlieut. v. Scheppler größtentheils genau überein kommen, indem wir in Ansehung der Mehrzahl, das Gegentheil gefunden und höchst bedeutende Abweichungen davon antreffen; dieses hindert doch keineswegs daß nicht die Charte genau mit dem Terrain selbst übereinstimmte und sich ihrer der Reisende mit größter Zuverläßigkeit, ohne eines Wegweisers zu gebrauchen, bedienen kann und seinen Weg kaum verfehlen wird, wie solches besonders im Laufe des letzteren Krieges mehrmals sich bewähret hat. Wie selten reicht die Brauchbarkeit einer Charte so weit? — und wie wenig kann man sich dagegen auf die d'Albische grosse Charte von Italien verlassen, deren Werth weit ihrem Ruf nachstehet, und de-

ren geringe Brauchbarkeit, durch diese vorzügliche Charte so anschaulich gezeigt wird.

Minder glücklich war das Cosmographische Institut, mit der gleichzeitigen (1806) Herausgabe einer Charte vom Lande unter der Enns, gezeichnet von Sabatka in 1 Blatt im Atlaßformat, deren Werth allein in ihrer hier zum erstenmahl erscheinenden Eintheilung der Dekanats und Landgerichtsbezirke bestehet — dann mit 2 Blättern einer grösseren unter einem angekündigten Charte des Erz- Herzogthums Niederösterreich in 12 Median-Folioblättern, von welcher doch nur 2 Blätter gezeichnet von dem Oberlieutenant von Streit erschienen sind, und von welchen das eine die Umgebungen von Linz, nach der grossen Charte dieses Landes noch ziemlich erträglich bearbeitet, enthält; die zweyte aber die Umgebungen von Wien darstellen soll. Wir sagen; soll, da wir wirklich wenig Aehnlichkeit mit dieser Gegend darinn finden, und von dem Zeichner selbst die ihm sicher zu Geboth gestandenen Hülfsmittel an dem Jacubicska'schen Plane, der Kanalkarte und dem Minkendorfer Lagerplane, so wie die minder verläßliche aber noch immer ungleich bessere Charte von Huber, wenig und schlecht benützt worden. Das freygebige Lob, welches die geographischen Ephemeriden diesem Machwerke mehr als den vorzüglicheren späteren und theils früheren Arbeiten des Cosmographischen Büreau schenkten, scheinet doch den Unternehmer selbst nicht an der richtigeren Würdigung irre gemacht zu haben, indem wir bald darauf diesen Artikel im Verlage der Hrn. Kunsthändler Artaria et Compagnie allhier mit abgeändertem Titel, angetroffen und selbst in den Nachrichten von den Beschäftigungen des Cosmographischen Instituts ganz übergangen fanden.

In eben diesem Jahre machte dieses Institut auch den Anfang mit seiner Charte der mitteleuropäischen

Staaten in 64 Sectionen in groß Medianformat, womit es sich den Dank eines grossen Publikums verdient hat, dem es höchst angenehm seyn muß, alle einzelnen Aufnahmen und neueren geographischen Arbeiten, zu einem bequemeren Gebrauch, hier zu einem zusammenhängenden Ganzen vereinigt zu sehen. Als der Schauplatz der merkwürdigsten Veränderungen und der wichtigsten Begebenheiten, die in Europa seit beynahe zwey Decennien statt gefunden, war die Wahl dieses Tableaus auch ein höchst beyfallswürdiger Gedanke, und wie wir bestimmt wissen, machten auch sowohl die österreichisch-als französischen Militärbehörden, fast allgemeinen Gebrauch von dieser bequemen Charte, bey der Disposizion ihrer Operazionen, und die 38 Blätter, die wir fertiger vor Uns liegen haben, zeigen uns wohl, daß nicht alle Blätter von gleicher Güte, und besonders die ersteren mit einiger Nachlässigkeit oder Uebereilung bearbeitet sind; dagegen erfüllt der grössere Theil alle Forderungen die man bey einer in diesem (5 1/3 Linien = 1 Meile) Maaße bearbeiteten Charte machen kann, und übertrifft nicht selten die bekannten Originale, die ihr, wie ersichtlich, zum Materiale gedient haben, und dadurch den Reichthum und die Seltenheit der Quellen beweisen, die den Bearbeitern dieser Charte hiebey zu Gebothe standen. Wenn wir dem Talente ihres Urhebers Gerechtigkeit müssen wiederfahren lassen, so gebührt nicht minder grosses Lob den Individuen des k. k. Bombardeurcorps, die bey dieser Charte sich auf eine so gemeinnützige Weise beschäftigten, und neuerdings ihre soliden Kenntnisse, und aufmerksamen Fleiß erprobet haben.

Von einem Handatlaße in Groß Medianformat in 60 Blatt erschienen im Verlage des Cosmographischen Instituts 1806 gleichfalls die Charten von Europa sehr schön und genau — von Spanien, in Stich und Bearbeitung nur mittelmässig — das Planetensystem mit der

Mondskugel sehr schön im Stich, und genau, nur ist die Marsbahn vermuthlich durch die Unkunde des Kupferstechers verkehrt gestellt, sonst ist dieses Blatt das einzige; welches bis jetzt die früher bekannten Planetenbahnen, mit den neueren der Ceres, Pallas und Juno, (Vesta fehlt noch) in Verbindung darstellt. — — 1807 erschienen weiters: die böhmischen Länder, schön und gut, nur kommen bey den Posten einige Unrichtigkeiten vor — Beyde Himmelshalbkugeln, wo zwar nur die Sterne bis zur 5ten Grösse eingetragen, aber zugleich auch die veränderlichen Sterne, und die merkwürdigeren Doppelsterne, Sternhaufen und Nebelflecke bemerkt sind. — Beyde Halbkugeln der Erde, mit der dem Zeichner Hrn. Hartl in allen seinen Arbeiten eigenen Genauigkeit ausgeführt. — Afrika schön, aber erst durch spätere Verbesserungen, den neuesten Zustand dieses Erdtheils, besonders im Süden, ganz angemessen gemacht — Amerika ebenfalls von Hrn. Hartl gut bearbeitet. — Polynesien brauchbar, und mit Bemerkung aller neueren Entdeckungen daselbst — Die österreichische Monarchie, vom Hrn. Oberlieutenant Streit gut bearbeitet — dagegen seine Charte von Asien zu diesem Atlas 1808 das mißlungenste Blatt dieser ganzen Sammlung ist, ungeachtet derselbe doch an der höchst vortreflichen Charte dieses Erdtheils die zwey Jahre früher bey demselben Institute für das Kunst und Industriecomtoir bearbeitet wurde, ein so wohlgelungenes Vorbild hatte. Endlich erschienen 1809 die österreichischen Länder, nach ihrer Eintheilung vor dem Wienerfrieden, — Galizien nach eben diesen ältern Zustand entworfen — Siebenbürgen sehr mittelmässig gerathen — und ein sehr schönes Chärtchen von Ungarn. So bequem das Format dieser im Ganzen empfehlungswürdigen Sammlung ist, so sehr schadet doch die Ueberladung an Objekten, dem Gebrauch mehrerer dieser Blätter;

und der mit so vieler Eleganz und Richtigkeit ausgeführte:

Grössere Handatlaß, welchen das Wiener Kunst und Industriecomtoir schon 1802 unternommen, und auch in der Zeitperiode von 1806 bis 1810 mit mehreren sehr schönen Blättern erweitert hat, verdient noch immer den Vorzug vor der erstgenannten Sammlung nicht allein, sondern noch ungleich mehr vor der gleichzeitig in Wien bey Herrn Mollo erschienenen, die beynahe ohne allen Werth sind. — Die meisten Blätter des Handatlasses des Industrie Comtoirs sind nach dem Entwurfe und unter der Leitung des Freyherrn von Liechtenstern von verschiedenen Zeichnern bearbeitet, und man wird vergebens anderorts Charten in Sammlungen dieser Art und um einen äusserst geringen Preis suchen, wo sich Richtigkeit in der Ausführung mit einer so vorzüglichen Eleganz in der Darstellung, so schön vereinigten. Da das Industriecomtoir einige Blätter seines früheren Atlasses der österreichischen Monarchie mit diesen Handatlas verband, so fällt ihre Erscheinung in eine frühere Periode, und wir können nur bemerken, daß die neueren Blätter von Deutschland 1808, von Böhmen, dem Königreiche Würtemberg ꝛc. nicht in der Darstellung, wohl aber in der fleissigeren Bearbeitung weit hinter den früheren Charten z. B. von Asien, den beyden Halbkugeln der Erde und der Charte der österreichischen Monarchie gezeichnet von Wüstinger u. m. a. zurückstehen.

Indem wir mehrere ältere Charten übergehen, deren Platten aus dem weiland Schrämblischen Nachlaß von den Chartenoffizinen Artaria und Mollo an sich gebracht oder sonst angekauft und durch Abänderungen der Jahrszahl meistens 1806 und 1807 als neue Producte dem Publikum wiederum aufgetischt wurden, so können wir nur der gerechten Ahndung dieses Unfugs in den geographischen Ephemeriden XXIV. Bd. 330 S. — XXII.

Bd. 346 S. XXV. Bd. 331 S. XXVI. Bd. 86 S. beystimmen, übrigens sind noch von dem Jahre 1806 der zuerst in Triest erschienene Plan dieses Seehafens im Atlasformat, welcher von Klausberger gezeichnet und von dem durch zwey andere Charten nähmlich einer Postkarte von Deutschland in 4 Blättern im Atlasformat, und einer Postcharte von Italien bekannten Postoffizier Heumann herausgegeben wurde. Eine Reduction dieses Planes von Triest erschien erst 1809 bey Geistinger in Wien. Im Jahre 1806 aber theilte derselbe ein niedliches, obschon nicht ganz richtiges Chärtchen von den Umgebungen von Baden, dem Publikum, von Junkers Meisterhand gestochen, mit.

Endlich erschien auch noch in diesem Jahre (1806) in dem Industrie-Comtoir von Wien eine schlecht gerathene Charte von Dalmatien, Albanien, Croatien, Boßnien ꝛc. von dem Ingenieur Cappelaris, welche bereits im 25. Bd. S. 224 der geographischen Ephemeriden nach ihrem Unwerthe gehörig gewürdigt worden.

Eine Copie der militärischen Aufnahmssectionen von Oesterreich, welche vor einigen Jahren durch einen gewissen Ludwig Schmidt in Wien für die Herrn Stände dieser Provinz mit allerhöchster Bewilligung gemacht wurde, gab diesem Zeichner zuerst Gelegenheit daraus eine Charte von ganz Niederösterreich zusammenzustümpern, welche bey Artaria schon Anfangs dieses Jahrhunderts erschien, und ungeachtet ihrer Erbärmlichkeit, in Ermanglung einer Bessern, dennoch ein unverdientes Glück machte. Hiedurch aufgemuntert gab 1807 dieser Hr. Schmidt eine elend gestochene Charte der Umgebungen Wiens bey Cappi heraus. Ungeachtet hier ein ein gutes Materiale schlecht und unverständig benützt wurde, so ist diese Charte doch wegen ihrer sicheren Basis nicht ganz ohne Werth, wie solches die geographischen Ephemeriden richtig genug bemerkt haben, wenn sie

schon über ihren Ursprung in einem lächerlichen Irrthume sind, den sie in einer von dem bekannten Abbé Pilgram hinterlassen seyn sollenden Charte suchen, die gar nicht existiert, und also auch nicht in Schmidts Hände gerathen konnte, der uns nichts mehr als eine schlechte Reduction eines Theils der bloß in Zeichnung existirenden militärischen Charte vom Lande unter der Enns mittheilte.

Bey dieser Gelegenheit dürfte es nöthig seyn einem anderen Irrthum zu begegnen, durch welchen obigem Herrn Schmidt einige Recensionsinstitute Charten zuschrieben, welche in der Mollo'schen Offizin mit der Firme I. E. S. (soll heissen Joseph Emerich Stein) erschienen sind. Wenn diese Charten schon ebenfalls nicht sehr gewinnbringend für die Wissenschaft gewesen sind, so ist doch das Compliment für Herrn Schmidt viel zu groß, wenn man ihm die Arbeiten eines Mannes von solideren Kenntnissen zutraut.

So wird die 1808 erschienene Charte von Friaul ein allerdings weniger als mittelmässiges Produkt, diesem selbst sich so nennenden Ingenieur-Geographen (!) Schmidt in dem Februarheft 1809 der geographischen Ephemeriden zugeschrieben, da es doch Hrn. Joseph Em. Stein zum Verf. hat.

Eben in diesem Jahre 1808 wurde auch von dem Major de Traux, die schon 1790 — 92 gestochene Producten-Charte von Böhmen nach dem Entwurfe seines Schwiegervaters, des k. k. Rathes Hrn. von Pollach und nach der alten Müllerschen Charte bearbeitet, in 4 Sectionen im Atlasformate bey Artaria herausgegeben. So wenig die alte Charte auch auf geographische Richtigkeit Anspruch machen kann, so ist sie dennoch wegen ihrer richtigeren Kreiseintheilung und wegen der genaueren Anzeige mehrerer neuen Strassenzüge die

voll-

vollständigste und beste Charte, die wir von Böhmen dermalen haben.

Uebler berathen war die schon im Jahre 1807 unternommene Speculation des Hrn. Artaria, mit dem Nachstich von Arrowsmit's General-Charte von Europa in 4 Blättern, die hier zu einer allgemeinen Postcharte dieses Erdtheils benützt wurde, aber in jeder wissenschaftlichen Rücksicht ein verunglücktes Product ist, wenn sie gleich für den Herausgeber selbst, (wie mehrere ähnliche Machwerke dieser Offizin) lukrativer war, als leider manche gelungene Arbeit gewöhnlich ist. Dieses mag auch Hrn. Cappi 1808 bewogen haben, Arrowsmitts Charte von Europa hier zum zweytenmahl zu benützen und sie in 6 Blättern, obschon mit mehr darauf verwandter Sorgfalt, und dem Originale ähnlicher, herauszugeben. Sonst gab wohl 1807 — 1808 die Molloische Kunsthandlung einige Blätter Fortsetzungen ihres Handatlasses, und die Schrämblische Buchhandlung eine schlechte Copie des Weimarer Taschenatlasses heraus, aber sie verdienen eben so wenig als die im letzteren Jahre bey Eurich in Linz erschienene grosse „Mappa der Linzerischen Diöcese (sic!) einer näheren Erwähnung. — Besser von dieser letztern Handlung ausgedacht, war die Wiederbenützung der alten Fischerischen Charten vom Lande ob der Enns in 12 Blättern, mit den neu eingetragenen dermalen bestehenden Hauptstrassenzügen.

Dagegen setzte das Cosmographische Institut seine Mitteleuropäische Charte 1808 ungleich rascher als im vorigen Jahre fort; und machte auch einige zweckmässige Auszüge daraus zum Vortheil derjenigen, für welche nur gewisse Theile dieser Charte von besonderem Interesse seyn können. So erschienen mit besonderem Titeln eigene Charten von Nieder- und Innerösterreich und Böhmen, und zwey willkommene grosse Tableau's vom westlichen Oesterreich in 15 und von Ungarn in 20 Sec-

cioatn, welches Letztere die obgleich schönere Lipszkische Charte zwar nicht denjenigen entbehrlich macht, welche die unverhältnißmässig grösseren Kosten der Letzteren nicht zu scheuen haben; aber doch für viele andere, denen diese zu kostbar, zum Ersatz um so mehr dienen kann, da sie nach gleichen Quellen bearbeitet ist, und selbst hie und da merkwürdige Strassenstrecken und einzelne Gebirgsrücken wie z. B. den Vellebith getreuer dargestellt enthält. Auch ist nur hier allein der Unterschied des reinen Provinzials von Siebenbürgen, von der reinen und gemischten Militärgränze getreu angegeben, welche merkwürdigere Unterscheidung noch keine andere Charte angiebt.

Die merkwürdigste Erscheinung im Fache der abbildenden Erdkunde der österreichischen Staaten, ist aber die 1808 im kosmographischen Bureau auf Kosten des allerhöchsten Aerarii in 12 grossen Sectionen (deren 9 sich in den Händen des Publikums befinden) herausgegebene Charte von Westgalizien nach der unter der Leitung des k. k. Hrn. Feldmarschallieutenants Mayer von Heldensfeld durch den Generalstab gemachten Aufnahme dieser Provinz. Eine nur wenig kleinere und bereits ganz vollendete Reduction dieser Charte in 6 Blättern erschien bis 1809 eben daselbst, und so haben wir dieses Land zum erstenmahl in einem grösseren Maasse in getreuester Darstellung erhalten, wie sie nur von einer liberalen und vorurtheilsfreyen Regierung gegeben werden konnte. — Zwar paßt diese Charte nicht sonderlich gut zu den schönen Charten von Neuost- und Südpreussen, von Textor und Gyllys — zwar verräth die kleinere Charte einige erhebliche Nachlässigkeiten und Irrungen bey der Reduction; allein Kenner des Landes müssen diesen Charten, besonders der grösseren doch immer das Zeugniß geben, daß sie wenn auch bey einigen geographischen Mängeln, an topographischer Richtigkeit,

vor der Gyllischen Charte von Südpreussen, den entschiedensten Vorzug hat.

Eine andere Charte von ähnlicher (nur viel älterer) Entstehung und nicht geringerem Interesse, erschien anfangs 1809, kurz vor Ausbruch des Krieges — nähmlich die Charte des Landes ob der Enns, welche auf Befehl Kaiser Joseph des II. in den Siebenziger Jahren nach der militärischen Aufnahme, die unter der Leitung des verstorbenen General Neu in diesem Lande statt hatte, bearbeitet und gestochen wurde. — Wenn man bey der Ansicht dieser Charte sich nicht wohl erklären kann, warum sie eine so lange Zeit hindurch ein Geheimniß bleiben sollte, und nur gleichsam als Contreband wenige Exemplare um hohe Preise zu erhalten waren, so muß man jetzt um so mehr bedauern, daß bey ihrer endlichen Herausgabe durch das k. k. Kriegsarchiv, auf die Verbesserung der größtentheils fehlerhaften Ortsnahmen keine Rücksicht genommen wurde.

Was vielleicht die Herausgabe dieser übrigens besonders schönen Charte befördert haben mag, war wahrscheinlich die gleichzeitige Erscheinung einer höchst verunglückten Reduction, die der Hauptmann Greipel von dieser Charte in 9 Sectionen bey Eurich in Linz bekannt machte; wie die erhaltene Kenntniß einer von dem Depot de Guerre in Paris vorhabenden Herausgabe eben dieser Charte in einer vorzüglich schönen äußeren Gestalt.

Wenn man übrigens die Nachstiche der Bairisch- und schwäbischen Generalcharten von Bohnenberger zc. ausnimmt, die bey Mollo in Wien als Gelegenheitscharten vor dem Ausbruch des letzten Krieges erschienen sind — so war dieses Jahr (1809) wenig fruchtbar an neuen Produkten der abbildenden Geographie.

Doch vollendete noch zu Anfang desselben Jahres, das Kunst und Industrie Comtoir seine ziemlich veraltete

Charte der österreichischen Monarchie in 9 Blättern, gezeichnet von dem Oberlieutenant von Streit.

Endlich erhielten wir noch im März d. J. die Umgebungen Wiens in einem zugleich grösseren Umfang als bisher geschehen ist, auf 12 kleinen von dem k. k. Oberlieutenant Max. Freyherrn von Lichtenstern treflich gezeichneten Blättern, die für den ersten Versuch eines angehenden Geographen im 3ten Stück 1809 der geogr. Ephemeriden, zwar strenge, im Ganzen höchst vortheilhaft und aufmunternd für den Verf. beurtheilet wurden — noch mehr aber durch den grossen Gebrauch der später hievon bey beyden Armeen gemacht wurde, den entschiedensten Beyfall erhielten.

Im gleichen Formate und Maasverhältnisse erschien auch im Cosmographischen Büreau die neue Marienkaiserstrasse in Croatien auf 3 durch ihre Neuheit und Güte sehr interessanten Blättern; dann die schon bekannteren Umgebungen von München.

Bildungsanstalten.

Der Verlust der Augen entreißt dem Menschen mehr als den halben Genuß des Lebens; er ist sich selbst und der menschlichen Gesellschaft zur schuldlosen Last. Diese Last von solchen Wesen in etwas zu heben, sie der menschlichen Gesellschaft als brauchbare Mitglieder herzustellen, ist eine der wohlthätigsten Unternehmungen. Man wird darum unseren Endzweck gewiß nicht verkennen, wenn wir der neuerrichteten Privaterziehungsanstalt für Blinde, wozu Sr. kaiserl. Maj. v. Oesterreich ein Haus und einen Garten am Hradschin zu schenken geruhten, mit werthem Lobe erwähnen, und unsern Lesern berichten, daß dieses Privatinstitut durch die Unterstützung edeldenkender Menschenfreunde sich emporhob, und sich des hohen Schutzes Sr. hochw. Durch-

laucht Salm, des Fürst-Erzbischofes zu Prag, rühmlich erfreut. Den Fortgang dieser Stiftung sah man bey der am 16. Octob. abgehaltenen ersten Prüfung. Die guten blinden Kinder zeigten zur Bewunderung, und hier und da zum wirklichen Erstaunen der anwesenden Gäste ihre Fertigkeit in der Tafel- und Kopfrechnung, ihren genossenen Unterricht in den Anfangsgründen der Religionslehre und der gemeinen ökonomischen Naturgeschichte, ihre Kenntniß einiger in unsern Staaten im Umlauf befindlichen Conventions- und Theilungsmünzen und der Lebensgeschichte berühmter Blinden, ihre Geschicklichkeit in den männlichen, wie auch in den weiblichen Handarbeiten, ihren Fleiß in der Musik auf verschiedenen Instrumenten.

Unterrichts-Anstalten.

Für das Nationalmuseum sind neuerdings folgende Beyträge eingekommen: Se. kaiserl. Hoheit, der alles Gute so rastlos befördernde Erzherzog Palatin bereicherten das ungarische Münzkabinet mit einigen alten Gold- und Silbermünzen, die sich in der Szecsényischen Sammlung nicht befanden, und gaben an die Antiken-Kammer ein Paar Götzen von Bronze ab, sammt einer grossen türkischen Schüssel von Kupfer, welche zu Stuhlweissenburg ausgegraben worden ist. — Der k. k. wirkliche Kämmerer Graf Joseph Hunyadi v. Kethely vermehrte den Besoldungsfond für die Beamten des Museums mit einem Kapital von 4000 fl. — Der Frhr. Xav. v. Fellner, Erbherr zu Feldegg machte dem Institut ein patriotisches Geschenk mit 19 grossen silbernen Denkmünzen und einem grossen Goldstück vom feinsten Gepräge. Es zeigen diese Münzen die Erbfolge des erloschenen Churbayerschen Hauses von Otto III. bis Theodor, biographisch

en. Sie führen auf dem Avers das Bildniß der Churfürsten, auf dem Revers eine Inschrift im Lapidarstyl, und haben auf den Zweck des ungarischen Nationalmuseums in so ferne Bezug, in wie ferne die Verwandtschaft des Bayerischen Hauses durch den König Otto mit dem Arpadischen Geschlecht, und auch mit dem jetzt regierenden Kaiserhause Oesterreich, aus der vaterländischen Geschichte bekannt ist. — Der Ungarisch-siebenbürgische Hofagent Paul Kiszely v. Benedekfalva verehrte dem Museum zur Completirung der Kupfersammlung desselben, 150 Porträts ungarischer Könige, Fürsten, Feldherrn, Bischöfe und anderer berühmter Ungarn, nebst mehreren Subsidiar-Bildern. — Herr Albert v. Patzovszky, königl. Hüttenmeimeister zu Soovar, schickte 57 auserlesene grosse Kabinetsstücke von inländischen Fossilien ein, nebst einer Anzeige der Orte, wo sie gefunden wurden. — Der bekannte Beförderer des Museums, Herr Assessor Peter Kubinyi v. Felső-Kubin und Deménfalva, der sowohl durch Geldbeyträge als auch durch Schenkungen von seltenen Handschriften und Büchern, Ungarn betreffend, vorzüglich aber durch eine sehr schöne Sammlung von Eisenerzen, öfters schon sich auszeichnete, hat neuerdings einige sehenswerthe Feder Eisenerze, aus seinem eigenen St. Peterstollen zu Rakos im Gömörer Comitat eingeschickt.

Beförderungen, Belohnungen und Ehrenbezeugungen.

Se. Maj. der Kaiser haben den dritten Bücher Revisor am k. k. Bücher Revisionsamte zu Wien, Joseph Ellmaurer zum k. k. zweyten Revisor und Censurs Concipisten zu ernennen geruhet.

* * *

Sr. Maj. haben sich bewogen gefunden einige junge Wundärzte, die mittellos, fleissig und von guter Aufführung sind, durch Privatunterricht des hiesigen Professors Kern zu guten Operateurs ausbilden zu lassen; und für jeden derselben, die der Direktor der medizinischen Studien, Hofrath Stift, auswählen, und der Kanzeley nahmhaft machen wird, für die Dauer des Unterrichts zum Unterhalt, einen jährlichen Beytrag pr. 300 fl. in den gewöhnlichen vierteljährigen Raten gegen vidimirte Quittung des Professors Kern, gnädigst ex Camerali gegen dem zu bewilligen, daß sie sich anheischig machen, für die auf Unkosten des Staates erhaltene Ausbildung in Hinkunft in den Erbstaaten zu verbleiben, und daselbst ihre Kunst auszuüben.

Ungeachtet dieses Institut noch nur seit zwey Jahren bestehet, so sind schon durch Zöglinge dieser, für die leidende Menschheit wohlthätigen Anstalt, die Lehrkanzeln der praktischen Chirurgie, zu Prag, Salzburg, und Grätz besetzt worden, und einer dieser Zöglinge ist bey Sr. Maj. als wirklicher k. k. Hofwundarzt angestellt worden. Auch sind schon wieder, mit Allerhöchster Erlaubniß, sechs neue Individuen in dieß Institut eingetreten.

* * *

Hr. Martin Varga, bisher Professor der Naturgeschichte und der Oekonomie an der königl. Akademie zu Groswardein, ist als Professor der nämlichen Wissenschaften an die königl. Akademie zu Raab versetzt worden. Seine Stelle zu Groswardein hat Hr. Johann Faliczky erhalten.

* * *

Hr. Udalrich Nagy, Professor der sechsten Classe in dem königlichen Archigymnasium zu Kaschau in

der Abaujvarer Gespannschaft, ist nach zurückgelegten 34ten Schulamtsjahre von Sr. K. k. Maj. mit dem ganzen Gehalt in den Ruhestand versetzt worden. Seine Stelle erhielt Hr. Johann Szép, bisher Professor an dem königl. Gymnasium zu Stein am Anger (Szombathely) als Schriftsteller bekannt durch seine Magyar Aesthica (ungrische Aesthetik) und seine in unsern Blättern recensirte Ars Oratoria.

*
* *

Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich hat Hrn. Michael Korbelyi, Doctor der Philosophie und der Theologie, Professor der Kirchengeschichte an dem geistlichen Seminarium bey der königl. ungrischen Universität zu Pest, Beysitzer des Graner Consistoriums und Senior der theologischen Facultät an der Pester Universität, wegen seiner zwanzigjährigen Lehrerverdienste zum Domherrn des Fünfkirchner Domkapitels zu ernennen geruhet, und ihm zugleich gestattet, seine Vorträge in dem geistlichen Seminarium zu Pest fortzusetzen, und zum Besten des jüngern Clerus in Ungern seine Kirchengeschichte herauszugeben.

*
* *

Die herzogliche Gesellschaft für die gesammte Mineralogie zu Jena hat am 12ten October 1809 Hrn. Karl Georg Rumi, evangelischen Prediger und Schulinspector zu Schmölnitz in der Zips, zu ihrem auswärtigen ordentlichen Beysitzer ernannt, und ihm das betreffende von dem Vicepräsidenten von Trebra, Director Dr. Lenz und Secretair Dr. Pansner unterzeichnete Diplom übersendet.

*
* *

Hr. Johann Georg Schmitz, Senior und evangelischer Prediger zu Bielitz im österreichischen

Schlesien, ist nach dem Tode des schlesisch-mährischen Superintendenten M. Traugott Bartelmus zu Teschen (gestorben am 15. September 1809) zum schlesisch-mährischen Superintendentur-Verweser ernannt worden; bis ein wirklicher Superintendent von den höhern Behörden ernannt werden wird.

Nekrolog.

Den 3. August v. J. starb im 62. Jahre seines Alters, Aloys Langenau, der Gottesgelehrtheit Doctor, und k. k. Hof- und Burgpfarrer. Er war 1747 zu Rheinfelden in dem ehemaligen Breisgau geboren; seine Aeltern waren aus dem Bürgerstand. Den ersten Grund seiner wissenschaftlichen Bildung legte er zu Brundrut, von da er nach Rom in das deutsche Collegium versetzt wurde, und nach daselbst mit ausgezeichnetem Fortgang zurückgelegten theologischen Studien und erhaltener Doctorswürde nach Wien kam. Auf Empfehlung des damahligen Cardinal-Erzbischofes, Grafen v. Migazzi, wurde Langenau in der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie zur Erziehung der adelichen Jugend als Präfect der Juristen verwendet, und als weil. Se. Maj. Kaiser Joseph II. einen katholischen Religionslehrer für die durchlauchtigste Prinzessinn Elisabeth von Würtemberg verlangte, wurde er vom erwähnten Herrn Kardinal-Erzbischof dazu vorgeschlagen und angenommen. Langenau gewann so das Zutrauen dieser vortrefflichen Prinzessinn, nachmahligen ersten Gemahlinn Sr. Maj. des jetzt regierenden Kaiser Franz I., daß sie ihn zu ihrem Beichtvater wählte, und bis an das frühe Ende ihres Lebens behielt. Bald darauf im Jahre 1784 geruhten weil. Kaiser Josephs Maj. ihn zum Beweis der Allerhöchsten Huld zum Hofburg-Pfarrer zu ernennen. Auf diesem Platze zeigte er sich stets des Zutrauens seiner

Monarchen vollkommen würdig, denn auch weil. Se. Maj. Kaiser Leopold II. schätzte ihn, und Se. Maj. Kaiser Franz I. und weil. Allerhöchstdesselben zweyte Gemahlinn Maria Theresia vertrauten ihm die Leitung ihres Gewissens. Langenau's Frömmigkeit war ungeheuchelt, seine Kenntnisse gründlich und umfassend, und seine bescheidene Freymüthigkeit machte seinen Umgang liebenswürdig und anziehend, so wie sein ganzer Character bieder und edel war.

* * *

Am 7. May 1809 starb zu Wien der als Theoretiker und Lehrer, so wie als Mensch sehr geschätzte Componist Joh. Georg Albrechtsberger, Kapellmeister und Organist an der k. k. Hofkapelle, wie auch Mitglied der musikalischen Societäts-Akademie und der königl. schwed. musikalischen Akademie zu Stockholm, im 73. J. seines Alters. Er wurde zu Klosterneuburg bey Wien geboren; Kapellmeister wurde er im J. 1793, nachdem er bereits durch verschiedene andere Anstellungen vorbereitet, seit 1772 als Hoforganist in Wien gelebt hatte.

* * *

Hr. Franz Joseph Alexius von Horányi ward geboren zu Ofen den 15. Februar 1736. Sein Vater, Gabriel von Horányi, war Vicegespann der vereinigten Gespannschaften Pest, Pilis und Solth, seine Mutter war Elisabeth geborne Zsibolai von Ipolykér. Seine reichen Aeltern unterliessen in seiner Kindheit und Jugend nichts, auf seine Erziehung und Bildung zu verwenden. Schon als Knabe versprach er viel für die Zukunft, denn er las gern in den zahlreichen Büchern seines Vaters. Daher erwarb er sich, als er noch die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens lernte, in

einer Schulprüfung den Beyfall des damaligen Waiz-
ner Bischofs Grafen Althan. Zur Belohnung sei-
nes Fleisses ließ man ihn im Jahre 1747 im eilf-
ten Jahre seines Alters nach Prag reisen, um
da seinen Anverwandten, den Bischof zu besuchen,
und die warmen Bäder Böhmens zu gebrauchen. In
Prag gefiel der schöne Knabe in seiner netten ungrischen
Nationaltracht ungemein, und man bat daher seinen
Vater, ihn länger in Prag in der Gesellschaft aufgeweck-
ter und angenehmer Knaben zu lassen. Vorzüglich durch
des Bischofs Bitte bewogen, ließ der Vater den jungen
reizenden, munteren Unger noch länger in Prag. Hier
lernte unser Horányi die Anfangsgründe der lateinischen
Sprache. Nach einem Jahre ließ sein Vater, der vor
Ungeduld brannte, seinen lieben Sohn wieder zu sehen
und zu umarmen, ihn nach Ofen zurückkehren, und
hier lernte unser Horányi im Jahre 1748 die lateinische
Grammatik. Von hier wurde er im Jahre 1749 nach
Preßburg geschickt, damit er das Studieren mit der nä-
hern Kenntniß des Vaterlandes verbinden möchte. In
Preßburg lernte er die lateinische Syntax und war der
Rival mehrerer talentvoller adelicher Jünglinge. Im
folgenden Jahre 1750 übte er sich im Versificiren. Im
J. 1751 lernte er in Ofen die Beredsamkeit, und um
sich in dieser schönen Kunst zu vervollkommnen, blieb er
auch im folgenden Jahre 1752, da er ohnehin noch sehr
jung war, in Raab Rhetor und so erwarb er sich einen
classischen lateinischen Styl. Auf diese Art vollendete
er in den niedern Studien mit dem besten Erfolg. Er
zeichnete sich sowohl durch seine Geistesanlagen, als
durch Fleiß und schnell fortschreitende Liebe zu den Wis-
senschaften aus, diese war es auch, die ihn bewog, al-
len den vielversprechenden Aussichten, zu welchen ihn das
Ansehen seiner Familie berechtigte, zu entsagen und in den
Orden der frommen Schulen zu treten. Dieß geschah am

1sten November 1752, worauf er nach zwey Jahren zu Priviß (Privigya) das Noviziat unter Aufsicht und Leitung seiner Oberen Leonard Lédai, Severin Mozdroviczky und Theodor Kovics ablegte. Im J. 1754 studierte er zu Pest mehrere Zweige der Philosophie mit solchem Fleiß und so gutem Erfolg, daß seine Oberen ihn für würdig fanden, ihn den philosophischen Curs in Rom bey den berühmtesten Professoren absolviren zu lassen. Zuvor machte er aber feyerlich Profeß und erhielt bey seinem Eintritt in den Orden der Väter aus den frommen Schulen den Namen Alexius a St. Joanne Nepomuceno. Nun reiste er 1755 nach Rom, und widmete sich hier vier Jahre lang mit so warmen Eifer und glücklichen Erfolg den Wissenschaften, daß ihm ausser einer viel umfassenden Bildung zugleich die Freundschaft der vornehmsten Maecenaten Roms, eines Albani, Passioney (beyde Cardinäle), und der Gelehrten Eduard Corsini, Faustus Anton Maroni, Ubald Giraldi, Liberatus Fassoni zu Theil ward. In dem Collegium Nazarenum und dann in dem Collegium St. Pantaleon studierte er mit Vorliebe die Naturlehre, überdieß aber auch Philosophie, Mathematik, Geschichte, Antiquitäten, griechische und römische Literatur, Theologie, die letzte in den Jahren 1757 und 1758. Seine gelehrte Vertheidigung verschiedener Thesen aus der Naturlehre vor einem zahlreichen Auditorium, das aus den gelehrtesten Männern bestand, im J. 1756 und eine von ihm in Druck herausgegebene lateinische Uebersetzung von Beccaria's italienischem Werke über Franklins Theorie der Elektricität machte den jungen Gelehrten noch bekannter, und veranlaßte, daß ihm von dem Vorsteher der frommen Schulen zu Neapel, Nicolaus Severini, die Professur der Naturlehre zu Neapel angeboten ward. Allein die Liebe zum Vaterlande zog ihn in dieses zurück und er schlug das Anerbieten aus.

Ehe er Rom verließ, ließ er sich zum Priester weihen. Vor seiner Rückreise nach Ungarn unternahm er noch eine Reise nach Neapel und Palermo, wohin er sich zu Schiffe begab, und dann auf dem festem Lande nach Florenz, Pisa, Mayland, Genua, Turin und andern berühmten Städten Italiens. In Turin traf er einige Engländer, mit welchen er in Rom Bekanntschaft gemacht und in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte. Diese beredeten ihn, auf ihre Kosten weiter zu reisen, ehe er ins Vaterland zurückkehrte. Mit ihnen reiste er durch die Schweiz, den Elsaß, die österreichischen Niederlande nach England, und von hier im J. 1758 nach Holland, die rheinischen und fränkischen Kreise, und kam über Böhmen glücklich im Vaterlande an, wo ihn seine Aeltern und Freunde mit herzlicher Freude empfingen. Horányi wünschte und hoffte irgend eine höhere Lehrstelle der philosophischen Wissenschaften in Ungarn zu erhalten: allein sein Orden wollte ihn nicht entlassen, und ihn vorerst für die niedern Schulen benützen, bis er berühmter würde. So lehrte er anfänglich 1759 und 1760 zu Waitzen die lateinischen Principia, 1761 zu Neutra die lateinische Grammatik in den niedern lateinischen Schulen. In diesem Jahre 1761 gab er zu Tyrnau im Druck heraus einen ungrischen Katechismus und eine Anleitung zum lateinischen Styl und zur lateinischen Ortographie, worin er von der in Ungarn eingeführten schlechten lateinischen Grammatik des Alvarez abwich und dem Cellarius folgte. Von Neutra wurde er 1762 nach Kecskemét geschickt, wo er die lateinische Poesie docirte und zu Ofen das meisterhaft geschriebene Werk Oratio pro arte poëtica herausgab, das seinen klassischen Geschmack beweist. Diese Rede gefiel dem damaligen Provincial der frommen Schulen so sehr, daß er ihn 1763 zum Secretair des Ordens erwählte. Allein dieses Amt entsprach nicht

den Wünschen Horányi's. Er kehrte daher zum Schulstande zurück und docirte 1764 zu Szegedin, 1765 zu Kecskemét, 1766 zu Ungarisch-Altenburg (Magyar Óvár) die Poesie und Beredsamkeit, und zwar überall mit dem ersprießlichsten Erfolg für die Jugend, für die Wissenschaften und für seinen eigenen Ruhm. Dieß war noch mehr der Fall, als ihm bey dem neuerrichteten Theresianum zu Waitzen 1761 die Professur der Philosophie, die er sich im Stillen längst gewünscht hatte, übertragen ward. Jetzt hatte er endlich einen, seinen Kenntnissen und Talenten angemessenen Wirkungskreis. Er trug seinen Schülern mit dem besten Erfolg Philosophie vor, erwarb sich vorzüglich um das Studium der Psychologie in seinem Vaterlande Verdienste, und gab zum Besten seiner Schüler die Werke von Fassoni, Beccaria und Dalham heraus. Schon als Professor der Philosophie erwarb er sich im Inn- und Auslande Ruhm, als er auf einmal die Geschichte und Literatur seines Vaterlandes zum Hauptzweck seiner schriftstellerischen Arbeitern wählte. Um Ungarns Literatoren und Literatur dem gelehrten Europa bekannter zu machen und die schiefen Urtheile über Ungarns Literatur im Auslande zu zerstreuen, gab er schon 1770 zu Venedig (er war nähmlich im J. 1769 mit Bewilligung seiner Obern zum zweytenmal nach Italien gereist, woher er 1771 zurückkehrte) einen Abriß seines größern Werkes, in welchem er Biographien und die Schriften der ungrischen Gelehrten verzeichnen wollte, heraus, und in den Jahren 1771 bis 1774, als er zu Neutra, Dotis (Tata) und Ofen in gelehrter Einsamkeit seine Zeit zubrachte, arbeitete er dieses Werk mit unbeschreiblicher Mühe und Sorgfalt aus. Es erschien unter dem Titel: Memoria Hungarorum scriptis editis notorum. Es verschaffte dem Verfasser im Inn- und Auslande unsterblichen Ruhm. Nach der Berech-

zung des Professors Martin von Schwartner in Pest hat Horányi durch dieses Werk 1155 ungrische Gelehrte der Vergessenheit entrissen. Es ist für die ungrische Literaturgeschichte noch jetzt ein classisches und sehr brauchbares Werk. Die Berliner, Leipziger und Jenaer gelehrten Blätter fällten über dieses Werk ein günstiges Urtheil, und die hessen-homburgischen, schwedischen und bayrischen gelehrten Societäten nahmen unsern Horányi deswegen unter ihre Mitglieder auf. Neben diesem Werke gab Horányi in jenem Zeitraum noch andere, die ungrische Literatur bereichernde Werke heraus. Schon im J. 1773 übersetzte er, um den Namen eines ungrischen Schriftstellers zu verdienen, glücklich ins ungrische und gab heraus das Mausoleum potentium et gloriosorum Hungariae Regum; 1774 gab er, um der ungrischen Jugend die lateinische Beredsamkeit zu empfehlen, die Reden des Alexander Politus im Druck heraus. Zu diesem letztern Zwecke gab er später die Leichenrede auf Siegmund Droß 1781, dann 1784 die Reden des Anton Bajtay, und 1794 die Reden des Stephan Pallya und Franz Gradiczky heraus. Da er in seiner Memoria Hungarorum sich mit so vielem Glück in die Geschichte seines Vaterlandes hineingearbeitet hatte: so ist kein Wunder, daß er die Philosophie verließ und sich nun ganz der Geschichte widmete, wohin ihn auch sein Patriotismus hinzog. Seiner Neigung entsprachen auch seine Vorgesetzten, denn als er im J. 1777 zu Pest das Amt eines Katecheten verwaltet hatte, wurde er im folgenden Jahre 1779 zu Pest zum Professor der ungrischen Geschichte ernannt. Deswegen erwarb er sich an der ungrischen Universität zu Ofen die philosophische Doctorwürde, und gab nicht nur, während er diese Professur bekleidete, sondern auch nachher bis an das Ende seines Lebens nützliche historische Werke heraus. Schon 1778 und 1780, gab er des Johann Bethlen Historia

Rerum Transylvanicarum ab a. 1662 ad a. 1673. in zwey Theilen heraus; 1782 setzte er in zwey Theilen dieses Werk fort; 1781 gab er die Chronik des Simon Keza heraus; 1788 machte er seine Landsleute mit dem Commentar des Franz Forgács bekannt. Ausserdem übersetzte er 1779 Holle's Mythologie aus dem deutschen ins Ungrische, verfaßte für des Windisch ungrisches Magazin eine Beschreibung des Temesvárer Banats, und ließ 1784 in die Helmstädter gelehrte Zeitung eine gründliche Antwort auf die Einwürfe einiger seiner Landsleute einrücken. Horányi, der schon viel gearbeitet hatte, schien, als er älter geworden war, sich aufs Neue zur literärischen Thätigkeit zu verjüngen. Der ungrische Reichstag im J. 1790 richtete den Enthusiasmus der Reichsstände auf die ungrische Reichskrone. Horányi verfaßte daher in lateinischer Sprache ein Werk über die ungrische Krone und gab es bey dieser Gelegenheit heraus. Ungeachtet dieses Werk nicht viel mehr als Buchhändlerspekulation oder eine leichte Meßwaare war, so wurde es doch wegen der Zeitumstände sehr geschätzt. Horányi erhielt dafür von verschiedenen Reichsständen unzählige Geschenke in Dukaten, und wurde an die größten Tafeln gezogen, an welchen viele Becher auf seine Gesundheit geleert wurden. Diese Auszeichnungen erfüllten auch unsern Horányi mit einem das Maaß überschreitenden Enthusiasmus, und bewogen ihn zur Herausgabe seiner Vision und seines Eleutherius. Nach und nach wurde sein Geist ruhiger und er kehrte in seine Einsamkeit zu Pest zurück, wo er im J. 1792 sein voriges nützliches Werk unter dem Titel: Nova Memoria Hungarorum fortsetzte, aber wegen des zu geringen Absatzes nicht mehr als einen Band (A — C) im Druck herausgab. In diesem Jahre gab er auch Hörels Verse, und etwas später (1794) die schon oben angeführten Reden von Stephan Pállya und Franz Gradiczky heraus.

Wis-

Bisher lebte unser Horányi als Schriftsteller den Wissenschaften und der Geschichte seines Vaterlandes, jetzt widmete er sich in seinem hohen Alter als Schriftsteller einzig und allein seinem Orden. Um die Verdienste seines Ordens um die Wissenschaften dem gelehrten Publikum bekannt zu machen, verfaßte er sein letztes Werk „Scriptores Piarum Scholarum", das dieser Plutarch Ungerns in zwey Bänden glücklich vollendete. In diesem Werke ist jugendliches Feuer, Fleiß und Geschmack nicht zu verkennen. Horányi starb gerade als der letzte Bogen dieses Werks, dessen Vorredner Ludwig von Schedius, Professor der Aesthetik an der Pester Universität ist, gedruckt wurde, nach einer kurzen Krankheit, die ein Nervenfieber verursachte, am 11. September 1809. Seine Leiche wurde in einer Gruft der Stadtkirche beygesetzt.

Horányi verdiente als Patriot, als Gelehrter und Ordenspriester die Achtung aller, die ihn kannten. Er war ferner ein unterhaltender Gesellschafter und vergab gern Beleidigungen. Seine Statur war klein und schmächtig. Er hatte breite Schultern, einen großen Kopf, eine lange Nase. In seiner Jugend war er sehr stark. Sein Andenken wird unter seinen Landsleuten nicht auslöschen. Sanft ruhe seine Asche!

Von seinen 25 gedruckten Schriften führen wir zum Schluß folgende mit vollständigen Titeln an: Ex Physica selectas propositiones publicae disputandas exhibet, facta omnibus argumentandi potestate. Accedit Tractatio de artificiali Electricismo ex Benjamini Franklini Theoria quam expolivit, confirmavit auxitque Joan. B. Beccaria e Scholis Piis. Romae per Octavium Puccinelli 1756. in 4. p. 64 et 14.

Propositiones Logicae et Metaphysicae cum Dissertatione de Leibnitiano rationis sufficientis principio Budae, typis Leop. Franc. Landerer. 1767 in 4. p. 84.

Floriani Dalham e S. P. de ratione recte cogitandi, loquendi et intelligendi libri III, praecipua Logicae, Criticae, Hermeneuticaeque capita illustrantes. Hos emendatiores et auctiores reddidit Alexius Horányi e S. P. Tomi II. Venetiis typis Hieronymi Dorigoni. 1770 8. I. p. 398. II. p. 292.

Memoria Hungarorum et Provincialium scriptis editis notorum, Partes tres, cum effigie Auctoris, Viennae et Posonii 1775 — 77 in 8. I. p. 741. II. p. 719. III. p. 699.

Nova Memoria Hungarorum etc. Pars I. (A — C inclusive) Pesthini 1792. in 8. p. 788.

Oratio in Exequiis Sigismundi Orosz. Scholarum Piarum in Hungariae et Transylvaniae Praepositi Provincialis habita. Vaciae 1782. 8. I. in 4. Fol. 11.

De Sacra Corona Hungariae, ac de Regibus eadem redimitis Commentarius. Pestini 1790 in 8. p. 378.

Schriften über das ehmalige Temescher Banat. In Windisch's ungrischem Magazin II. Band S. 399 — 411.

Magyar Országnak hatalmas és ditsőséges Királyainak és elsö vitézkedö Kapitányainak émlékeztető, koporsó épülete etc. — — — — Deákból Magyarrá fordittatott. H. F. által. Ofen s. a. in 4. p. 278. (Eine Uebersetzung des Mausoleum potentissimorum etc. Regum.)

Joannis Bethlen Historia Rerum Transilvanicarum ab anno 1661 ad a. 1673 etc. Hanc plurimis mendis sublatis recognovit, et praefatione de progenie, vita et ingenii monumentis ejusdem scriptoris auxit Alexius Horányi. Partes duae. Viennae 1782 — 1783 in 8. I. p. 475. II. 523.

(Aus Kultsár's Hazai és külföldi Tudósitások 1809 Zweyte Jahreshälfte Nro. 24 bis 27 frey übersetzt, und mit Zusätzen versehen.)

* *

Den 7. Nov. 1809 starb zu Kesmark Doktor Michael Pfeiffer, der ehrwürdige Nestor der ungrischen Aerzte, durch seine vieljährigen Versuche mit dem Anbau der Waidpflanze, so wie durch seine glückliche Praxis mit Recht geschätzt und berühmt.

Ein seltenes Ereigniß in der Literatur ist es, daß ein von Natur asthmatischer Mann, bey aller seiner Kränklichkeit und seinem beschwerdereichen thatenvollen Leben ein so hohes Alter erreichte. Welches Land hat, zumal in einem jeder Abwechselung der Witterung ausgesetzten Clima einen Arzt aufzuweisen, welcher den Doctorhut 64 lange Jahre getragen hätte?

Doctor Pfeiffer ward geboren zu Kesmark 19. Oct. 1721. Sein Vater gleiches Namens, Apotheker in derselben Stadt, starb in der Blüthe seines Alters durch einen unglücklichen Zufall, indem ein von dem hölzernen Thurme, unter welchem seine Apotheke stand, herabgefallener Balken ihn erschlug.

Zuerst studierte D. Pfeiffer in den kleinen Schulen seines Geburtsorts unter Nikasi, Fontani und Sagrowszky. Die humanistischen Wissenschaften hörte er unter den damahligen Lehrern Legler, Adam Mös, und dem berühmten Naturforscher und Rector Georg Buchholtz, dem ersten Entdecker der vielen Carpathischen Merkwürdigkeiten.

Im Jahr 1736 begab sich Pfeiffer nach Debreczin, sowohl die ungrische Sprache zu erlernen, als in der Poetik und Logik den öffentlichen Vorlesungen des Collegii beyzuwohnen.

Er hatte ein Jahr in Debrezin zugebracht, als er nach Kesmark zurück kam, und unter dem Rector Sartori die theologischen, philosophischen und humanistischen Studia fortsetzte. Unter Anleitung seines Vaters, welcher ihm in der Pharmaceu-

tik Unterricht gab, faßte er eine Liebe zur Medicin, die ihn auch nach dem Tode seines Vaters nicht verließ.

Seine Absicht zu erreichen, reiste er im Jul. 1742 nach Ofen, wurde von dem Prorektor, Doctor Heimburg, unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen, hörte unter D. Schubert Logik, Metaphysik und praktische Philosophie, unter Wagner Universalgeschichte, D. Stock reine Mathematik, unter D. Kaltschmid Materia Medica; unter Hofrath Hamberger Physik, Anotomie, Chemie, Physiologie, Pathologie, Semiotik, die methodes medendi, die materia medica, und die angewandte Mathematik, unter Hofrath Teichmayer medicina legalis, das Formular, Botanik und Osteologie und wohnte vier anatomischen Sectionen bey; unter Hofrath Hilscher Semiotik.

Im October 1743 ging er nach Halle über, wurde von D. Schmeizel, der Zahl der akademischen Bürger beygesellt, hielt sich ein Jahr daselbst auf, wohnte den osteologischen Demonstrationen und anatomischen Sectionen des D. Böhmer bey, übte sich unter D. Junker in der praktischen Klinik, hörte D. Baß Vorlesungen über Chirurgie und Hebammenkunst, und unter D. Schulz praktische pathologische und semiotische Anleitungen.

Von Halle kam er nach Jena zurück, und disputirte unter dem Vorsitze des Jenaischen Professors der Physik, der Anatomie, der Chirurgie und Botanik, D. Hambergers, um den Doktorgrad zu erlangen, über die Kennzeichen des nahen Todes bey hitzigen Fiebern. Mit Ruhm und Ehre bestand er die Prüfung, und ward am 24. April 1745 zum Doctor der Medicin ernannt. Seine Inaugural Dissertation wurde unter dem Titel: Dissertatio medico inauguralis de similitudine signorum judicationis et mortis in febribus acutis proxime instantis u. s. w. Jena bey Cröcker 27 S. in 4. gedruckt und theils mit einigen Glückwünschungen seiner akademischen

Freunde, theils mit einem Program des damaligen Dekan, Dr. Wedel, de arcano Tartari ad mentem Boerhavii pro pauperibus parando, begleitet.

Bey der damahligen Seltenheit der Aerzte in Ungern ward er nach seiner Rückkunft mit vielen Erwartungen empfangen. Er übertraf sie, und ward bald darauf zum Physikus seiner Vaterstadt ernannt. Sein Ruhm verbreitete sich. Eine Bedächtigkeit, ein freundliches Wesen, eine Gutmüthigkeit, ein eiserner Fleiß im Aufsuchen aller Hülfsmittel gegen seltnere Krankheiten, eine unerschütterliche Geduld erwarben ihm das Zutrauen nicht nur seines Bezirks, sondern der ganzen Gegend. Wie sorgfältig er nach jedem Umstand, der über die Krankheit ihm irgend einen Aufschluß geben konnte, sich erkundigte, wie genau er allen Pflegern seiner Patienten ihr ganzes Verhalten einschärfte, mit welcher Theilnahme er, selbst in seinem höhern Alter, um alle Symptomen, die sich bey seinen Kranken äußerten, sich bekümmerte. Er hatte keinen Schlaf, bis er das rechte Mittel aufgefunden hatte.

Eine solche ängstliche Theilnahme an dem Schicksale seiner Kranken, mit dieser Humanität, die schon aus seinen blauen Augen, aus seinem geschäftigen Wesen, aus seiner Trost zuwinkenden Sprache hervorleuchtete, machte ihn zum Orakel der ganzen Gegend. Wie Aeskulap einst das Zutrauen seiner Zeitgenossen gehabt haben mag, so wahlfahrtete man zu D. Pfeiffer nach Kesmark. Selbst die benachbarten Klöster in dem damals pohlnischen Antheil Zipsens bedienten sich der Hülfe eines protestantischen Arztes.

Immer war Chemie sein Lieblingsstudium gewesen. Eine zahlreiche Bibliothek, die er mit vielen Kosten erweiterte, setzte ihn in den Stand, seine Kenntniße immer mehr zu vervollkommnen. Noch in seinem höheren Alter schritt er mit der Literatur emsig fort. Nichts

war ihm gleichgültig. Er interessirte sich besonders für alles, was sein Fach betraf.

Lange brütete er über die Möglichkeit, in einem kalten Clima ein Surrogat des kostbaren Indigo aufzufinden. Nach vieljährigen Studien war er so glücklich, seine Wünsche zu realisiren. Er baute nun auf einem ihm zugehörigen weitläuftigen Acker die Waidpflanze an. Die ersten Versuche gelangen, und das Produkt ward von den Schönfärbern der Stadt für bewährt anerkannt.

Um diesem Geschäfte sich ganz widmen zu können, entsagte er im Jahre 1776 zu Gunsten des eben von der Wiener Universität zurückgekommenen Doktors Johann Jakob von Engel, dem Stadtphysikat und Schulinspectorate, ohne irgend einem, der ihn um seinen Beystand ansprach, seine Hülfe zu verweigern. Er fand dazu in seiner unermüdeten Thätigkeit Muße genug.

Das Ziel seiner Wünsche war nun, seine im Kleinen angefangenen Versuche im Grossen fortsetzen zu können. Unter der Regierung des Kaisers Josephs II. sandte er Proben seines gesammelten Waidvorrathes nach Wien. Sie bestanden die Prüfung. Der thätige Mann ward aufgefordert, irgend ein Kameralgut sich zu wählen, und seine Versuche dort fortzusetzen. Er sollte auf mehrere Jahre den Genuß des Gutes erhalten, und es nach einer verflossenen Reihe derselben wieder zurückstellen. Der Vorschlag war reizend für ihn. Die großen Unkosten bey dem Anbaue des Gutes schreckten ihn ab. Die so natürliche Liebe zu seinem Geburtsorte, seinen Verwandten, fesselte ihn ferner an das subkarpathische Kesmark. Kriegerische Ereigniße, der bald darauf erfolgte Tod der Kaiser Joseph und Leopold, die dann eingetretenen Ereignisse vereitelten seinen Wunsch, das Geheimniß seiner Methode für eine angemessene Belohnung der Regierung bekannt zu machen.

In der süssen Hoffnung besserer Zeiten schwanden die Jahre ihm dahin. Immer unverheyrathet, sah er seine nächsten Verwandten, seine Schwestern, seinen geliebten Schwager, seinen hoffnungsvollen Neffen dahin sterben, sorgte mit eigener Aufopferung für das Wohl der hinterlassenen Unmündigen, und wandte seine ganze Zeit auf fernere Versuche mit der Waidpflanze.

Durch eine lange Reihe von Jahren war seine Gesundheit unerschüttert geblieben. Dem angebornen Asthma kam er durch zweckmässige Diät zuvor. Eine Brustwassersucht zeigte sich. Der ehrwürdige Greis sah der Zerrüttung und Auflösung seiner Maschine mit Muth entgegen. Noch eine Woche vor seinem Tode liess er seine Arbeiten mit der Waidpflanze fortsetzen, kroch, an seinem Stabe sich haltend, gebückt mit jugendlicher Thätigkeit überall herum, nahm jeden freundschaftlichen Besuch mit der äussersten Güte auf, entdeckte zuletzt sein Geheimniss einem seiner nächsten, in der Chemie wohl erfahrnen Verwandten, sagte den Tag und die Stunde seines Todes voraus, und schlummerte zu der vorausbestimmten Zeit sanft in eine bessere Welt hinüber.

* * *

Am 28. Dezember v. J. starb zu Grätz Hr. Mathias Jakob Winkhler, der Gottesgelehrtheit Doctor, Domkustos des Seggauischen Domkapitels, Pfarrer der Kathedralkirche St. Aegiden, und Director der theologischen Fakultät, im 64. Jahre seines thätigen Lebens. Das Verzeichniß seiner Schriften wird man in dem nächstens erscheinenden Werke des Herrn Pfarrers von Winklern vollständig finden.

* * *

Am 15. November 1809 starb zu Pest am sogenannten Faulfieber Alexius Agoston, Doctor der Me-

dicin und Chirurgie, Oculist des Königreichs Ungarn, Professor der Augenheilkunde und der Hebammenkunst an der Pesther Universität, ein noch junger Mann und erst seit wenigen Jahren an der Universität angestellt.

* * *

Auch verdient in diesen Blättern folgender frühere Todesfall aufbewahrt zu werden. Am 3. März 1806 starb in Siebenbürgen Abraham Barcsay, k. k. Oberster, ein vortrefflicher ungrischer Dichter, aus fürstlich-siebenbürgischen Geblüte entsprossen. Er hinterließ im Manuscript ausser ungrischen Gedichten auch einige artige französische.

* * *

Am 18. November 1809 starb zu Pest an den Petechien Gabriel Nagy, Doctor der Theologie und Professor der Homiletik und Pastoraltheologie an der königl. ungrischen Universität zu Pest. Er war geboren in der Szalader Gespannschaft, studierte zu Rom, versah dann einen Pfarrerdienst und war einige Zeit Lehrer an dem geistlichen Seminarium zu Stein am Anger (Szombathely). In Pest docirte er am geistlichen Seminarium seit dessen Errichtung. Im Druck erschien von ihm: Halotti beszéd, mellyet Karafi Gróf Herzán Ferentznek, a' Római Anya Szent Egyház etc. Kardinálisának, a' Szombathelyi Megye Püspökjének etc. hamvai felett előnyelven mondott, a' midőn a' Boldogulttnak árva megyéje Boldog Aszszony havának 8-dik napján 1804 eszt. ugyan azon el nyugodott Pásztorának az halotti vég tiszteletet gyászos készületek között megtette. Szombathely (Stein am Anger), gedruckt bey J. A. Sziesz. in Fol. S. 9.

Theaternachrichten aus Wien vom Februar 1810.

Gleich unbedeutend, in Anzahl und im Werthe, sind die Neuigkeiten, die wir im verflossenen Monate Februar von den drey vereinigten Theatern der Stadt und der Wien erhielten. Vielleicht, daß Rücksichten auf den dießmahl ungewöhnlich langen Fasching die Auswahl bestimmten, vielleicht auch, daß die immermehr zunehmende Seltenheit des neuen Guten die nachstehenden Aufführungen befahl, — wir begnügen uns, das Geschehene zu verzeichnen, und hoffen, daß Ehrgefühl und Vortheil die Direction kräftiger als unsre Worte leiten werden.

Denn gegen den Vortheil der Kassa, und doch nicht für die Ehre der größten deutschen Bühne, scheinen uns die sämmtlichen Darstellungen vom vorigen Monate in den Hoftheatern, unter denen sich keine einzige befindet, die den Abend ausfüllt. Nachdem erst unlängst „die Zerstreuten" und „der häusliche Zwist" erschienen, ließ man jetzt den Rest des Kozebue'schen Almanachs auf 1810 folgen, und gab „die Erbschaft," „den kleinen Declamator," und des Esels = Schatten." So brav die Ausführung war, so sehr eignen sich doch, wenigstens die beyden letzteren Stücke, allein für Privatbühnen, für die der Verfasser sein Taschenbuch eigentlich bestimmte. Um so mehr hofften wir eine Entschädigung in den „zanksüchtigen Brüdern," Lustspiel in drey Aufzügen, nach Collin D'Harville, dessen Lob französische Blätter uns früher überbrachten. Wir fanden aber ein gewöhnliches französisches Stück, dessen wohlklingender Versbau in der Uebersetzung verloren gegangen, und von dem nur das Skelet, ohne Reiz und Leben, übrig geblieben ist.

Die Oper gab ein Singspiel in einem Aufzuge „der betrogene Betrüger" aus dem Französischen. Dieser magere Stoff, in eine steife unverständliche Sprache ge-

kleidet, hat, (wir wissen nicht, wie?) das Glück oder Unglück gehabt, von zwey Compositeurs geschrieben zu werden, ehe die dritte Auflage von Hrn. Kapellmeister Gyrowetz zur Aufführung kam. Wohl begreiflich ist es, daß die zwey erstern Tonkünstler, Hr. Clement und Bierey, nichts Besonderes lieferten; das größte Genie wäre an dem prosaischen Inhalte der gereimten Stellen gescheitert; aber unerklärbar ist es uns, wie ein Dritter, nicht durch die früheren Beyspiele geschreckt, sein Talent vergebens und vergeblich wagte. Die Aufführung war der Besetzung und die Besetzung der Sache angemessen. Alles fand sich auf das Genaueste berücksichtigt, das Ensemble zu erhalten, und an dem unbedeuten ja nichts bedeutend werden zu lassen.

Das Ballet gab „der Quacksalber und die Zwerge, eine Posse," auf die zwiefach starke Geduld des Publikums im Fasching berechnet. Wäre endlich in der Posse nur possierliches gewesen! aber die fürchterlichste Langeweile strafte die zum Lachen erschienene Versammlung. Eine Solo von Hr. Rainoldi, in welchem er einige beliebte Tänze parodirte, kann allein komisch heißen, der Rest gehört für die Leopoldstadt, und beurkundet den Verfall der Ballets, die sich jetzt ohne Balletmeister und beynahe ohne Tänzer befinden.

Am Theater an der Wien erschien „die Familie Pumpernickel" als Fortsetzung des „Rochus Pumpernickel" v. M. Stegmayer. Es ist kein grösserer Tadel möglich, als der, daß dieser zweyte Theil bey weitem schlechter, als der erste ist. Dennoch locken die aus andern Opern entlehnten Musikstücke, das Spiel des Hr. Hasenhut, und vorzüglich die bewunderswürdigen schönen Decorationen eine Menge Zuschauer, welche wie schon gemeldet, das Hoftheater eben nicht abspenstig macht. Wir selbst gestehen in geheim, daß uns die Wachsfiguren-Szene, mehr als der betrogene

Betrüger, und der Contratanz der Pferde, mehr als des Esels Schatten unterhalten hat. Gleich uns denken unsre Landsleute, die in dieser Zeit das Theater durchaus besuchen müssen!

Ueber die bildenden Künste in Mähren.

Die Geschichte der bildenden Künste in Mähren, kann man in vier Epochen eintheilen: die erste: — vom Ende des neunten Jahrhunderts, in welchem die Mährer die christliche Religion annahmen, und mit dieser Kirchen zu bauen anfingen — Kruzifixe schnitzten — und Bilder mahlten. Diese Epoche dauert bis Ende des XIII. Jahrhunderts.

Die ehmalige kleine Pfarrkirche bey St. Cyril zu Wellehrad — soll, wie man in der Tradition behauptet — die erste Kirche in Mähren gewesen seyn, welche der heilige Methodius, Apostel, und Bischof zu Wellehrad selbst angelegt hat. Ein Bild in Holz geschnitten, aus den ersten Zeiten — worauf die Symbole der christlichen Religion vorgestellt sind, kann man auf der Olmützer Lycäumsbibliothek sehen. — Der patriotische Herr Kanonikus zu Kremsier, Richter von Rzikowsky hat der Bibliothek damit ein Geschenk gemacht. Die Kirche zu Zaroschitz wird auch unter die ältesten in Mähren gerechnet — und vielleicht gehört das Marienbild, ein Oelgemählde, welches dort verehrt wird, auch in die erste Epoche.

Die zweyte Epoche: Vom Anfang des XIV. bis Ende des XVI. wo mit deutschen Fürsten, deutschen Aposteln, Bischöfen und Priestern — der deutsch-gothische Geschmack sich einwurzelte — und nach diesem alle Kirchen, Schlösser und Festen gebaut worden sind.

Die schönsten Gebäude dieser Art, sind die zwey Pfarrkirchen. a) in Brünn bey St. Jakob, und b) zu Olmütz bey St. Mauritz.

Von den alten Festen sind nur noch Ruinen zu sehen. Die Merkwürdigsten sind: Pernstein — Rostein — Eichhorn — Buchlau — Cimburg — Helfenstein — Eulenberg — Rabstein und Hochwald. In diesen alten Gebäuden findet man noch alte Gemählde und Waffen — die eben in diese Zeiten gehören mögen.

Die dritte Epoche von Anfang bis Ende des XVI. Jahrhunderts. In dieser Epoche wurde der Geschmack an bildenden Künsten allgemeiner, — und der Geschmack an römischer Bauart und Mahlerey herrschend. Aus diesem Jahrhunderte sind sehr viele, und große Meisterstücke noch zu sehen. Z. B. führe ich nur an das Preßbiterium der Olmützer Domkirche — ein Bogen — der vielleicht der einzige in seiner Art ist.

Die vierte: Vom Anfange des XVIII. Jahrhunderts, oder vielmehr von der Stiftung der Wiener Akademie der bildenden Künste — unter der Regierung Kaisers Karl VI. bis auf unsere Zeiten.

Diese Epoche — wie es aus nachstehenden biographischen Skizzen zu sehen ist, ist reichhaltig an meisterhaften Produkten der freyen und bildenden Künste. Bisher mußte sich Mähren nur mit fremden Künstlern begnügen; von nun an aber erhielt es Mahler, Bildhauer und andere Künstler aus eigenem Schooße.

Die Wiener Akademie zog viele an sich. — Durch Fleiß und Verwendung entwickelte sich manches Genie, die Wiener Akademie lohnte es mit Prämien. — Von dortaus, und auch unmittelbar aus Mähren, gingen Viele, theils auf eigene, und theils auf Kosten einiger Mährischer Beschützer der Künste und Wissenschaften —

nach Rom, — um ihre Kenntnisse zu erweitern, und den Geschmack auszubilden.

Mähren verdankt in dieser Absicht dem Wellehrader Abte Mali, der Fürstin Kaunitz-Rittberg — gebornen Oeting Spielberg, den Grafen von Harrach und Andern — mehr geschickte Mahler, Bildhauer und Kupferstecher.

Biographische Skizzen einiger berühmten, theils einheimischen und theils fremden Künstler, von welchen Mähren Kunststücke aufzuweisen hat.

Fontana kam ungefähr zu Ende des 17. Jahrhunderts nach Mähren, er wurde von dem Cisterzienser Abt Mali nach Wellehrad berufen, um das Klostergebäude zu erneuern, und die große Stiftskirche zu mahlen. — Er brachte mit sich einen geschickten Marmorirer, und dieser soll der Erste gewesen seyn, welcher die in Mähren noch unkannte Kunst zu stukadoren und marmoriren eingeführt hat. Dieser vortreffliche Künstler überhäufte fast die ganze Kirche mit Verzierungen nach dem damaligen italienischen Geschmacke.

Der mittlere, hohe, und die zwey Seitenaltäre sind Meisterstücke sowohl in Ansehung der Architektur, als der schönen Stukator-Statuen. Die obere Glorie ist besonders geistig und angenehm gestellt. — Die Kirche der ehmaligen regulirten Chorherrn bey Allerheiligen in Olmütz ist auch von seiner meisterhaften Hand, mit eben so künstlichen als prächtigen Stukatorarbeiten verziert worden. Er hinterließ noch an mehreren Gebäuden in Mähren Denkmähler seiner Kunst, und ging sodann nach Pohlen.

Paul Pagani kam fast zu eben dieser Zeit nach Mähren. Wellehrad hat viele seiner Arbeiten aufzuwei-

ken — unter andern verdient das hohe Altar-Blatt: Mariens Himmelfahrt angemerkt zu werden; welches zwar etwas trocken gemahlt, doch aber immer sehr viel Geist des Erfinders verräth. Nebst diesem Gemählde sind auch einige Fresko-Arbeiten von ihm zu sehen, die er in der Geschwindigkeit hingeworfen hat, als er zu Kremsier im fürstlichen Schlosse den grossen Saal*) — der 1715 abgebrannt ist — mahlte.

Michael Willmann, — der es in geistreichen Vorstellungen unendlich weit gebracht hat, lebte meistens in Schlesien, in dem Cisterzienser Kloster Leubus. In der Abtey Wellehrad, war von seiner Hand und Erfindung ein grosses Bruststück, welches den Schöpfer vorstellte, und vortrefflich gezeichnet war. Seine Manier war saftig, etwas schmutziges Colorit und stark gestreichelt. Er radirte und äzte auch selbst, in welcher Kunst er viele Radierer übertraf.

Seine Kupferstiche werden noch in allen Collectionen sehr geschäzt. Der sogenannte Stammbaum, ein auf einem halben Bogen radirtes Blatt wird für das seltsamste seiner Radiernadel gehalten. Er starb im Kloster Leubus.

Johann Eckstein. Ein Mährer, ist auf Kosten des Klosters Wellehrad nach Rom gereist, wo er sich nach Caracci bildete; doch ahmte er ihm nicht ganz nach, sondern folgte meistens seinem eigenen Genie, arbeitete in geschwungener aber etwas unrichtiger Zeichnung, mit weicher schmutziger Haltung. Inzwischen hat er doch mit einigen grossen Fresko-Arbeiten sein Glück in Mähren gemacht. — Er verbesserte dadurch merklich seinen

---

*) Männer von Geschmack — welche diesen Saal gesehen haben, versichern, daß er ungemein schön gewesen sey — daß darin eben so viel Kunst als Pracht und richtiger Geschmack geherrscht habe.

Pinsel, wurde in der Folge nach Schlesien berufen; und mahlte zu Burgberg nächst Jägerndorf die Kirche, dann zu Troppau die grosse Jesuitenkirche. Von hier wurde er nach Lemberg berufen, um die dortige Jesuitenkirche zu mahlen, wo er auch während der Arbeit gestorben ist.

Joseph Fritsch. Ein Bildhauer, hat in Wien unter der Direktion des Raphael Donner, eines berühmten Bildhauers, die Akademie fleißig besucht; seine besondere Verwendung und Geschicklichkeit — wurde mit dem ersten Prämium belohnt. — Er arbeitete im Stein und Gipse, kam nach Mähren, und hielt sich meistens zu Holleschau auf, sodann ging er nach Tobitschau, wo er aber im 56. Jahre seines Alters ledig starb. In der Todtenkapelle der Holleschauer Pfarrkirche kann man seine schöne Gipsarbeit sehen, worunter sich vorzüglich Christus am Kreuze, und die Statuen des Grafen und der Gräfin Rosal in Lebensgrösse auszeichnen.

Franz Hirle. Ein Bildhauer von Prag gebürtig, übte sich durch einige Jahre an der Wiener-Akademie, kam nach Kremsier, und verfertigte dort viele Arbeiten in Holz und Gips. Seine Arbeiten sind von mittelmässiger, etwas magerer und harter Manier, als das gelungenste Werk, kann man das in der Kollegiatkirche zu Kremsier befindliche Grabmahl des weiland Fürsten Bischofs Eck ansehen, welches von Zinn gegossen, und mit Figuren versehen ist — welche eine wohlgerathene Gruppe bilden.

Joseph Winterhalter. Ein trefflicher Bildhauer, wurde 1702 im Schwarzwalde zu Jäenbach geboren. Sein feuriges Genie trieb ihn aus seinem Vaterlande. Er ging nach München und da nach Wien, wo er sich bald die Achtung der vornehmsten Mahler durch seinen ausnehmenden Fleiß und seine Geschicklichkeit erworben hat. Durch das treffliche alabasterne Por-

wait des Prinzen Eugenius, welches ein Bildhauer aus Dresden nach Wien brachte, wurde er angeeifert, selbst nach Dresden zu gehen, um dort mehrere Werke dieses Meisters zu sehen. Von hier kam er durch die Grafen von Ostein und Questenberg nach Mähren, und verfertigte in Namiest bey Brünn einige schöne Statuen auf die Brücke; auch das Kloster Hradisch bey Olmüz enthält Schöpfungen seiner Meisterhand. Mähren hatte er lieb gewonnen, er machte sich in Znaim ansässig und nahm die Kinder seines Bruders zu sich, blieb eine geraume Zeit hier, ging nochmal nach Wien, und starb endlich im 64. Jahre seines Lebens ehelos.

An seinem Neffen hinterließ er einen sehr geschickten Mahler, der sich zu Znaim aufhält.

Winterhalter studierte seine Kunst gründlich. Er hielt sich stark an die Antiken. Seine Statuen sind geistig gestellt, gut charakterisirt, und besonders fleißig gearbeitet.

Kloster Hradisch prangt mit kostbaren Denkmählern seiner Kunst. Die schöne Statue des heil. Johann von Nepomuck vor dem Eingange in die Abtey, der Saturn in der Mitte des Springbrunnens in dem Vorhofe, und die im Refektorium in Gips mit Farben eingelassenen Schildereyen in den Fenster-Spaletten und Seitenwänden, bleiben immerwährende Denkmähler des vortrefflichen Künstlers.

Johann Georg Schauberger. Kam von Wien nach Olmüz, und von da nach Brünn. Er ahmte zuerst die von Fontana im Lande eingeführte Stukador-Arbeit nach, aber sein erfinderischer Geist machte ihn gar bald zu einem Original in der Bildhauerkunst. Er arbeitete leicht, fließend und regulär. — Seine Statuen, obschon nicht immer am fleißigsten geendet, sind doch von guter nervigter Stellung, seine Kinder und Engeln sind von besonders naiven, geistigen und gelas-

se-

fenen Bildung, fast könnte man sagen, daß er einer der besten erfinderischen Bildhauer in den Oesterreichischen Staaten war. Die schönen Statuen, und proportionirten Altäre in der Minoritenkirche zu Brünn, zeugen noch heute von der Vortrefflichkeit ihres Meisters. Er starb zu Brünn 1751.

(Wird fortgesetzt.)

Miscellen.

Wohlthätigkeitsanstalt der Studierenden am Gymnasium zu Kremsmünster.

In der reinen Jugendseele liegt der Sinn für fremdes Wohlseyn eben so unverkennbar, als der Trieb der Selbstliebe. Wir sehen daher oft von Knaben und Jünglingen Werke der Wohlthätigkeit mit Lust und Eifer ausüben. Aber merkwürdiger ist es, wenn die Jugend sogar nach einer festgesetzten Ordnung wohlthätig ist.

Es hat sich nähmlich an dem Gymnasium zu Kremsmünster — einer Lehr- und Erziehungsanstalt, welche sich seit Jahrhunderten durch thätige Unterstützung dürftiger aber fähiger Studierender rühmlichst ausgezeichnet hat — durch die Verwendung des dortigen Religionslehrers David Landsmann, eine Art von Armenanstalt gebildet, welche es sich zum Zwecke macht, die wohlthätigen Gaben für dürftigere Studierende von Seite der bemittelteren Schüler, der Lehrer und vieler dortiger Jugendfreunde zu übernehmen, um damit für so manche unentbehrliche Bedürfnisse ämsiger aber armer Studierender, als Lernmittel, Kost, Kleidung, Arzneyen u. d. gl. zu sorgen.

Diese Anstalt hat eine regelmässige Einrichtung getroffen, nach welcher die Schüler dieses Gymnasiums bey ihren sonn-, und festtäglichen Andachtsversamm-

zungen in der dortigen akademischen Kirche ihre milden Beyträge zur Unterstützung ihrer armen Mitschüler in eine daselbst aufgestellte, mit der Aufschrift; „Gelegenheit zum Guten" gezierte Büchse legen; die Lehrer und sonstigen Jugendfreunde aber ihre Gaben monatlich an die Anstalt entrichten. Die Leitung der Anstalt hat der dortige Präfekt als Vorsteher und Rechnungsführer übernommen, welchem zwey Lehrer, und aus jeder Klasse ein Schüler als Nebengehilfen, gleichsam Armenpfleger zur Seite stehen, welche auf die mannigfaltigen Bedürfnisse der nothleidenden Jünglinge acht haben, wovon erstere auch für die Vertheilung des brüderlichen Opfers zu sorgen haben. — Nach Verlauf eines jeden Monates geschieht die Abrechnung der eingenommenen Summen in Gegenwart der Armenpfleger, wie auch die Bezahlung der ordentlichen Ausgaben.

Eben besteht diese Anstalt ein volles Jahr. Am eilften Junius des verflossenen Jahrs, als am Stiftungstage dieser wohlthätigen Anstalt feyerte die Gymnasialjugend im Beyseyn ihrer Vorsteher und Lehrer und vieler Jugendfreunde das zweyte Wohlthätigkeitsfest. Morgens war die Jugend im Gymnasialgebäude versammelt und zog in die akademische Kirche ein. Die Gottesverehrung begann mit dem schönen und feyerlichen bekannten Kirchengesange: „O Tag des Herrn, du sollst mir heilig u. s. w." Nach abgelesenem Evangelium hielt der benannte Religionslehrer eine auf dieses Fest passende Ermunterungs- und Dankrede, nach welcher er den Versammelten das Verzeichniß der, dieses Jahr hindurch eingenommenen Summen für die Wohlthätigkeitsanstalt, sammt der allgemeinen Anzeige der Verwendung derselben für wohlthätige Zwecke öffentlich vorlas, und mit einem Dankgebethe schloß; nach welchem das eigens auf dieses Fest verfaßte Lied: „Die Seligkeit des Wohlthuns" gemeinschaftlich gesungen,

und nach demselben ein feyerlicher Opfergang vorgenommen ward. Nun wurde die Getreidevertheilung weiter fortgesetzt. — Jeder, welcher diesem Feste beywohnte, fühlte sich innig gerührt durch das wohlthätige Handeln, und die ächte Religiosität der zarten Jugend; und nicht wenige nahmen nun innigeren und thätigeren Antheil an dieser Anstalt. — Abends war von Seite der Lehrer eine allgemeine Unterhaltung für die Jugend im Freyen veranstaltet, und so dieser festliche Tag im ächtbrüderlichen Frohsinne verlebet.

Der Umfang dieser rühmlichen Anstalt erweitert sich immer mehr, und es läßt sich hoffen, daß dieses gute Werk immer mehr wachsen, und nicht ohne Nachahmung bleiben werde!

Wollsurrogate des Jakob Angelo zu Tuln in Oesterreich.

Dem aus Vorderösterreich gebürtigen Wundarzte Jakob Angelo ist es nach mühsamen und kostspieligen Versuchen gelungen, aus mehrern, zum Theil wildwachsenden und bisher unbenutzt gebliebenen Pflanzen eine Art Flachswolle zu bereiten, welche, wenn gleich dadurch die ausländische Baumwolle nicht vollkommen ersetzt wird, doch ein sehr schönes und die Baumwolle an Haltbarkeit übertreffendes, zu jeder Art von Weberey vollkommen anwendbares Gespinnst liefert.

Nachdem diese Versuche von genanntem Angelo in Gegenwart mehrerer Gelehrten und Sachverständigen wiederhohlt und die Richtigkeit seines Verfahrens sowohl, als die erwähnten Eigenschaften des erzeugten Stoffes, erprobt worden sind, hat sich Se. Majestät der Kaiser bewogen gefunden, den Erfinder in den Stand zu setzen, ein Unternehmen dieser Art im Großen zu

begeben habe, und die von ihm gebrauchten Pflanzen so-
wohl, als auch ihre Behandlungsart zur Gewinnung die-
ses neuen Gespinnst-Materiales zur allgemeinen Kennt-
niß zu bringen.

In dieser Absicht hat der Kaiser beschlossen, daß ihm
zur Errichtung einer Fabrik ein Staatsgebäude in [illegible]
eingeräumt, und zur Betreibung derselben ein Betrag
von 20,000 fl. aus dem Cameral-Fond, mit der Zu-
sage vorgeschossen werde, daß, wenn er seine Fabrik in
drey aufeinander folgenden Jahren in einem zunehmen-
den Fortkommen gebracht und darzuthun im Stande
seyn wird, daß er im ersten Jahre 500 Ctn. dieser
Waare, im zweyten Jahre 1000 Ctn. und im dritten
Jahre 1500 Ctn. erzeugt hat, ihm für das erste Jahr
die vorgeschossenen 20,000 fl. als Eigenthum belassen, für
das zweyte Jahr aber neue 25,000 fl. und für das dritte
Jahr eben diese Summe verabfolgt, und noch überdieß
das zur Fabrik umgestaltete Staatsgebäude als Eigen-
thum überlassen werden soll; wogegen er sogleich über
die Betreibung seines Gespinnst-Materiales einen faß-
lichen Unterricht zu entwerfen und in Druck legen zu
lassen, so wie auch Jedem, der in dem österreichischen
Kaiserstaate ein ähnliches Unternehmen zu begründen
gesonnen seyn sollte, die nöthige Anleitung dazu zu er-
theilen habe.

Buchholz Analyse des rothen Schörls von [illegible] in Mähren.

Buchholz gibt nun die Bestandtheile des ro-
then Schörls von [illegible] in Mähren auf
folgende Weise an: Thonerde 45,25, Kieselerde 39,25,
Manganoxid mit wenigem Eisen [illegible], Kalkerde 1,00,
Natron 7,12, Wasser [illegible]

ses Fossil in starken Abänderungen der Farbe, des Glanzes und der Härte, z. B. Stücke, an einem Ende pfirsichblüthroth, glasglänzend, durchscheinend, hart, am andern grün, fettglänzend, undurchsichtig, weich; andere in der Mitte und nach oben und unten zur Hälfte grasgrün, zur Hälfte roth. Haberle findet den härtern und glasglänzenden rothen Schörl von Roschna mit dem Siberit (Daurit, Rubellit) übereinstimmend; den minder harten und eigenschweren; aber mehr Wasser haltenden dagegen als eine besondere Modification desselben; beyde und der Siberit sollen ihres bedeutenden Manganoxid-Gehalts wegen als eigene Art (Manganschörl oder unschmelzbare Schörl) und ein Theil des Roschnaers wieder als gewässerte Unterart gelten. Durch den Manganschörl nähere sich der Schörl dem Hartspat (Andalusit), dieser dem Schörl mehr als dem Corund. Daß Vauquelin im Andalusit Cali und verhältnißmässig mehr Kieselerde fand als Buchholz, dürfte vom Glimmer herrühren, womit der Andalusit (wie Pinit und Scapolit) häufig aufs zärteste durchwebt sey. Die Anhöhe Hradisko bey Roschna ruht auf Gneis und besteht untenher größtentheils aus Schriftgranit, worauf Lagerquarz und auf diesem Lepidolit ruht, ein jüngeres Granitgebilde, in dem sich die einzelnen Bestandtheile des Granits getrennt und in grossen Massen nach einander erzeugten, nämlich der Feldspat im Schriftgranit, der Lepidolit als Stellvertreter des Glimmers. Vorzüglich im Lagerquarz, aber auch noch im Lepidolit kommt der Manganschörl vor, der im Lagerquarz zuweilen noch mit gelblichem, meistens ziemlich verwittertem Feldspat in Berührung ist. Der rothe Schörl, der von 2944 bis 3000 eisenschwer ist, wird vor dem Löthrohr weiß und härter, schmilzt aber nicht.

Die Herren Fourcroy, Guyton Morveau, Berthollet und Vauquelin haben der ersten Classe des französischen Instituts einen Bericht über die vorgebliche Entdeckung des Herrn Winterl, Professors der Chymie zu Pesth abgestattet, aus dem folgendes Resultat hervorgeht: daß die vorgebliche Andronie als eine eigenthümliche Substanz nicht vorhanden ist; daß die Materien, welche Herr Winterl dem Institute als Andronie überschickt hat, nichts als Zusammensetzungen aus Kieselerde, Kalk, Thonerde, Kali und Eisen sind; daß seine Theorie über die Andronie eine von jeder Art von Grund entblößte Hypothese ist; und daß seine Art, in den Wissenschaften zu verfahren und zu schließen, mehr geeignet ist, die Chymiker rückwärts gehen zu machen, als Fortschritte zu begründen.

Aufruf an Aerzte.

Von jeher haben die Aerzte, die doch ihr edler Beruf zur Verbreitung wahrer Aufklärung vorzüglich eignet, die Kinderstuben mit Ammenmährchen bereichert; denn die fürchterlichen Basiliskenhistörchen, die Läuse, die Schlangen- und Froschgeschichten haben wir ja größtentheils, oder doch wenigstens ihre officielle Verbreitung den Aerzten zu danken. Sind die Aerzte in den neueren Zeiten wohl klüger geworden? Keineswegs. Noch haben wir die im Baldingerischen Magazine eingerückte, nun aber in Hufelands Journal aufgedeckte Geschichte des Messerschluckers nicht vergessen, der ein Blatt einer Scheere von einer viertel Elle, ein dickes knöchernes Messerheft mit dem Messer von drey Zoll und einen eisernen Hammer ohne Stiel verschluckt zu haben vorgab, welche Stücke alle der Doctor in dem

Bauche des Betrügers deutlich gefühlt haben wollte, und wovon er ein abgegangenes Stück zum Beweise sich aufgehoben hatte. Noch schwebt uns die Geschichte der Anna Maria Kienker vor, die ungeachtet des Zeugnisses so vieler Aerzte und zur Beschämung derselben, in das Zuchthaus wandern mußte. Noch haben wir die eben so unsinnige als lügenhafte, von drey Aerzten bestättigte Natterngeschichte von Steyermark frisch im Gedächtnisse. Doch allen diesen Unsinn übertrift bey Weitem die jüngst in öffentlichen Blättern angezeigte und durch mehrere Aerzte officiel bestätigte Natterngeschichte, wobey nicht nur dieses gräßliche Thier stückweise, sondern auch ein Messer, ein Löffel, und eine Gabel ꝛc. abgegangen war. — Aerzte! wann werdet ihr ein Mahl aufhören durch gründliche Kenntniß und Anwendung eurer Grundwissenschaften, der Anatomie und Physiologie, die leichte Beute des Betruges zu werden? Aerzte! wann werdet ihr ein Mahl aufhören, euch und eure ehrwürdige Kunst dem Gespötte des Denkers Preis zu geben?

Linz, den 7. Decemb. 1809.

Kaspar Duftschmid,
der Arzneykunde Doctor und
Landschaftsphysicus.

* *

Nachricht für Mineralogen.

Es sind zwey systematisch rangirte mineralogische Sammlungen zu verkaufen, deren eine in 4—5zölligem Formate gegen 2500; die andere in 3—4zölligem Format gegen 1500 Nummern enthält, und die nebst andern in- und ausländischen Fossilien vorzüglich mit Opal, Perlstein, Obsidian mit Porphyren zum Theil auch gediegenem Golde, kurz mit oberungrischen Pro-

dukten des Mineralreichs sehr gut versehen sind. Liebhaber können entweder in Neusohl bey Hrn. C. A. Zipser Candidaten der Theologie, oder in Eperies bey Hrn. J. Gottfried Kollar dem ältern die ausführliche Nachricht über beyde Sammlungen und ihre Preise in unfrankirten Briefen einhohlen.

Buchhändler-Ankündigungen.

Bey Enders und Comp., Buchhändler, zu Prag in der Jesuitengasse Nro. 154 ist zu haben:

Tentamen Florae Bohemiae.

Versuch einer Flora Böhmens, von Dr. J. E. Pohl. Erste Abtheilung. 2 fl.

Durch die Herausgabe gegenwärtigen, besonders für Böhmen so interessanten Werkes, bearbeitete der Herr Verfasser einen Theil der Naturgeschichte Böhmens, welcher den Naturforschern bisher ganz unbekannt war. Zwar haben zuvor bereits mehrere thätige Männer einzelne Beyträge hierzu geliefert, wohin die Ausarbeitung eines Henke, Schmidt und Hofrath Mayer zu rechnen sind, allein sie waren und blieben bloß Beyträge; Schmidts Flora hingegen wurde nicht vollendet, ist nach einer ganz eigenen unbekannten Ansicht bearbeitet, und kann daher ebenfalls, die darin vorkommenden Unrichtigkeiten noch dazu gerechnet, auf kein Ganzes Anspruch machen. — Durch mehrere ruhmvolle Aufforderungen angeeifert, unternahm der Herr Verf. diese Bearbeitung, welche eine löblich-königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften des Druckes würdigte, auf ihre Kosten verlegen ließ, und ihren Gesellschafts-Schriften einverleibte. — Der Herr Verfasser

zeichnete sich schon früher durch die Aufnahme zum Mitgliede mehrerer naturhistorisch-gelehrten Gesellschaften rühmwürdigst aus, welche Ehrenbezeigungen gewiß auch auf gründlich und fleissige Bearbeitung gegenwärtiger Schrift hoffen lassen.

Man findet in diesem Werke, welches nach dem Linneischen System bearbeitet ist, und wovon diese Abtheilungen die ersten fünf Classen enthält; vor jeder Classe eine synoptische Uebersicht der Gattungsbestimmungen in lateinischer Kunstsprache, worauf die Arten selbst mit lateinischen, deutschen, und wo möglich böhmischen Nahmen, die Bestimmung der Art in ersterer Sprache, die Synonime botanischer Schriften, die nachzuweisenden besten Abbildungen, das Physische des Standorts, die Blüthezeit und Dauer, und bey seltenern Pflanzen auch die genauern Standorte der Gegenden, vorgezeichnet sind. — Kurze Anmerkungen, wo selbe der Herr Verfasser nöthig fand, wird man hier nicht vermissen. Nach des Herrn Verfassers Plane soll die ganze Flora Böhmens in vier gleich starken Abtheilungen bald möglichst vollendet, geliefert werden.

* *

Zweck und Plan dieser Zeitschrift.

Sie soll fortsetzen, was das Tageblatt begann; sie soll sich also verbreiten über vaterländische Gegenstände, Oekonomie, schöne und mechanische Künste, Fabriken, Handel, Medizin, Naturkunde, Pädagogik und Statistik — alles dem neuesten Zustande dieser Wissenschaften gemäß; aber in gemeinnütziger Beziehung, besonders nach dem Bedürfniß solcher, welche in diesen Fächern gern mit dem Geiste der Zeit fortschreiten, das Beste kennen lernen möchten und doch durch Geschäfte oder ungeheure, jetzige Bücher Preise, abgehalten werden, das Neueste zu kaufen oder zu lesen. — Größere Auswahl und Strenge als bey dem Tageblatt thunlich war, soll in gedrängten Zusammenstellungen des Besten, Interessantesten und Neuesten von bleibendem Werth, statt finden.

Beyträge, welche diesem Plane, ein Repertorium des Neuesten und Wichtigsten, was den denkenden und in der Bildung fortschreitenden Menschen und Bürger interessiren kann, für Hausbibliotheken zu liefern, entsprechen, sind mir nicht allein höchstwillkommen: sondern ich bitte auch darum, besonders die verehrten, ehemaligen Correspondenten des Tageblatts. Ich bitte sie an mich par Couvert an die Gastl'sche Buchhandlung in Brünn, oder wem Wien und Prag gelegener ist, dort par Couvert an die Gerold'sche, hier an die Calvische Buchhandlung zu addressiren, oder auch, jedoch postfrey, sie mir unmittelbar durch die Post zukommen zu lassen. Alle mir nur mögliche Bedingungen der Herren Mitarbeiter werde ich zu erfüllen suchen.

Die Pränumeration bey allen Postämtern, (welche sich an das Brünner Oberpostamt, das die Hauptspedition übernommen, zu wenden belieben) ist auf 4 Bände oder 12 Hefte, von denen monathlich eins erscheint, 17 fl.; bey den Buchhandlungen 16 fl., oder Bandweise 4 fl.

Brünn am 1. Febr. 1810.

André.

Ausländische Nachrichten.

1. Literarische Statistik Frankreichs.

Aus dem Kaiserl. Französischen Staatskalender für das J. 1809.

1. Allgemeine obere Behörden.

Der ganze öffentliche Unterricht in Wissenschaften und Künsten, die gelehrten Gesellschaften, Museen und literarischen Sammlungen stehen, der Natur der Sache nach, unter dem Ministerium des Innern, als höchster Behörde; insonderheit aber gehören von den vielen Bureaux dieses Ministeriums hieher mehrere, die ausschliesslich für Wissenschaften und Künste bestimmt sind, und ausser andern eine besondere Nebenbehörde für mehrere Theile des öffentlichen Unterrichts. Zunächst zum General-Secretariat gehört ein statistisches Bureau, unter Coquebert Montbret als Chef, und M. Phil. de la Madelaine als Conservateur der Bibliothek des Ministeriums, der Kartensammlungen, der Subscriptionen und Abonnemens, das die Correspondenz über alle statistische Gegenstände, die monatblichen und jährlichen Berichte der Departements, die Reiseberichte, die Bevölkerungslisten, die Protocolle der Genera-Conseils des Departements, ferner die literarischen und geographischen Sammlun-

gen, die Bibliothek des Ministeriums, die Vertheilung der für die öffentlichen Schulen, die Bibliotheken u. s. w. angeschaften Bücher und die Abonnemens besorgt. Von den Bureaux der besondern Divisionen sorgt das Bureau des Ackerbaues (oder Landwirthschaft, dessen Chef Sylvestre ist) unter andern für die Correspondenz mit den ökonomischen Gesellschaften, für die kaiserl. Schulen des Landbaues und der Vieharzneykunde, so wie für die damit zusammenhängenden Künste (daneben bestehen noch General-Inspectoren, Directoren u. s. w. der landwirthschaftlichen Anstalten); für das Bureau der Künste und Manufacturen, unter Ch. Anth. Costaz, als Chef, gehören unter andern auch die Entdeckungen in den nützlichen Künsten, die Privilegien für Erfinder, die industrielle Geographie, die neuen Masse und Gewichte, die Administration des Conservatoriums der Künste und Gewerbe, der Kunst- und Gewerbsschulen von Compiegne, Beaupreau und Trier, und die Ausstellung der Producte der französischen Industrie (daneben bestehen noch ein rathgebendes Bureau für Künste und Manufacturen, ein Conseil der Maße und Gewichte, und ein Bergwerks-Conseil, unter welchem die beyden practischen Bergbauschulen stehen). Das Bureau der schönen Künste, unter Amaury Duval, als Chef, besorgt 1) die Museen, die Schulen für Mahlerey, Bildhauerkunst, Architectur und Stereotomie, die musikalische Schule, die französische Schule der schönen Künste zu Rom, die Freyschule für die Zeichenkunst, die Werkstätten der feinen Steinschneidekunst, der Mosaik und Calcographie, die öffentlichen Monumente, die Bekanntmachung der Preisbewerbungen bey Errichtung neuer öffentlicher Denkmähler, die Transporte und Acquisitionen artistischer Gegenstände, die Aufmunterungen für Künstler, die Subscriptionen auf artistische Werke;

z) die Theater, öffentlichen Feste und Ceremonien. — 3. Für das Bureau der Wissenschaften, unter Jacquemont, als Chef, gehören das Institut (der Wissenschaften, der Literatur und Künste), die Bibliotheken und andere literarische Sammlungen, das Längenbureau und die astronomischen Observatorien, das Mineralien-Cabinet in der Münze, die Specialschulen der orientalischen Sprachen, die archäologischen Vorlesungen, die Aufmunterungen für Gelehrte und Bearbeiter der Literatur, die gelehrten Gesellschaften, der Transport und die Acquisition wissenschaftlicher Gegenstände, die Subscription auf gelehrte Werke und Druckkosten für dieselben. Die besondere Nebenbehörde für einige Theile des öffentlichen Unterrichts, die vor der Errichtung der neuen kaiserl. Universität das Ganze des öffentlichen Unterrichts befaßte, unter dem Staatsrathe, Grafen Fourcroy, besorgt jetzt noch die Ernennung zu Stellen von Zöglingen der Regierung in den Lyceen, im Collége de France, — im kaiserl. Conservatorium, der Musik und Declamation u. s. w.

II. Gelehrte Gesellschaften, Lehranstalten, literarische und artistische Sammlungen.

(I.) Gelehrte Gesellschaften.

1. Institut der Wissenschaften, Literatur und Künste (Institut des Sciences, Lettres et Arts).

Dieß dem ganzen französischen Reiche angehörige und zu Paris bestehende Institut ist dazu bestimmt, die Wissenschaften und Künste durch ununterbrochene Forschungen, durch die Bekanntmachung von Entdeckungen, durch die Correspondenz mit gelehrten in- und ausländischen Gesellschaften zu vervollkommnen, und, den

Gesetzen und Regierungs-Beschlüssen gemäß, die auf allgemeine Nützlichkeit und den Ruhm Frankreichs berechneten Arbeiten fortzusetzen. Es theilt sich in die vier Classen: 1) der mathematischen und physikalischen Wissenschaften; 2) der französischen Sprache und Literatur; 3) der Geschichte und alten Literatur; 4) der schönen Künste. Jede hält wöchentlich eine Sitzung: die erste Montags, die zweyte Mittwochs, die dritte Donnerstags, die vierte Sonnabends im ehemahligen Collége des quatre nations, jetzigem Pallaste der schönen Künste, von 3—5 Uhr; auch hält jede jährlich eine öffentliche Sitzung; die erste im Januar, die zweyte im Aprill, die dritte im Julius, die vierte im September. (Ausserdem versammelt sich das ganze Institut jährlich vier Mahl.)

Die erste Classe theilt sich in 11 Sectionen der mathematischen und physikalischen Wissenschaften. Zu den mathematischen Wissenschaften gehören die Geometrie mit 6, die Mechanik mit 6, die Astronomie mit 6, die Geographie und Schifffahrt mit 3, die allgemeine Physik mit 6 Mitgliedern; zu den physischen Wissenschaften gehören die Chymie mit 6, die Mineralogie mit 6, die Botanik mit 6, die Landwirthschaft und Vieharzneykunst mit 6, die Anatomie und Zoologie mit 6, die Medizin und Chyrurgie mit 6 Mitgliedern. Sie ernennt 2 vom Kaiser zu genehmigende beständige Secretäre, einen für die mathematischen, den andern für die physischen Wissenschaften, die Mitglieder der Classe sind, ohne zu einer Section zu gehören. Aus den Mitgliedern der übrigen Classen kann sie bis zu 6 Mitgliedern, und unter den in- und ausländischen Gelehrten 100 Correspondenten ernennen.

Die zweyte aus 40 Mitgliedern bestehende Classe hat vorzüglich für die Verfertigung des Wörterbuchs der französischen Sprache zu sorgen, und die wichtigern Wer-

Werke der Literatur, der Geschichte und der Wissenschaften in Hinsicht auf die Sprache zu prüfen. Sie ernennt einen vom Kaiser zu genehmigenden beständigen Secretär, der eines der 40 Mitglieder ausmacht. Aus den übrigen Classen kann sie bis zu 12 Mitgliedern wählen.

Der dritten, ebenfalls aus 40 inländischen Mitgliedern und aus 8 auswärtigen Associés bestehenden Classe sind als Gegenstände ihrer Untersuchungen und Arbeiten angewiesen die alten Sprachen, die Alterthümer und Denkmähler, die Geschichte und alle moralischen und politischen Wissenschaften in ihren Verhältnissen zur Geschichte; vorzüglich aber sorgt sie für die Bereicherung der französischen Literatur mit Werken noch nicht übersetzter griechischer, lateinischer und orientalischer Schriftsteller, und beschäftigt sich mit der Fortsetzung der diplomatischen Sammlungen. Sie ernennt aus ihrer Mitte einen vom Kaiser zu genehmigenden beständigen Secretär, der zu ihren 40 Mitgliedern gerechnet wird. Aus den übrigen Classen kann sie bis zu 9 Mitgliedern und 60 in- und ausländischen Correspondenten wählen.

Die vierte aus 28 Mitgliedern und 8 auswärtigen Associés bestehende Classe theilt sich in die 5 Sectionen: der Mahler-, Bildhauer- und Baukunst, der Gravierkunst und der Musik (Composition), deren erste drey 6, die übrigen zwey 3 Mitglieder haben. Sie ernennt einen vom Kaiser zu genehmigenden beständigen Secretär, der Mitglied der Classe ist, aber zu keiner Section gehört. Aus den übrigen Classen kann sie 6 ihrer Mitglieder wählen, und 36 Correspondenten im In- und Auslande ernennen.

Die gegenwärtigen inländischen Associés werden zu den 196 Correspondenten der ersten, dritten und vierten Classe gerechnet (die zweyte hat deren kei-

ne). — Die Correspondenten dürfen nicht den Titel von Mitgliedern führen, und verlieren diesen Titel, wenn sie sich in Paris niederlassen.

Die Ernennungen zu den erledigten Stellen geschehen von der Classe, in welcher sie erledigt worden, die gewählten Subjecte werden aber vom Kaiser bestätigt.

Die Mitglieder der vier Classen haben das Recht, den Privatsitzungen jeder Classe beyzuwohnen, und darin, nach geschehenem Ansuchen, Vorlesungen zu halten. Der jährlichen öffentlichen Sitzung jeder einzelnen Classe wohnen die übrigen bey. — Jährlich versammeln sich die Classen vier Mahl als Corpus, um sich Bericht von ihren Arbeiten zu erstatten. Auch wählen sie gemeinschaftlich den Bibliothecar und die Unterbibliothecare, so wie andere gemeinschaftliche Beamten. — Das Institut hat eine Administrations-Commission, die aus 5 Mitgliedern besteht, wozu die erste zwey, und jede der übrigen drey eins ernennt. Diese Commission regulirt in den allgemeinen Sitzungen alles, was sich auf die Administration, auf die allgemeinen Ausgaben und die Vertheilung der Fonds unter die vier Classen bezieht; jede Classe regulirt dann die Verwendung der ihr angewiesenen Fonds, so wie den Druck ihrer Memoiren.

Jährlich vertheilen die Classen Preise: die erste einen Preis von 3000 Fr., die zweyte und dritte jede einen Preis von 1500 Fr., die vierte große Preise der Mahlerey, Bildhauerey, Baukunst, und musikalischen Composition; wer einen dieser grossen Preise erhält, wird nach Rom gesendet, und dort auf Kosten des Staats unterhalten.

2. Die Ackerbau- (ökonomische) Gesellschaft des Seine-Departements

besteht aus 60 residirenden Mitgliedern, aus 50 Associés, unter denen 20 auswärtige sind, und hat einen

aus ihren Mitgliedern gewählten beständigen Secretär, dessen Ernennung dem Kaiser vom Minister des Innern zur Genehmigung vorgelegt wird. Unter der Aufsicht dieses Ministers beschäftigt sie sich mit allem, was zur Vervollkommnung des Ackerbaues und zur Verbesserung seiner Producte im Pflanzen- und Thierreiche beytragen kann.

3. Die Gesellschaft zur Aufmunterung der National-Industrie.

Diese Gesellschaft, die im 10. Jahre (1802), auf Betrieb der Staats-Oberhäupter, aus einer grossen Menge öffentlicher Beamten, Gutsbesitzer und Gelehrten aller Classen gestiftet wurde, und jetzt ungefähr aus 700 Mitgliedern in Paris und in den Departements besteht, hat den Zweck, die Versuche der Regierung zur Verbesserung aller Zweige der französischen Industrie zu unterstützen. Ihre Hauptmittel sind: 1) die Zusendung von Modellen, Zeichnungen und Beschreibungen der neuen Erfindungen; 2) Erfahrungen und Versuche, um das Verdienst der dem Publikum angekündigten neuen Methoden zu würdigen; 3) Belehrungen, Beförderungen und Aufmunterungen der Künstler für nützliche Arbeiten; 4) der Druck eines Bulletins, das ausschliesslich an die Mitglieder der Gesellschaft ausgetheilt wird, die raisonnirende Anzeige der in- und ausser Frankreich gemachten Entdeckungen für die Industrie enthaltend; 5) Vertheilung von Preisen. Sie hält jährlich zwey Mahl öffentliche Sitzungen; die erste im Februar ist bestimmt 1) zur Abstattung des allgemeinen Berichts über die Arbeiten der Gesellschaft durch den Secretär, und des Berichts über Einnahmen und Ausgaben durch die Commission der Fonds und die Censoren; 2) zur Erneuerung des Administrations-Conseils. Die zweyte findet im Julius Statt, und ist der

Vertheilung der Preise und der Ernennung der beyden Censoren gewidmet. Ihr Administrations-Conseil versammelt sich alle 14 Tage Mittwochs. Alle Mitglieder haben berathschlagende Stimme. Zur Aufnahme in die Gesellschaft ist es hinreichend, sich von einem Mitgliede vorstellen zu lassen, vom Conseil angenommen zu werden, und sich zu einem jährlichen Beytrage von 36 Franken zu verpflichten.

4. Die akademische Societät der Medizin zu Paris

theilt sich in drey Classen: 1) der Ehren-Titularen; 2) der Titularen; 3) der Correspondenten. Die erste Classe besteht 1) aus den Doctoren der ehemahligen Pariser Facultät, die alle von Rechts wegen Mitglieder derselben sind; 2) aus den Doctoren anderer Facultäten oder medizinischen Schulen, die seit länger als 20 Jahren Doctoren sind. Die zweyte Classe begreift die Doctoren anderer Facultäten oder Schulen, die nach den Statuten und Reglements aufgenommen werden. Die Correspondenten werden aus den französischen oder auswärtigen Gelehrten gewählt, die sich mit der Medizin oder einer Hülfswissenschaft beschäftigen. Die Gesellschaft versammelt sich am 2. und 4. Dienstage jedes Monaths von 2—4 Uhr, besonders um sich mit herrschenden Krankheiten zu beschäftigen. Sie gibt alle Mittwoch unentgeltlichen Rath an Arme von 2—4 Uhr in ihrem gewöhnlichen Sitzungsorte im Oratorium.

5. Die medizinische Societät zu Paris.

Diese durch verschiedene Beschlüsse des Ministers vom Innern bey der medizinischen Facultät errichtete Societät ist in der Absicht gestiftet, die Arbeiten der ehemahligen königl. Societät der Medizin und Akademie der Chyrurgie fortzusetzen. Sie hat daher den Auf-

trag, mit den Aerzten und Chyrurgen des Reichs und mit den auswärtigen Aerzten über alle Gegenstände, die zur Beförderung der Heilkunde beytragen können, einen Briefwechsel zu unterhalten.

6. Gesellschaft zur Ausrottung der Pocken in Frankreich durch Verbreitung der Kuhpocken.

Diese am 14. Germ. 12. J. (2. April 1804) durch einen Beschluß des Ministers der inneren Angelegenheiten errichtete Gesellschaft, deren Zweck ihr Nahme angiebt, besteht, unter dem Präsidium des gedachten Ministers, aus angesehenen und einsichtsvollen Beamten, und aus Aerzten, die das vormahlige Central-Comité der Kuhpocken-Impfung ausmachten. In ihrem Innern besteht ein Central-Comité der Kuhpocken-Impfung, das sich alle Freytage in der Kuhpocken-Anstalt von 3 — 5 Uhr versammelt, mit allen Comité's der Kuhpocken-Impfung und mit den Aerzten der Departements correspondirt, und der Gesellschaft, wie auch wöchentlich dem Minister, von den die Kuhpocken-Impfung betreffenden Thatsachen Bericht erstattet. Die Gesuche um Lymphe werden, unter Couvert des Ministers, an den Sekretär des Comité, den Dr. Husson, addressirt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hofmyl am 4. Febr. 1810. *)

Endlich bin ich im Stande Ihnen die Fortsetzung meiner Reiseauszüge zu senden, denn seit 18. v. M. als

*) Wir theilen folgende Nachrichten von der Reise des braven steyermärkischen Oekonomen Hrn. Eißl

ich mich hier befinde, gab es immer so viel zu sehen, zu zeichnen, zu lesen, um das Versäumte nachzuhohlen, und mit Vortheil den verschiedenen Anstalten beywohnen zu können, daß ich auch in dem kaum 1 1/4 Stund entfernten Bern nicht war.

O es freute mich herzlich als ich bey meiner Ankunft hier schon von Ihnen Ihren Brief vom 20. Dec. v. J. und Briefe von Zürich fand.

Sie haben ganz recht, hier kann ich mich von meiner Reise erhohlen, auch an der Seele. Wer um Fellenberg ist, öfters wenn die hohe Weihe der Kraft ihn ergreift, und sein Geist eine Welt darstellt wie sie nicht um uns, aber gewiß in ihm ist, — o dessen Glauben muß sich stärken, und der Nahme Tugend ist kein leerer Schall mehr, denn ein Schiller sagt „durch Wort und That kündet es sich an."

Vom Eisduft bedeckt, halb erstarrt vor Kälte, kam ich in Hofwyl an. Die schön geordneten Wirthschaftsgebäude, ein geschmackvolles Landhaus auf einer sanften Anhöhe, umgeben von Feldern und Wiesen, Gärten und Wäldchen sagten mir auch ohne jene Aufschrift, die den Eingang des Bureaus bezeichnet, daß ich in Hofwyl sey. Man führte mich zu Fellenberg. Ich traf ihn noch schwächlich, von einer Krankheit genesen, die ihn dem Tode nahe brachte — doch die Vorsehung wachte und erhielt ihn für seinen hohen Zweck hienieden. Er empfing mich auf eine Art, wie man alte Bekannte zu

---

um so lieber mit, da Hr. Eißl nach den neuesten Nachrichten des Herrn Doctors Hirzel in Zürch Vorlesungen über die veredelte österreichische Schafzucht gehalten, und die Aufmerksamkeit aller Schweizer Oekonomen auf sich gezogen hat. Es ist merkwürdig, daß Hr. Eißl der erste Oesterreicher ist, der als Fellenbergs Schüler auch als Lehrer eines Oekonomiezweiges im Auslande geschätzt wird! —

empfangen pflegt, und wirklich glaubt ich bald selbst hier kein Fremdling zu seyn. Die Geradheit, Offenheit, das Herzliche, das hier zum Ton des Hauses gehört, macht so gemüthlich, und öffnet Hrn. Fellenberg das Zutrauen, und die Herzen aller jener die ihn umgeben.

Hr. Fellenberg lebt ganz für die Ausführung seiner grossen Idee, der er sich allmählig immer mehr nahet, und gewiß bey fernerer Gesundheit seinen unwürdigen Zeitgenossen realisirt darstellen wird, denn wer mit reinem Sinn, und aller Kraft etwas beschließt, der führt es auch aus.

Man muß sich auf jene Stufe gestellt haben, von welcher Hr. Fellenberg ausgeht, um seine Anstalten zu würdigen, und das lückenlose Zusammenwirken einzusehen.

Hunderte kommen nach Hofwyl, und glauben, wenn sie Feld und Stallung gesehen, und den Gebrauch der Ackergeräthe sich erklären lassen, genug zu wissen, um über etwas abzuurtheilen, das sie kaum ahnen.

So mangelhaft und irrig sind auch jene Vergleichungen dieser Anstalt mit jener zu Mögelin und zu Keßthelly. Jede von diesen hat einen andern Standpunct, von dem sie ausgeht.

Fellenbergs Landwirthschaft hat eine höhere Bedeutung, als man gewöhnlich in diesen Begriff legt. Sie wird eine Anstalt, die des Menschen Fähigkeiten allseitig entwickelt, und seine Anlagen zur Humanität hinleitet. Indem dies geschieht, erlangt die Landwirthschaft als Kunst eine Entwicklung und Vollendung, die das Glück ganzer Völker gründen wird.

Könnte ich Sie doch herzaubern, um Sie den Geist dieses einzigen Institutes kennen zu lehren. So wie Fellenberg weniger auf schöne Phrasen, und gelehrten Kram, als auf That und Wahrheit hält, so spricht sich dies auch in seinen Anstalten aus. Seine Zöglinge

werden minder gelehrt über Landwirthschaft schwätzen, aber um so mehr durch Handlungen ankünden, denn der Geist der Ordnung, die Pünctlichkeit verbunden mit einem Scharfsinne, und einer stillen Festigkeit, wodurch der Mensch das Unmöglichscheinende als Wirklichkeit darstellt, der Fellenberg belebt, muß mehr oder minder auch auf seine Zöglinge übergehen. Fellenberg hat seine Vorlesungen über den rationellen Feldbau noch nicht angefangen, da wir noch täglich einige Fremde erwarten, die sich hier unterrichten wollen, und angesagt sind. Einstweilen theilt Fellenberg uns seine Bemerkungen und Resultate des letztjährigen Feldbaues mit, und benützt die Abende für uns zur landwirthsch. Lectüre mit Raisonnement. Hr. Dr. Albrecht liest über Mineralogie in landwirthschaftlicher Hinsicht ganz neu bearbeitet, und macht seine Vorlesungen durch Gründlichkeit und Originalität sehr interessant. Hr. Krippinger hat Mathematik, und Dr. Gießler gar Physik, Chymie und Physiologie der Thiere. Mit dieser Anstalt ist eine zweyte für die Erziehung junger Leute verbunden. Man hat die Pestalozzische Methode zum Grunde gelegt, und hier und da beygesetzt oder abgeändert. Der Erfolg setzte mich in Erstaunen, denn die gesunden, fröhlichen Jungen und Mädchen lösen mit Lächeln nicht unschwere Aufgaben der Mathematik, studiren die alte Geschichte nach Homer, den sie in der Ursprache lesen, und tragen die schönen Züge des entwickelnden Charakters so deutlich, daß man sich in einer andern Welt zu seyn dünkt, wenn man dies so natürliche und allseitige Hinstreben durch Entwickelung des Menschen zur Humanität sieht. Hr. Lippe, welcher sich ausschliessend der Erziehungsanstalt widmet, während die übrigen 3 Lehrer auch bey dem Landwirthschaftlichen Institute arbeiten, ist ganz nach Kopf und Herz für diese schöne Schöpfung geeignet.

Eine Armen- und Industrie-Schule ist im Werden, und wird für hier sich unterrichtende Oekonomen von größtem Vortheile seyn, wie es diese Erziehungsanstalt schon ist; denn so lernen sie auch Menschen zu bilden, die einst mit ihnen die Landwirthschaft mit vollendeten Kräften, und beseelt von Tugend und Religion, erhaben über Trug und List treiben und zur Vollkommenheit bringen können.

Alle diese Anstalten umfaßt, und leitet Fellenberg mit ganzer Hingebung seines Selbst, ohne für sich einen andern Lohn als das Bewußtseyn zu haben, denn mit strenger Gewissenhaftigkeit behandelt er die Renten dieser Anstalt, und die Ausgaben nicht als die seines Vermögens, sondern als ein Verwalter dieses Institutes. Und doch — doch traf ich hier und da auf meiner Reise Menschen, die vermög ihrer Nähe bey ihm, ihn doch kennen sollen, die seit Roms Kanonisationen aufhörten, die Rollen des Diaboli rotae übernommen zu haben scheinen.

Immerhin mögen sie fortfahren, die Anstalt durch strenge Kritik von Splittern zu reinigen, so lang es die Wahrheit gilt, ist ihr Bemühen Verdienst; allein wenn hämische Leidenschaften am Ruder stehen — verdienen sie Verachtung. Sie werden aus diesem allgemeinen Ueberblicke dieser Anstalt ersehen, daß ich hier zufrieden, ja recht glücklich mich fühle. Hab ich mich in der Folge einst mehr mit den Details beschäftigt, und sie prüfend kennen gelernt, so erhalten Sie auch die weitere Darstellung davon.

Mehrere junge Männer aus Nord- und Süddeutschland, welche sich zu gleichem Zwecke hier befinden, geben mir auch Gelegenheit, meine weitere Reise in jene Länder einzuleiten.

I. Verzeichniß

der im Märzhefte 1810 recensirten inländischen Schriften.

II. Verzeichniß

der im Märzhefte 1810 recensirten ausländischen Schriften.

III. Verzeichniß

der inländischen Buchhändler, deren Schriften im Märzhefte 1810 recensirt worden sind.

IV. Verzeichniß

der ausländischen Buchhändler, deren Schriften im Märzhefte 1810 recensirt worden sind.

V. Verzeichniß

der inländischen Intelligenznachrichten im Märzhefte 1810.

Beförderungen, Belohnungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

VI. Verzeichniß

der ausländischen Intelligenznachrichten im März-hefte 1810.

Druckfehler.

Im I. Heft.

Seite	Zeile	statt	lese
8	26	sterende	stehenden
10	12	1796	1769
12	14	gethanenen	gethanen
24	1	bleibt und	weg
138	15	18	28
150	53	Unterhalgen	Unterhaltungen

Im II. Heft.

S. 197	22	Adverbium	Adjectivum
309	21	evalescerent	coalescerent
309	vorletzte Zeile	nemium	nimium
312	22	Talent Gefühl	Talent-Gefühl
319	15	der jeder	deren jeder
320	24	unversöhnlichen	unversöhnlichem
350	12	setze bey:	k. k. Akademie-Rath und Professor
357	13	Professor und lese	Rathe, Professor und rc.

